D9828
2 Bde
LD 5206
2

Pahl J

(J[ohann] G[ottfried] Pahl)

Lesebuch

für

das schöne Geschlecht

in

angenehmen und lehrreichen

Unterhaltungen.

Zweyter Band.

Nördlingen,

bey Karl Gottlob Beck 1800.

Stadtbibliothek
Augsburg

1965. 1138

Vorrede.

Ich habe bey der Ausarbeitung des zweyten Bandes der Handbibliothek, den ich hier meinen Leserinnen übergebe, stets auf meinen Hauptzweck durch die Mittheilung gemeinnütziger, besonders dem weiblichen Geschlechte interessanter Kenntnisse, belehrend zu unterhalten, Rücksicht genommen, und so viel möglich alles das aus meinem Plane verwiesen, was blos die Einbildungskraft beschäftiget, ohne die Vernunft und das Herz zu bilden.

Man hat in allen öffentlichen Urtheilen über diese Schrift jenen Zweck gebilliget, und als nützlich und Zeitgemäß anerkannt. Aber der bey weitem größte Theil unsrer weiblichen Lesewelt scheint mit diesem Urtheile noch immer nicht einzustimmen, und faden Romanenwust, und abgeschmackte, aber

aber desto abentheuerlichere Rittermähren und Schauspiele der gesündern und nahrhaftern Speise vorzuziehen, sey auch die Zubereitung der letztern gleich noch so sorgfältig nach ihrem verwöhnten Gaumen berechnet.

Indeß giebt es doch noch viele Leserinnen, welche sich über den großen Haufen erheben, und viele Aeltern und Erzieher, welche die Lektüre ihrer weiblichen Zöglinge nach vernünftigen Grundsätzen leiten. Von dem Beyfalle und der Unterstützung derselben hängt die Fortdauer dieses Werkes ab, und der Verfasser derselben glaubt den Vorwurf der Eitelkeit nicht befürchten zu dürfen, wenn er das eine und das andere von ihnen hoft.

Neubronn in Schwaben
am 22. März 1797.

J. G. Pahl.

Bruchstücke
aus der
Haushaltungsphilosophie
eines Weibes.

* * *

So wie nicht jeder glänzende Stein ein Diamant ist, und oft die süsseste Frucht in einer schlechten Hülse wächst, so hat überhaupt nicht alles, was mit dem Scheine von Pracht, Herrlichkeit und Größe pranget, innern Werth, und vieles, was seine äusere Form klein, unbedeutend und verächtlich macht, ist nach seinem wahren Gehalte groß, wichtig und ehrwürdig.

Eure körperlichen Reize machen die Männer zu Narren; eure Kenntnisse sind ihre Bewunderung; euer Geschmack ist das Original für ein Heer von Nachahmern; euer Witz verlei-

tet Dichter und Schriftsteller zum Diebstahl; und die Pracht und Schönheit eures Hauses erweckt den Neid der ganzen Stadt. Nur mich lassen alle diese Herrlichkeiten gleichgültig. Aber dann würd' ich euch ehren, ich würd' euch vielleicht beneiden, wenn ihr häusliche, wirthschaftliche Weiber wäret, in dem edlern, erhabenern Sinn, den ihr nicht kennet, der aber, ein schönes, bezauberndes Ideal, stets vor meiner Seele schwebt.

„Wie? — Wirthschaftliche, häusliche Weiber sollten wir seyn? Pfui, der Alltagsseele, die eine solche Forderung an uns machen kann! Wir überlassen die Wirthschaft solchen Leuten, deren Geist gemein genug ist, um im Niedrigen und Trivialen Sättigung zu finden. Wir sehnen uns nach höhern Gegenständen, die Kopf und Herz beschäftigen, anziehen und unterhalten. Das alles finden wir nicht im Hauswesen. Auch zwingt uns keine Nothwendigkeit dazu. Der Himmel hat uns reichlich genug beschenkt, daß wir Geschäfte, die unter unsrer Würde sind, an andere abtreten und sie dafür bezahlen können. Was würde auch die Welt, die feine gebildete Welt, dazu sagen, wenn sie uns in

der Küche, oder in der Speisekammer, oder in der Gesindsstube fände? Wie bald verlöhren wir an diesen Orten allen Sinn für's Sublime und Geistige und alle Empfänglichkeit für den reinen Genuß des Herzens und der Einbildungskraft, ohne die kein Anspruch auf Geschmack, Ton, Artigkeit, Originalität und Approbation statt findet."

Welche kahle, lächerliche Beschönigungen der Trägheit, der Sinnlichkeit und des thörichsten Wahnes! Gehet umher in den Pallästen und in den Hütten, forschet in der Geschichte der Familien, lernet, wie sich die eine durch Häuslichkeit emporhub, und die andere durch Unordnung und Nachlässigkeit ins Elend sank, berechnet die Folgen jenes Emporkommens und dieses Elends, und dann laßt uns über die Frage mit einander sprechen: ob häusliche Sorge und Geschäftigkeit unter die kleinen oder großen Pflichten gehören? — Ob sie den Geist ehren oder schänden?

Ihr seyd reich, — und dieß ist eine Aufforderung zu einer um so größern Thätigkeit, weil euer Wirkungskreis ausgebreiteter, und das Pfund, das euch zu bewahren und zu erhalten

gegeben worden, schwerer ist. Ich habe viele Reiche gesehen, die, indem sie eure Behauptung in Ausübung brachten, arm geworden sind, und dann durch viele bittere Erfahrungen erst eine Kunst lernen mußten, die ihre Verachtung aufs empfindlichste an ihnen gerochen, und dadurch ihren Werth in ihrer Ueberzeugung stark genug gerechtfertiget hat.

Und der Weltton — o! wie widrig klingt er gewöhnlich in die ewige Harmonie der Wahrheit und Sittlichkeit. Mit ihm etwas beweisen, heißt die Stimme des Zufalls, des Vorurtheils und der Thorheit zur Gesetzgeberin erheben. Bringt den Weltton erst vor das heilige Tribunal der Vernunft, und verlasset seinen Pfad, wenn euch diese abruft, davon unbekümmert, ob sich Gecken und Affen über den Gang ärgern, den ihr einschlaget.

* * *

Die Haushaltungen sind im Durchschnitte einem mechanischen Kunstwerke ähnlich, das durch zwey Räder getrieben wird. So bald eines davon Schaden leidet, so geht die Maschine entweder unrichtig, oder sie steht gar stille.

stille. — So müssen Mann und Weib zusammen wirken, wenn man erwerben und erhalten will. In den Haushaltungen des Mittelstandes aber ist das Weib im Durchschnitte das Hauptrad. Ein Fehler, der sich in diesem findet, hat für das Werk entscheidende Folgen, und zieht ordentlicher Weise den gänzlichen Untergang desselben nach sich.

Was nützt alle Industrie und Betriebsamkeit des Mannes, was seine Sparsamkeit und Einschränkungen, was aller Erwerb, den sein Kopf und seine Hände herbeyschaffen, — wenn das Weib, aus Unwissenheit oder Trägheit die Sklavin ihrer Domestiken ist, bald durch Unordnung, bald durch Nachlässigkeit, bald durch Lüsternheit die Produkte des männlichen Fleisses verschwendet, und keinen der Vortheile kennt oder übt, die jeder für sich, so klein und unbedeutend scheinen, zusammen aber ein sehr großes Resultat hervorbringen? Je mehr der Mann erwirbt, desto mehr wird sie gebrauchen. Der arme Mann! Er schüttet Wasser in das Faß der Danaiden.

Aber man kehre den Fall um, und lasse den Mann nachlässig, man lasse ihn sogar ver-

schwenderisch seyn, und gebe ihm eine wirthliche Gattin. Sie wird sich weit bälder in sein Fach einstudieren, um seine Versäumnisse zu ersetzen; sie wird ihn viel leichter vor großen Ausschweifungen bewahren; sie wird durch ihre Klugheit und Sparsamkeit seiner Thorheit und seiner Unordnung ein weit stärkeres Gegengewicht halten, als er dieses alles, im erstern Falle, thun könte. — Man frage die Erfahrung, und vergleiche solche Familien aus der besagten Klasse mit einander, die sich von einem kleinen Anfange zu einem beträchtlichen Wohlstande empor gearbeitet haben. Man wird unter diesen manchen unwirthlichen Hausvater finden; aber vielleicht keine einzige Hausmutter von demselben Prädikate.

Sollte euch nichts zur Häuslichkeit rufen können, ihr stolzen Damen, die ihr so beredt seyd, wenn es die Ehre eures Geschlechts gilt, so sollte es diese Bemerkung seyn. Denn ist sie nicht das schönste Zeugniß für den Werth des Weibes und für seinen Einfluß auf das Wohl der Familien und der ganzen Gesellschaft? Indeß versteht es sich von selbst, daß nur diejenigen diesen Beweis, ohne sich lächerlich zu machen,

chen, führen können, die ihn durch ihr Beyspiel nicht zu widerlegen suchen.

* * *

Die Alten haben mit Recht behauptet, die Kunst des Weisen bestehe eigentlich darinn, daß er in allen Dingen den Mittelweg halte, und diese seine Mässigung sey die Quelle der schönsten Tugenden. — Auf dem besagten Mittelwege wandelt das wirthliche Weib. Ihre Tugend ist die Sparsamkeit. Das zu viel ist Geiz und das zu wenig Verschwendung, und das eine so verwerflich als das andere.

Sparsamkeit und Verschwendung widersprechen sich gegenseitig geradezu, und man kennt beyde beym ersten Anblicke. Aber haarfein ist die Linie, die die Sparsamkeit und den Geiz von einander sondert.

Die Sparsamkeit vermeidet alle Ausgaben, die das Bedürfniß nicht erheischt; der Geiz vermeidet auch sogar diese. Gut! Wer bestimmt aber das Bedürfniß? Und ist es nicht beynahe bey jedem Menschen, nach Maasgabe seines Vermögens und seiner Lage verschieden? Auch

 schließt

schließt die Sparsamkeit einen gewissen Aufwand zum Vergnügen, zur Erholung, zur Ehre und zur Unterstützung nothleidender Brüder nicht aus, — und wie weit geht in diesen Punkten das Bedürfniß? — Doch es lassen sich noch andere Züge ausmitteln, die den Geiz und die Sparsamkeit bestimmt genug charakterisiren.

Der Geizige betrachtet die Güter des Lebens als Zweck, er will bloß erwerben, um zu besitzen, der Sparsame aber betrachtet sie als Mittel, die keinen Werth an sich haben, sondern diesen erst durch die Vortheile erhalten, die durch sie erlangt werden können. Der Geizige sucht die Güter des Lebens auf jedem Wege auf, unbekümmert, ob er gegen andere ungerecht werde, ob er sie drücke und beleidige, ob er ihnen das entziehe, was er ihnen schuldig ist; der Sparsame aber verachtet jedes ungerechte Mittel, giebt jedem das Seine, und handelt nach der Maxime: „man muß leben und leben lassen." Der Geizige macht keine Ausgaben, zu denen er nicht durch physischen oder bürgerlichen Zwang genöthiget ist; und läßt den Armen hülflos bey seinem Hause vorüber=

übergehen, und den Hungrigen vor seiner Thüre verschmachten; aber der Sparsame kennt noch einen andern Zwang, den Zwang des Gewissens. Der Geizige ist heftig und leidenschaftlich, hart und unempfindlich, und gleichgültig gegen Ehre und Schande, so bald es seinem Beutel gilt, hingegen der Sparsame ist ruhig und gleichmüthig, empfindsam für die Leiden anderer, und wahre Ehre ist ihm schätzbarer, als der Besitz aller Reichthümer der Welt. — Der Geizige ist endlich nie zufrieden mit dem, was er hat, er sorgt auch, mitten im Ueberflusse, ängstlich für die Zukunft, und alle Menschen, die ihn umgeben, hält er für Diebe und Betrüger. Der Sparsame aber begnügt sich mit dem Nothwendigen, ohne sich über den Mangel des Ueberflusses abzuhärmen; er überläßt die Zukunft der väterlichen Vorsorge Gottes, und glaubt so lange an die Tugend seiner Hausgenossen, bis ihn entscheidende Beweise vom Gegentheile in die traurige Nothwendigkeit versetzen, gegen sie mißtrauisch zu werden.

* * *

Alles, was wir besitzen oder besitzen wollen,

 erlan=

erlangen wir entweder mit oder ohne unsre Thätigkeit, und zwar im letztern Falle, entweder durch die freywillige Wirkung anderer Menschen, oder durch das ungefähre Spiel des Zufalls. Ueber diesen vermögen wir gewöhnlich gar nichts, indem er sich nicht nach solchen Gesetzen richtet, die uns bekannt sind. Es würde daher sehr thöricht seyn, ihm zu vertrauen, zumal, da er so launenhaft, so ungerecht und so äuserst unzuverlässig ist.

Wer die Verbesserung seiner häuslichen Umstände von diesem eigensinnigen und unbestimmbaren Genius erwartet, ist auf dem geraden Wege, zu verderben. Leichtsinn und Trägheit pflanzen die Zuversicht auf ihn; eine schwelgerische Phantasie hält sie fest; eine Weile beglückt er seinen scheinbaren Günstling, um ihn zum Müssigang und zur Verschwendung zu leiten, und hat er diese Tücke gethan, so zieht er sich plötzlich von ihm ab, und läßt ihn, im schrecklichen Erwachen aus seinem Traume, hülflos umkommen. Dieß ist die Geschichte aller Spieler, aller unvorsichtigen Unternehmer, und aller ökonomischen Fantasten.

Ich habe in Ansehung des Zufalls, durch

Er-

Erfahrungen drey Maximen abstrahirt, die ich all' meinen Freunden zum Vermächtniß hinterlasse:

Man muß nichts von ihm erwarten, aber viel von ihm fürchten.

Wenn man am meisten von ihm begünstigt scheint, muß man ihm am wenigsten vertrauen.

Man muß ihn immer betrachten, wie der Kaufmann einen bekannten schlechten Bezahler; — er borgt ihm nicht mehr, als er ohne beträchtlichen Schaden verlieren kann.

* * *

Ich habe die Haushaltung — so hinkend wegen der unverhältnißmäßigen Verschiedenheit der Größe der Gegenstände die Vergleichung auch seyn mag, — oft mit dem Weltall, im Sinne des Denkers, der alles Existirende darunter versteht, verglichen. So wie in diesem nichts, was existirt oder geschieht, klein und unbedeutend ist, weil alles Große aus der Zusammensetzung des Kleinen entsteht, und alles Kleine, in seinen Wirkungen, unendlich groß wird, — so ist auch in der Wirthschaft, und zwar aus denselben Gründen, nichts verächtlich

und unerheblich; und die Hausmutter wird von allen Ansprüchen an Klugheit und Thätigkeit weit entfernt bleiben, die das, gewöhnlich so thöricht und schnöde verhöhnte Detail ihrer Aufmerksamkeit unwerth hält.

Schon unsre Sitten weisen dieses Detail den Weibern zu ihrem Gegenstande an, und sie scheinen, in diesem Punkte, von einer richtigen Hinsicht auf die Natur ausgegangen zu seyn. Der umfassendere Geist und die stärkere Kraft des Mannes soll sich mit ökonomischen und merkantilischen Spekulationen, mit Unternehmungen, die ins Große gehen, und mit Leitung und Berechnung des Ganzen beschäftigen, und dadurch dasjenige erwerben, was die Familie zu ihrem Unterhalte bedarf. Das Weib aber soll denjenigen Theil des Erwerbs, der zu diesem Unterhalte ausgesetzt ist, verwalten und anwenden, und dieser Beruf leitet sie überall, in der Küche, in der Speisekammer, im Kleiderschrank und in der Kindsstube, ins Detail und weißt ihr eine Menge Geschäfte an, die alle an sich klein scheinen, zusammen aber ein großes Ganze ausmachen. Wer nur einen Theil desselben versäumt, wird am Ende des

Jahrs

Jahrs doch einen beträchtlichen Verlust entdecken, und selten erstreckt sich auch diese Versäumniß nur aufs einzelne. Hingegen, wer alles beobachtet, alles zu Rathe hält, und alles mit gleicher Aufmerksamkeit thut, wird bald bemerken, wie aus vielen kleinen Ersparnissen ein großes entspringt, und wie sich jede Summe mehret, wenn auch täglich nur ein Heller zugelegt wird. Schlechte und gute Hausmütter bestätigen in dieser Hinsicht, jede in ihrer Art, die alte Bemerkung auf die einleuchtendste Weise, daß viele Bäche endlich einen Strom und viele Sandkörner einen Hügel bilden.

Sich über die Beschäftigung mit dem Kleinen zu beschweren, heißt, sich gegen die Ordnung der Natur auflehnen. Jemand muß sich doch damit beschäftigen, und da es uns unser Mißtrauen selten erlaubt, es geradezu dem Gesinde zu überlassen, so fiel es doch auf niemand anders als auf unsre Männer zurück. Aber die Hand aufs Herz, meine Schwestern! Habt ihr durch die größere geistige und körperliche Schwäche, die euch zu Theil geworden ist, nicht einen deutlichern Beruf dazu, als jene? Und, wahrlich, dem Mann, der mir diesen

Theil

Theil meiner Beschäftigung entreissen wollte, würde ich nie gut seyn können. Denn er würde sicher keinen Anspruch dieser Art machen, wenn er die Kraft und Stärke in sich fühlte, die die Männer eigentlich über uns erheben, und wodurch sie uns gerade am liebenswürdigsten werden.

* * *

Durch Ordnung besteht die Welt und alles, was in der Welt ist. Nehmet dieses Rad aus der Maschine, und sie steht entweder plötzlich stille, oder zerstöhrt sich in kurzem selbst. Sie ist die Bedingung aller physischen und moralischen Harmonie. Ohne sie ist überall Mißton, Zwietracht, Widerspruch und Zerstöhrung.

Ordnung ist die Seele des Hauswesens. Arbeitsamkeit, Spekulation, Nachtwachen, ängstliche Sorgen, eiserne Sparsamkeit — alles ist umsonst, ohne sie. Sie macht alles leicht und erträglich; sie vermindert die Last einer jeden Arbeit um die Hälfte; sie erhält alles in dem geradesten Geleise; sie vermeidet den Ueberfluß und die schädliche Einschränkung; und leitet, leicht und sicher, alle Wirkungen

der

der Maschine zu einem Ziele, — zu erwerben und zu behaupten.

Die häusliche Ordnung beruht auf der Erfüllung folgender Gesetze:

Alle geschehe zu seiner Zeit, und in derjenigen Verbindung, in die jede Sache durch ihre Natur gesetzt wird.

Gewöhnliche Geschäfte gehen ihren regelmässigen und festen Gang, wie die Uhr auf dem Kirchthurme; ungewöhnliche werden da in sie eingeschaltet, wo ihnen die Klugheit den besten Platz anweißt.

Alles in der Haushaltung habe seinen bestimmten Ort.

Alles Schadhafte werde, so bald man den Schaden bemerkt, verbessert.

Das Nothwendige, das Nützliche, das Schöne, — in dieser Reihe folgen die Geschäfte.

Alles geschehe auf dem kürzesten Wege und ohne Aufschub.

Man traue wenig dem Gedächtnisse, desto mehr dem Papiere an.

Wer diese Regeln gewissenhaft beobachtet, kann sich alle Abende mit dem Bewußtseyn zu

Bet-

Bette legen, daß keine Arbeit mehr für ihn übrig sey.

* * *

Die Reinlichkeit ist eine der schönsten wirthlichen Tugenden, und überhaupt eine kostbare Zierde im Charakter des Weibes. Menschen, die im Aeusern unrein sind, sind es gewöhnlich auch im Innern, weil das eine und das andere aus einem Grunde entspringt, aus dem Mangel des Sinnes für Schönheit und Harmonie, und aus der Erstickung des feinern Gefühls. Die wildesten und rohesten Nationen sind gewöhnlich auch die unreinlichsten.

In der Wirthschaft ist die besagte Tugend hauptsächlich deßhalb nöthig, weil theils durch sie viele Dinge nicht nur vor dem Verderben bewahrt, sondern auch immer, wo nicht in ihrem ursprünglichen, doch in einem sich demselben nähernden Werth erhalten werden, theils weil sie eine Menge überflüssiger Geschäfte vermeiden und dadurch das größte Ersparniß in der Haushaltung machen hilft, nämlich das Ersparniß der Zeit. Man darf noch hinzusetzen, daß man alles lieber und leichter thut, wenn man reine und gesäuberte Gegenstände vor sich

hat,

hat, als wenn man stets in einem stinkenden Pfuhle umher wadet.

Reinlichkeit darf aber nicht in Putzsucht ausarten. Die Unterscheidungspunkte der einen und der andern bieten sich von selbst dar. Die letztere hat keinen Zweck als das Schöne; die erstere aber sucht auf dem Wege des Schönen das Nützliche. Diese strebt blos darnach, zu gefallen; jene bezielt die ökonomische Absicht. Diese vervielfältiget und erschwert die Geschäfte; jene vermindert und erleichtert sie. Diese ist eine Tochter der Eitelkeit; jene eine Tochter der Vernunft.

Ordnung und Reinlichkeit sind unzertrennliche Tugenden, und eigentlich ist die letztere blos ein Zweig der erstern. Es ist unmöglich, die eine ohne die andere entweder zu üben oder zu vernachlässigen.

* * *

Wenn die Weiber zusammen kommen, sind Klagen über das Gesinde beynahe immer — nach den Neuigkeiten des Tages und den Angelegenheiten der Mode — der erste Gegenstand ihrer Gespräche. Ich stimme nie in diese Klagen ein, weil ich nie Ursache dazu ha-

be. Ohne mich durch die Anmaſſung lächerlich zu machen, als ob ich in irgend etwas Muſter für andere ſeyn könnte, will ich die Grundſätze — nur als Geſchichte — bemerken, nach denen ich gegen das Geſinde zu handeln gewohnt bin, und deren Anwendung mich bis itzt immer in den Stand geſetzt hat, bey den beſagten Klagen ſtille zu ſchweigen.

Das Geſinde muß die Herrſchaft fürchten und lieben. Die Furcht giebt einen Zaum für den Eigennutz und die Liebe einen für das Gewiſſen. Beydes vereint, erzeugt denjenigen Dienſteifer, den wir alle von dem Geſinde erwarten. Es kommt deßhalb nur darauf an, wie beyde Geſinnungen zu pflanzen und zu erhalten ſind.

Meine Praxis iſt folgende:

1) Ich dinge lauter junges Geſinde, das in andern Dienſten noch nicht boshaft und niederträchtig gemacht iſt, und noch durch die gewöhnlichen Erziehungskünſte gebildet werden kann.

2) Ich gebe dem Geſinde einen ſtarken Lohn, bezahle es auf die Stunde, mache ihm mit-

un-

unter freywillige Geschenke, reiche ihm eine gute Kost, und im Falle einer Krankheit behalte ich es auf meine Rechnung bey mir. Die Forderungen des Gewissens und der Klugheit laufen in diesen Punkten — so wie beynahe in allen andern — mit einander paralell.

3) Jeder Dienstbote hat sein bestimmtes, seinen Kräften gemäßes Geschäfte, das er aber pünktlich verrichten muß. Die Zeit zur Arbeit, zur Ruhe und zum Vergnügen ist genau berechnet, und alles richtet sich nach strengen Regeln.

4) Ich bin gegen das Gesinde immer heiter, freundlich und gefällig. Aber ich behaupte dabey mein Ansehen und werde nie vertraut.

5) Ich suche zur rechten Zeit zu loben und zu tadeln, und tadle immer mit feyerlichem Ernst und Nachdruck. Nie erniedrige ich mich bis zum Zanke oder zu Beschimpfungen.

6) Ich halte mein Gesinde fleissig zu religiösen Uebungen an, und vermeide es über alles, ihm irgend eine moralische Blöße zu geben.

7) Ich dulde keine Verrätherey und keine Klatscherey.

8) Meine Kinder müssen das Gesinde mit Achtung behandeln, damit dieses nicht ungerechter Weise gekränkt, jene aber nicht zum Stolze und zur Härte gewöhnt werden.

9) Ich befehle wenig, weil Jedes schon weiß, was es zu thun hat; indeß befehle ich immer mit Ernst, und mache überhaupt nicht viele Worte.

Alle meine Leute geben mir das Zeugniß, (das ich für nichts weniger als entehrend halte:) ich behandle sie gut, aber ich wolle meine Sachen recht haben.

* * *

Diejenige Hausmutter, die keine genaue Kenntniß ihrer Einnahmen und Ausgaben hat, gleicht einem Wanderer, der ohne Wegweiser durch eine unbekannte Wüste reiset. Es ist blos ein glücklicher Zufall, wenn er seinen Bestimmungsort erreicht, der noch dazu unendlichemal unwahrscheinlicher ist, als sein Gegentheil.

Diese Kenntniß ist der Bestimmungsgrund unsrer ganzen ökonomischen Handlungsweise. Sie zeichnet uns die Einrichtung der Wirthschaftsverwaltung vor, bestimmt die Gränzen

des

des Aufwandes, zeigt, was man sich erlauben und was man sich versagen muß, und lehrt, wie man im Detail auf Verbesserung des Erwerbs und auf Ersparnisse und Beschränkungen des Aufwands zu sinnen habe.

Meine Bemühungen, die hausmütterlichen Pflichten mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, haben mich endlich in den Stand gesetzt, daß der ökonomische Zustand meines Hauses stets, wie ein treues Gemählde, vor mir liegt. Ich führe über meine Einnahmen und Ausgaben ein genaues Journal, worinn ich jeden Abend alles unter seine Rubriken aufschreibe, so daß ich mir die Uebersicht über das Ganze und über seine einzelnen Theile, so oft ich will, verschaffen kann. Ist das Jahr vorüber, so untersuche ich, in Gesellschaft meines Gatten, die Rechnung Punkt für Punkt, und wir machen uns dann manches neue ökonomische Gesetz, wozu sie uns Veranlassung giebt. — Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, verrichtet man dieses Geschäfte ohne die mindeste Mühe.

Es ist überflüssig, ein Wort von dem Nutzen desselben zu sagen. Die erste Grundregel

der ganzen ökonomischen Politik, „man muß nicht mehr ausgeben, als man einnimmt,“ kann ohne diese Uebung durchaus nicht mit der erforderlichen Genauigkeit angewendet werden.

Der Mensch muß in allem, im ökonomischen wie im moralischen, sich selbst Rechnung ablegen, und so zu sagen, sein eigener Controlleur seyn. Wer dieß nicht thut, erreicht sicher in nichts die Stuffe der Vollkommenheit.

* * *

Welch' eine Quelle von Freude und Beruhigung ist das Bewußtseyn, die hausmütterlichen Pflichten redlich erfüllt zu haben! — Ihr alle wisset nichts von dieser Beruhigung, die ihr so ängstlich nach Glanz und Anbetung jaget, sinnliche Vergnügungen für das höchste Erdenglück haltet, und eure Zeit am Putztische, bey schwelgerischen Gastmahlen, in den Armen verbuhlter Gecken, oder mit einem armseligen Romane in der Hand tödtet!

Menschen besserer Art kennen ein bey weitem größeres Glück, in dem Anblicke der Früchte einer nützlichen Thätigkeit. Die weise Haus-

mut-

mutter geniesset dieses Glück in vollem Maaße. Aber was bleibt euch am Ende, nach all' euren eiteln Bestrebungen übrig, ihr, die ihr den Weltton für euer höchstes Gesetz, und eure verdorbenen Neigungen für euren sichersten Wegweiser haltet? —

Heiter fließt mir jeder Tag dahin, unter lauter nützlichen Geschäften, und — o! wie süß schmeckt mir nach ihnen der Genuß der Ruhe an der Seite meines Gatten und im Kreise meiner lieben Kinder! Wie hebt sich mein Herz bey ihrem Anblicke durch das tröstliche Gefühl, daß ich den Erwerb des erstern treulich verwalte, und die letztern durch mein Beyspiel lehre, wie mit Gottes Segen hauszuhalten sey. Und ist das Jahr vorüber, wie freuet sich meine Seele bey der Betrachtung dessen, was ich geleistet habe, bey dem Lobe meines zufriedenen Gatten, und bey der Bemerkung des kleinen Gewinns, der mir übrig geblieben ist. Eine tausendmal größere Summe, mir durch die Hand des Zufalls zugeworfen, brächte mir nicht die Hälfte dieser Freuden. Wie zufrieden kann ich auch von diesem Gewinn meinen nothleiden-

den Brüdern ihren Antheil reichen, da ich weiß, daß er die Frucht meiner Arbeit ist.

Und wie fühle ich erst mein Glück, wenn ich umher blicke auf andere Familien, die durch Nachlässigkeit und Unordnung ins Verderben gesunken sind! Wo ist größeres, unerträglicheres Elend, als in den Häusern, die, da sie erst Palläste waren, in Hütten verwandelt wurden? Tretet hinein, sehet die Noth und den Jammer ihrer Bewohner, berechnet das Elend, das ihnen in der Zukunft drohet, und die Versuchungen zu Ungerechtigkeiten, die sich in ihren Herzen regen, und urtheilet dann, ob es unter eurer Würde sey, eure Kräfte zu ökonomischer Thätigkeit anzuwenden!

* * *

Ein uralter morgenländischer König *) hat uns folgendes schöne Gemählde von einer

*) Lemuel ist sein Name. Spr. Sal. 31. Eigentlich ist dieses Gemählde ein güldnes A B C für Weiber. Man begreift, daß in einer Uebersetzung, wenn sie treu seyn soll, diese Ueberschrift hinwegfällt.

einer wirthlichen Gattin nach den Sitten seines Landes und seiner Zeit hinterlassen:

Wer kann wohl ein rechtschaffen Weib finden? — Was sind Perlen gegen sie?

Ihr darf ihr Gatte trauen; durch sie macht er überall Beute.

Sein Lebenlang thut sie ihm Gutes, ohne ihn je zu beleidigen.

Sie bringt Wolle und Baumwolle herbey, und mit Freuden bearbeitet sie ihre Hand.

Gleich dem Kaufmannsschiff bringt sie Gewinn aus der Ferne.

Vor Tags schon rüstig, theilt sie unter Kinder und Gesinde Speise aus.

Fleissig baut sie den Acker, und mit selbst gezogenen Fechsern bepflanzt sie den Weinberg. *)

Sie schürzt sich auf und stärkt die müden Hände.

 Sie

*) Diese Züge sind, wie man sieht, meistens nationell. Viele Geschäfte, die bey uns ausschliessend den Männern angehören, trieben, und treiben noch itzt im Morgenlande die Weiber.

Sie freut sich ihres Gewinnes; die ganze Nacht brennt ihre Lampe.

Mit der Spindel in der Hand sitzt sie am Rocken.

Stets ist dem Dürftigen ihre Hand ausgestreckt.

Der Winter macht ihr nicht bange; denn die Ihrigen sind darauf gekleidet.

Sie verfertiget Decken für sich; Kleider von Baumwolle und Purpur.

In der Reihe der Aeltesten sitzt ihr geehrter Mann.

Sie verfertigt Schleyer zum Verkaufe, und Gürtel holen die Kaufleute bey ihr.

Ansehen und Ehre ist ihr Gewand; heiter blickt sie in die Zukunft.

Weisheit athmen ihre Reden, Freundlichkeit ihre Befehle.

Ueberall ist sie gegenwärtig im Hause, und kein Müssiggänger ißt ihr Brod.

Sie preisen ihre Söhne, und ihr Gatte stimmt ein in ihr Lob.

Weiber haben Heldenthaten verrichtet; aber dir gebührt vor allen die Krone.

Reize sind Trug — Schönheit ist Dampf.
Nur das brave Weib laßt uns loben!
Lob ihrer Arbeit! Oeffentlicher Preis ihren Geschäften!

Ein Tag aus dem Leben der Frau von O * *

(Aus ihrem Tagebuche.) *)

Was ich doch heute wieder für Aerger und Verdruß durchzukämpfen hatte! — Solche Tage möchte ich aus meinem Leben hinwegstreichen können, wie ich eine platte, oder ärmliche Stelle, in meinen Briefen an meine Freunde ausstreiche. Denn muß die Erinnerung an einen

*) Man lernt aus dieser Erzählung die Frau von O * * von einer solchen Seite kennen, daß die Haltung eines Tagebuches, zumal von dieser Genauigkeit, gar nicht in ihren Charakter zu passen scheint. Aber man muß wissen, daß Tagebücher damals in der Stadt, in der sie lebte, zur neuesten Mode gehörten, die sich aber gar nicht lange erhalten haben soll.

einen Tag nicht bitter seyn, an dem einem überall nichts von alle dem zu Theil geworden ist, was eigentlich die Bestimmung des Menschen aus den höhern Ständen ausmacht, — keine Freude, kein Genuß und kein Beyfall?

Ich erwachte schon um 9 Uhr, und fühlte einen stumpfen Kopfschmerzen auf der linken Seite der Stirne. Das eine und das andere war eine Folge des gestrigen Balls, und der unartigen Aufführung meines Gatten, der mich nöthigte, um Mitternacht schon aufzubrechen. — Noch eine solche Probe seines Despotismus, und wahrlich! es dürfte mit einem blossen Kopfschmerzen nicht ausgehen. Wie hätte auch mein Ehrgefühl tiefer gekränkt werden können, als durch diese öffentliche, insolente Erklärung, daß ich in nichts von meinem eigenen Willen, sondern durchaus nur von seiner Bequemlichkeit und seinen Launen abhänge? Einen Mann von so wenig feinem Gefühle und Weltton, und von so viel Härte und Tyrannensinn, findet man auf hundert Meilen im Umkreise nicht. Ich Arme! daß gerade ich das Schlachtopfer werden mußte! Wo habe ich es verschuldet? —

Ich ließ mein Mädchen hereinkommen, und befahl ihr, den Thee zu bringen. Eine volle Viertelstunde ließ mich das dumme Mensch warten, und brachte dann die kahle Entschuldigung vor, daß ich ja gewöhnlich nicht so frühe erwache, — ohne sich zu erinnern, daß ich gestern eine Stunde früher schlafen gegangen war. Ich hätte ihr das ganze Theeservice vor den Kopf schmeissen mögen.

Ich fieng an zu lesen. Der Professor M** hatte mir gestern ein Buch zugestellt, das die Frage beantwortet: Wie soll ein junges Frauenzimmer sich würdig bilden? *) Es sey zwar, sagte er, noch aus der frühern Periode unsrer Litteratur; aber es enthalte einen Schatz wichtiger, schöner und aus der Erfahrung aufgegriffener Bemerkungen, und seye mehr werth, als viele dicke Bände manches neuern Damenjournales. Ich halte nicht viel von den Empfehlungen solcher Leute, die zu der Klas-

*) Von Andreas Maier. Kl. 8. Erlang, 775. Eine unsrer besten frühern Frauenzimmerschriften.

Klasse des Pöbels gehören, da ihnen beynahe allen, ohne Unterschied, der litterarische *haut gout* fehlt, und fand meine Maxime hier aufs Neue bestätigt. Das Buch enthält eine elende Sammlung moralischer Gemeinplätze, wie sie z. B. im Jesus Sirach stehen, die mir unerträglich sind. Ich wäre wieder eingeschlafen, wenn ich fortgelesen hätte, und der Kopfschmerzen nahm auch zu. Ich warf das langweilige Ding bey Seite, und nahm einen Ritterroman zur Hand, der mich besser unterhielt. Die Schriften aus dieser Klasse sind überhaupt meine Lieblingslektüre. Sie setzen mich, durch die angenehmste Täuschung von der Welt, ganz in jene glücklichern Zeiten zurück, wo noch ein Unterschied zwischen Adel und Pöbel war, wo der letztere den erstern noch nach Gebühr respektirte, wo man standeswidrige Ehen mit gerechter Strafe belegte, wo jeder Ritter in seiner Burg noch so viel Recht hatte, als der Kaiser in der seinigen, und wo die Herren den Fräulein zu lieb die blutigsten Abentheuer erstanden. Warlich, zur Bildung junger adelicher Frauenzimmer giebt es keine zweckmässigere Lektüre, als Ritterromane. Sie erwecken ein richtiges Gefühl

fühl ihres eigenen Werths, und ersticken die gemeine Denkungsart.

Um halb eilf Uhr stand ich auf. Es liessen sich einige Personen melden, die über ökonomische Angelegenheiten mit mir zu sprechen hatten. Diese Materie ist mir überhaupt die Verhaßteste unter der Sonne; denn sie verengt den Geist, und gewährt kein Vergnügen; — heute war sie mir aber gar unausstehlich. Ich befahl den Leuten, entweder zu einer andern Zeit zu kommen, oder ihre Sachen mit dem Herrn abzuthun, dem dieses Element besser behagt, und dessen Konstitution es auch angemessener ist, als der meinigen.

Der Major blieb heute bis um eilf Uhr aus, und dieß bestärkte mich in dem Verdachte, den ich gestern schon gegen ihn gefaßt hatte. Als er kam, that er so gespannt und so kalt, als wenn ihn nicht sein Herz, sondern bloße Höflichkeit hergerufen hätte. Ich stimmte mich sogleich auf den nämlichen Ton. Er gieng ernsthaft im Zimmer umher, blätterte bald in diesem, bald in jenem Buche, beantwortete alle meine Fragen mit einer abscheulichen Trockenheit, und sprach von Verlust im Spiele, und

von Beleidigungen, die er auf dem Balle erlitten haben wollte. Ich that, als ob mich sein Benehmen nicht befremde, und bat ihn, daß er sich entfernen möchte. Er lud mich zu einer Schlittenfahrt ein, die auf den Nachmittag verabredet war. Die Höflichkeit und die Politik litten es nicht anders, als daß ich mich ihm versprach.

So veränderlich, unzuverlässig und undankbar sind die Männer. Da hatte ihm gestern — was meiner Aufmerksamkeit gar nicht entgieng — die neue Hofdame ein Paar süsser Worte, eben so süß erwiedert, und nun ist sein Kopf verrückt. Sey es! Aber zwey Dinge entrüsten mich; daß er so wenig feinen Geschmack verräth, und ein Weib lieben kann, die die richtigste Kopie der flachsten bürgerlichen Dirne ist, — und daß er in dem Augenblicke so gleichgültig gegen mich wird, indem er sein Herz an diese eitle, abgeschmakte Fratze hängt. Zwar will ich nichts, als daß er nur mein Freund sey; aber ich sehe wohl, daß er das nicht seyn kann, wenn er liebet. Ich will dem Handel noch eine Weile zusehen, und ihm dann, wenn

er

er seinem neuen Götzen nicht entsagt, geradezu aufkünden. Dieß ist mein Entschluß!

Nach seiner Entfernung ließ ich den Friseur rufen. Was mir aber der für einen Streich machte, werde ich meiner Tage nicht vergessen.

Ich hatte ihm schon vor etlichen Tagen einen englischen Kupferstich zum Studium gegeben, der die neueste Art von Kopfputz darstellt, die itzt am Hofe zu St. James Mode ist. Ich beschloß, bey der heurigen Schlittenfahrt mit dieser äusserst geschmackvollen Erfindung Aufsehen zu machen, und mich so, auf eine gute Art, an den Weibern und Fräulein zu rächen, die mich gestern, als ich vom Balle aufbrechen mußte, so schadenfroh und hohnlächelnd mit ihren Augen verfolgten. Der Friseur behauptete, daß er den Kupferstich aufs treffendste kopiren werde; nur, setzte er hinzu, müsse er in dem Schnitte meiner Haare eine kleine Veränderung vornehmen. Ich war es zufrieden. Er schnitt und brannte und kräuselte ein Langes und ein Breites, und ich ahndete es bald, daß er sich in Verlegenheit befand. Ich sprach ihm Muth ein, erklärte ihm, wie

dieser und jener Zug des Originals ausgeführt werden müßte, und sicherte ihm noch oben drein eine besondere Belohnung zu. Endlich ward das neue *bonnet fourrée* aufgesetzt, und er erklärte sein Werk für vollendet.

Aber die Füsse brachen mir, als ich vor den Spiegel trat. Himmel, was da für eine Figur herausguckte! Häßlicher und abscheulicher habe ich in meinem Leben kein Menschengesicht gesehen. Die Haare waren auseinander hinausgezerrt, und strotzend hiengen die Spitzen auf die Schultern herunter; das Bonnet bedeckte nur die linke Seite des Kopfes und hieng da wie vom Winde hingeweht; meine von der Natur so gut gebaute Stirne hatte ihre ganze Gestalt verlohren; — kurz, es schien als hätte er einen Verdammten aus Michael Angelo's jüngstem Gerichte kopiert.

War es ein Wunder, wenn ich in Wuth gerieth? — Und der Kerl hatte noch die Unverschämtheit, sich, trotz seines Verbrechens, zu vertheidigen. Ich stieß ihn vor die Thüre, und schickte ihm seinen Lohn, samt seinem Abschiede, nach.

Man

Man begreift die schreckliche Verlegenheit, in der ich mich befand. — Noch nicht koefirt, noch nicht angezogen, noch nicht zu Mittag gespeißt, und um 2 Uhr war die Schlittenfahrt angesagt. Ich ließ mein Mädchen den ersten beßten Peruquier von der Straße rufen, der mir dann den alltäglichen Kopfputz zu Recht machte, und mir noch dazu unverhüllt erklärte, daß der Schurke, den ich so eben weggejagt hätte, die Haare so zerschnitten habe, daß der größte Meister in der Kunst nicht mehr im Stande sey, nur etwas Erträgliches zu Stande zu bringen. Ich hätte bersten mögen vor Zorn. In meinem ganzen Leben ist mir kein verhaßterer Streich gespielt worden; und zu alle dem war mir noch die ganze Rache verdorben, die ich an meinen Neiderinnen nehmen wollte. Ja im Gegentheil konnte ihnen mein höchst gemeiner Anzug neuen Stoff zum Spotte und Hohngelächter geben. Denn da mir nur höchstens eine halbe Stunde zu Anordnung desselben übrig blieb, so ist leicht zu erachten, wie gespannt, nachlässig und disharmonisch alles durcheinander stehen mußte. — Gott bewahre mich vor fernern Unfällen dieser Art!

Ich ertrüg' sie nicht. Noch zittern meine Glieder, wenn ich mich in den Augenblick zurücksetze, in dem ich mit dem neuen Kopfputz in den Spiegrl schaute.

Ein kleiner Vortheil wuchs mir aber doch durch die Verwirrungen dieses unglücklichen Vormittages zu; ich konnte mir nämlich, ohne mich auf eine Entschuldigung besinnen zu dürfen, die Tafel verbitten. Warlich, es wäre mir eine neue Marter gewesen, wenn ich an der Seite des Mannes hätte essen müssen, der mich gestern mit so viel roher Unempfindlichkeit dem Hohne der Närrinnen Preis gegeben hatte. Ich erschien zwar, als ich angezogen war, im Tafelzimmer; aber blos um da den Schlitten zu erwarten. Mein Mann überraschte mich mit einer neuen frohen Verkündigung, daß ihm seine Geschäfte nicht erlauben, die Parthie mitzumachen. Gottlob, dachte ich, daß ich heute einmal unabhängig bin. So wechseln Leid und Freude oft unerwartet schnell mit einander, und manchmal schlürft man noch aus dem Becher des erstern, und plötzlich tritt der letztere herzu, und träufelt ihre Süssigkeiten in den Trunk. — Um 2 Uhr hielt der Major vor dem Hause.

Wir

Wir waren 12 Schlitten, lauter Noblesse, und zum Glücke die Hofdame nicht unter uns. Das war auch in dem Betragen des Majors nur allzu bemerkbar. Er leitete seinen Ton wieder auf das alte Geleise ein, und so sehr ich mir dieses auch gefallen ließ, konnte ich mir's doch nicht abgewinnen, daß ich nicht ein paarmal auf seine muthmaßliche Liebschaft angespielt hätte. Er that — sicher das klügste, was er, falls er schuldig ist, thun konnte, — als wenn er mich nicht verstünde. Auf meinen Anzug schien niemand zu achten; und das war das erstemal in meinem Leben, daß mich diese Bemerkung gleichgültig ließ, weil ich zu wenig Eigenliebe habe, als daß ich mich hätte bereden können, daß ich dießmal, bey der Aufmerksamkeit, die ich sonst zu erregen pflege, gewonnen haben würde. Indeß lernte ich doch bey dieser Gelegenheit, was es heißt, eine Alletagsrolle spielen, oder auf der Heerstrasse wandeln.

Bey alle dem war aber mein Anzug bey weitem nicht der geschmackloseste. Neues sah' ich eigentlich gar nichts. Die Frau von M** trug noch ein Caraco-Leibchen, auf dessen

Stadtbibliothek Augsburg

Rand eine Fütterung von Pelz hervorstach, samt einem mit Pelz garnirten Rock, — eine Mode, die in der Mitte des vorigen Winters schon wieder abkam; und die Frau von H * * erschien gar in einer Horiakappe, ein Kopfputz, der wenigstens schon seit zwanzig Jahren ausgepeitscht ist. *) Die Fräulein von G * * führten armselige taffentne Schliefer, wie man sie itzt höchstens noch bey den Soldatenweibern sieht, und meine würdige Frau Schwägerin hatte ihren Nacken mit einem Schignon geziert, der so steif war, als die Haarzöpfe der Männer der besagten Damen. — Daß doch manche Menschen so wenig Sinn fürs Feine, Schöne und Moderne haben.

Die Fahrt gieng nach W * *. Aber hier ward uns leider alles verdorben. Das ganze Haus war mit bürgerlichen Schlittenfahrern angefüllt, und der Wirth konnte uns nicht einmal ein eigenes Zimmer einräumen. Wir sahen uns also in der Nothwendigkeit, uns mit dem Pöbel zu vermischen, und uns durch seine Trivialiviali=

*) Diese Stelle macht der Geschichtskenntniß der Frau von O * * wenig Ehre.

Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg

vialitäten, Abgeschmacktheiten und Sottisen zu ennuyiren. Man fieng an zu tanzen. Ich mochte mich aber nicht unter dem Janhagel herumdrehen, und schlug jede Aufforderung ab. Die Damen von Stande fanden sich alle disgustiert, und wurmten zum Theile laut über die Sorglosigkeit ihrer Chapeaus, die nicht durch eine vorläufige Bestellung dieser unerwarteten Täuschung all' ihrer Hofnungen vorgebeugt hatten. Wir sassen in den Fenstern auf dem Saale umher, und hängten die Köpfe. Die B * * schen Töchter waren die einzigen, die sich in das Gesindel mischten. Von ihnen war es auch allein zu erwarten, da sie sonst schon nicht auffallende weniger Proben ihrer Niederträchtigkeit gegeben hatten.

Unsre Führer glaubten es abwarten zu können, bis sich der Pöbel zerstreut haben würde, und bestellten, mit Einwilligung der Damen, das Soupee. Mir war es aber nicht möglich, in dieser Gesellschaft auszuhalten. Ich schützte eine Unpäßlichkeit vor, und ließ mich von dem Major nach Hause führen. Es war mir nicht anders, als ich mich von diesem wilden Volkshaufen losgerissen sah, als wär'

ich einer Räuberbande entronnen. „Wenn Sie, sagte ich dem Major beym Abschiede, künftig nicht besser für die Delikatesse Ihrer Damen sorgen, so haben wir heute die letzte Parthie zusammen gemacht." Und dabey bleibt es auch.

Als ich ausgekleidet war, begab ich mich einen Augenblick in die Kindsstube; denn mein mütterliches Herz erträgt es nicht, daß ich nur einen Tag hingehen lassen könnte, ohne meine Kinder zum wenigsten einmal zu sehen. Dieß hat auch seinen großen Nutzen. Denn die Kindsfrau und die Gouvernante versäumen ihre Pflicht, so bald sie wissen, daß sie nicht unter einer steten Beobachtung stehen, oder benehmen sich doch so respektlos gegen die Kleinen, als ob sie Menschen ihres Gelichters wären. — Für heute wär' es aber sehr klug gewesen, wenn ich meiner mütterlichen Sorgfalt nicht nachgegeben hätte. Denn in der Kindsstube wartete noch der größte Verdruß auf mich. Henry hatte durch seinen Eigensinn den Lakay gezwungen, ihm mein Pudelchen aufs Zimmer zu bringen, und kaum waren die Leute einen Augenblick weg, als er die Scheere ergriff, und dem allerliebsten Thierchen, die schönsten Haarlocken,

locken, am Halse, auf dem Rücken und am Schwanze wegschnitt. — Wie abscheulich das Hündchen aussah! Ich hätte weinen mögen über seine Misgestalt und über die Bosheit des losen Jungen; und ich weinte wirklich, als sich der gute Flatteur scheu und ängstlich vor mir niederwarf, gleich als wollt' er mich bitten, daß ich ihm, um seiner itzigen Häßlichkeit willen, meine Gunst nicht entziehen möchte. — Der Lakay soll sich die nächsten Tage nicht vor mir sehen lassen, und stünd' er in meinem Dienste, ich hätte ihn, auf der Stelle, ohne Abschied fortgejagt. Henry aber soll mir morgen, zur Strafe, mit den Domestiken diniren müssen. Das kränkt ihn sehr. Denn er hat *point d'honneur*, und fühlt eine solche Herabwürdigung.

Mein Gatte saß mit einigen Emigrès beym Lhombre. Ich war so verstimmt, daß ich gewiß nicht mitgemacht hätte, wenn ich anders einem Emigrè was abschlagen könnte. Aber diese Leute sind mir zu ehrwürdig. Sie sind Märtyrer der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Treue. — Ich verlohr etwas über 8 Louisdors.

Nach dem Soupee zog ich mich auf mein Schlafzimmer zurück, las und schrieb bis nach 12 Uhr, legte mich dann zu Bette, und bemühte mich einen Tag zu vergessen, an dem mir das widrigste Geschick so schändlich mitgespielt hatte.

Züge aus der römischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Kampf zwischen dem Adel und dem Volke dauerte nach Coriolans Tode mit derselben Lebhaftigkeit fort und erregte immer die nämlichen Auftritte wieder, an die man nun schon so lange gewöhnt war. Die Tribunen wendeten alles an, die Gränzen ihrer Macht immer weiter auszudehnen, und die Patricier strebten mit derselben Thätigkeit, sie immer mehr zu verengen. Indeß, da die erstern den großen Haufen auf ihrer Seite hatten, vermochte weder der Muth, noch die Klugheit der letztern viel über sie, und nie erhub sich ein Streit zwischen beyden Partheyen, in dem das Ansehen und die

Macht

Macht der Volksvertreter nicht einen neuen Zuwachs erhalten hätte.

Diese bestanden hauptsächlich auf zwey Forderungen, die sie bey jeder Veranlassung geltend zu machen suchten, und worinnen sie auch von dem Volke mit dem ungestümmsten Eifer unterstützt wurden. Zuerst verlangten sie, daß man diejenigen Ländereyen, die man den Feinden abgenommen hatte, und die sich größten Theils in den Händen des Adels befanden, unter den gemeinen Bürgern vertheilen, — und dann, daß man ein zweckmäßiges Gesetzbuch abfassen sollte, damit die Entscheidung der Processe und Streitigkeiten nicht mehr, wie bisher, der Willkühr der Konsulen überlassen bliebe. Das Volk drang, ermuntert und geleitet von den Tribunen, immer stärker auf die Erfüllung dieser Forderungen. Der Senat, um seine Aufmerksamkeit von dieser Sache abzulenken, und es durch neue Gegenstände zu zerstreuen, erklärte einigen benachbarten Völkern den Krieg. Aber niemand ergriff die Waffen. Es kam zwischen beyden Theilen zu gewaltsamen Auftritten. Die Tribunen beriefen, um mit einemmale zu ihrem Zwecke zu gelangen, das Volk

zusammen; es sollte in Masse über die so lange bestrittene Angelegenheit entscheiden, und durch seine Menge die Patricier auser Stand setzen, ihm zu widerstehen. Aber diese wußten, kühn und schlau genug, die Maasregeln ihrer Gegner zu vereiteln. Sie mischten sich truppenweise unter das Volk, und hinderten es, durch die Unordnung, den Lerm und das Geräusch, das sie erregten, zu stimmen, und die Tribunen sahen sich genöthigt, die Ausführung ihres Plans auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Diese trat früher ein, als ihre Gegner erwartet hatten. Der Senat mußte dem Drang der Umstände ein Opfer bringen, und um dem Willen des Volkes nicht in allem zu widerstreben, sich wenigstens die neue Gesetzgebung gefallen lassen, und damit sah sich auch der große Hause und seine Führer beruhigt.

Es wurden gleich einige angesehene Römer nach Griechenland abgesandt, daß sie sich mit der dortigen Gesetzgebung, und besonders mit den Anordnungen des Solons bekannt machen sollten. Nach ihrer Zurückkunft setzte man einen Rath von zehen Männern nieder,

die

die man die Decemviren nannte, und trug ihnen das große Geschäfte auf, die griechische Gesetzgebung auf römischen Boden überzutragen, und einen Rechtskodex zu verfertigen, der inskünftige die Richtschnur aller Gerichtshöfe seyn sollte. Es wurde diesen Männern, auf ein Jahr lang, bis zur Vollendung ihres Auftrages, die höchste Gewalt im Staate eingeräumt. Man schafte alle obrigkeitlichen Würden ab, und vereinigte sie in ihnen. Sie hatten die Zügel der Regierung ohne Einschränkung in den Händen, entschieden, als die höchsten Richter, alle streitigen Fälle, und alle Bürger, ohne Unterschied, hiengen von ihrem Winke ab. Das Volk hatte nichts mehr von den Konsulen, und der Adel nichts mehr von den Tribunen zu fürchten. Die zehen Männer konnten in den Mauren des freyen Roms eben so viele Könige vorstellen, so bald sie nur wollten.

Im Anfange waren alle Partheyen im Staate mit ihrer Verwaltung vollkommen zufrieden. Sie machten auf keine Ehre Anspruch, als auf diejenige, die ihrem Amte gebührte, wirkten einträchtig auf ihr Ziel los, und schienen

nen überall nur das Beste des Staates zu beabsichtigen. Man hörte von keiner Leidenschaft und von keiner Partheylichkeit in ihren Maasregeln und Urtheilen, und Gegenstände von Wichtigkeit und allgemeinem Interesse legten sie, mit scheinbar edler Verläugnung aller Selbstsucht, der Einsicht des gesammten Volkes vor. Sie genoßen dafür, als die Retter des Staates, als die Beschützer der allgemeinen Freyheit und als die Grundsäulen der öffentlichen Ruhe, allgemeine Verehrung, und es geschah ohne den mindesten Widerspruch, als ihnen ihre Würde, nach Verfluß der von dem Gesetze bestimmten Zeit, aufs neue übertragen wurde. Eine weisere und gerechtere Regierung hatten Roms Bürger nie genossen, als die Regierung der Decemviren.

Indessen lehrte die Erfahrung bald genug, wie gefährlich die unumschränkte Macht für freye Staaten in der Hand eines Bürgers ist, und wie selten die Menschen im Stande sind, die Versuchungen zu besiegen, in die sie durch den Besitz derselben geführt werden. Eine Hauptrolle unter den Decemviren spielte Appius, ein Mann voll Herrschsucht, Ehrgeiz

und in den Künsten der Verstellung sehr geübt. Die großen Rechte seines Amtes waren seinem Charakter so gemäß, daß er auf nichts geringeres sann, als wie er sie, durch die Umstürzung der republikanischen Verfassung, sich für sein ganzes Leben ethalten möchte. Er hatte bisher seinen Plan durch scheinbare Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Bürgerliebe so künstlich verschleiert, daß es unmöglich war, denselben zu wittern. Erst nach der erneuerten Errichtung des Decemvirats, da er sein Ansehen stark genug befestigt zu haben glaubte, dünkte es ihm Zeit zu seyn, allmählich zur Ausführung desselben zu schreiten. Er ließ sich zum Vorsteher seines Kollegiums ernennen, brachte einige Beysitzer aus der Hefe des Pöbels, die seinen Absichten angemessen waren, in dasselbe, da es vorhin aus lauter Adelichen bestand, machte sie, so viel möglich, abhängig von seiner Person, und als er sie genugsam erprobt hatte, theilte er ihnen seine Anschläge mit. Die stolze Hofnung, sich mit ihm in die Tyranney zu theilen, erwaib ihm aller Beyfall.

Schon die Art, mit der Appius und seine Ge=

Genossen sogleich beym Antritte ihres Amtes auftraten, hatte nichts weniger als ein republikanisches Gepräge. Nicht als Bürger, sondern als Könige erschienen sie auf dem Marktplatze, von 120 Liktoren umgeben, die, wie es ehemals nur bey den Königen und Diktatoren Sitte war, die Stäbe mit den Beilen vor ihnen hertrugen. Dieser Aufzug erfüllte das Volk mit düstern Ahndungen, und bald ward es inne, daß diese Ahndungen nicht Täuschung waren. Die zehen Männer fiengen an, mit aller Willkühr der Tyranney zu herrschen. Kein Gesetz und kein Herkommen ward von ihnen geachtet; ihr Wohlgefallen war der einzige Entscheidungsgrund aller Angelegenheiten. Niemand durfte sich erfrechen, sich gegen ihre Verfügungen zu sträuben. Der Auswurf des Pöbels und die lasterhaftesten Menschen aus den höhern Ständen waren durch erregte Hofnungen und Bestechungen in ihren Plan gezogen, und, gleichsam als ihre Leibwache, stets um sie her versammlet. Unter ihrem Schutze war es diesen ihren subalternen Spießgesellen erlaubt, alle Verbrechen ungehindert auszuüben, damit sie sich ihrer

rer Anhänglichkeit desto mehr versicherten. Rom wurde der Schauplatz der scheußlichsten Frevelthaten. Die bessern Bürger zogen sich aufs Land zurück, oder wurden von den Tyrannen mit Gewalt ausgestoßen, und in zahme Unthätigkeit versenkt, konnten sie nichts thun, als das Unglück ihres Vaterlandes beweinen. Die Kundschafter der Usurpatoren spähten alle Winkel aus, und der leiseste Anschlag zu ihrer Demüthigung konnte ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Furcht und Schrecken hatten sich der Herzen aller Patrioten bemächtigt, und gutwillig reichte Rom seine Hände den Ketten dar, womit sie die Tyrannen fesselten.

Die Sabiner und die Aequier, zwey von den Römern in ihre Knechtschaft gezwungene Nationen, glaubten die damalige in der Stadt herrschende Muthlosigkeit und Verwirrung benutzen zu müssen, und so das ihnen aufgelegte Sklavenjoch leichten Spieles abzuschütteln. Sie kündigten ihren Herren den Gehorsam auf, bewafneten ihre Männer und Jünglinge zur Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit und stürmten mit einem starken Heere über

die Gränzen des römischen Gebietes herein. Es gelang den Tyrannen, trotz des allgemeinen Unwillens, einen Heerhaufen von 10 Legionen bewafneter Bürger zusammen zu bringen. Acht Legionen rückten, unter dem Befehle von eben so vielen Decemviren, dem Feinde entgegen; Appius aber blieb mit zwey Legionen in der Stadt zurück, um die Gefahr abzuhalten, die im Innern nicht weniger vorauszusetzen stand, als sie an den Gränzen wirklich eingetreten war.

Kaum hatte die Armee die Stadt verlassen, als die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Soldaten laut zu werden anfieng. Sie behaupteten, daß dieser Krieg in keinem Falle zu ihrem Besten, sondern immer nur zur Begründung des Ansehens der Tyrannen ausschlagen könnte. Jeder Sieg, setzten sie hinzu, würde die Macht ihrer Treiber um eine Stufe erhöhen und endlich unzerstöhrbar befestigen. Mißmuthig rückten sie zwar vor; aber keiner war entschlossen, sein Blut zur Begründung der Sklaverey zu verspritzen. Endlich brachen sie gar in eine völlige Empörung aus. Sie fluchten

ten ihren Befehlshabern, warfen die Waffen weg, verliessen ihre Paniere und liefen zerstreut wieder in die Nähe der Stadt zurück.

Rom ward — als hätten die Soldaten den glänzendsten Sieg erfochten — mit lauter Freude erfüllt. Die Patrioten lobten die Widersetzlichkeit der Streiter, und die derselben zu Grund liegende Gesinnung, und jedermann erwartete von ihnen die Befreyung des Staats. Aber es fehlte an einem unternehmenden Manne, der sie um sich her versammelt, ihre Berathschlagungen geleitet und sie zur Hinwirkung auf ein festes Ziel vereinigt hätte. Alles verlangte die alte Verfassung und die Abschaffung des Decemvirats; aber niemand trat hinzu, die öffentliche Meynung zu fixiren und die Bewegungen des Volks in einen planmäßigen Gang zu bringen. Vielleicht wäre es den Decemviren bey dieser Unentschlossenheit ihrer Gegner noch gelungen, sich wieder zu behaupten, und dann ihre Herrschaft unerschütterlich zu gründen, wenn nicht eine That des Appius, die an empörender Schändlichkeit kaum ihres gleichen hat, den gährenden Stoff plötz-

lich zur gewaltsamen Explosion gebracht hätte.

Appius, der, während die Armee im Felde stand, unumschränkt in der Stadt herrschte, und von Jedermann eben so sehr gefürchtet als gehaßt wurde, sah einst, als er sich eben damit beschäftigte, die Processe der Bürger auf dem Gerichtsplatze zu schlichten, ein Mädchen von auserordentlicher Schönheit, und noch in der vollen Blüthe zarter Jugend, bey sich vorüber gehen. Ihre Reize fesselten den alten Wohllüstling, und er hatte sie nicht sobald erblickt, als er schon die Entschliessung faßte, es zu versuchen, ob diese so herrliche Blume nicht von ihm gepflückt werden könnte. Auf seine Nachfrage erfuhr er, sie sey die Tochter des Lucius Virginius, eines angesehenen Mannes, von bekannter Rechtschaffenheit und Tapferkeit; ihr Vater befinde sich bey der Armee, und da ihre Mutter längst gestorben, lebe sie in dem Hause ihres Oheims, Numitorius; sie sey mit dem ehemaligen Volkstribun Icilius verlobt, und heisse Virginia. So wenig all' diese Nachrichten den Erwartungen des Decemvirs schmeichelten, so war er doch durch die

Al-

Alleinherrschaft an die Befriedigung all' seiner Wünsche und Launen gewöhnt, — weit davon entfernt, sie um derselben willen aufzugeben. Er wendete sich zuerst an die Zofe des Mädchens, und versprach ihr große Summen, wenn sie ihm zu seinen Absichten behülflich wäre. Diese wies aber seine Anerbietungen mit alle dem Unwillen und der Verachtung zurücke, die sie verdienten.

Appius schlug einen andern Weg ein, der zwar künstlicher und umständlicher als der erstere war, aber ganz unfehlbar schien. Markus Claudius, eine seiner Kreaturen, und ein bezahltes Werkzeug seiner Frevelthaten mußte in dem Mädchen die Tochter einer seiner Sklavinnen entdecken, und darauf die Forderung bauen, daß sie ihm, als sein rechtmäßiges Eigenthum, wieder zurückgegeben werden müßte. Bey der ersten Gelegenheit machte der schamlose Betrüger seine Ansprüche geltend, und suchte den schönen Raub mit Gewalt hinweg zu nehmen. Das dabey stehende Volk, das ihn theils für einen Unsinnigen hielt, theils seine Absichten auf die Unschuld des Mädchens wittern mochte, entriß sie aber seinen Händen. So-

gleich lief er mit brennendem Kopfe vor den Richterstuhl des Appius, trug seine Beschwerde vor, bat, daß ihm sein Eigenthum zurückgegeben werden möchte, und erlangte nichts leichter, als daß Virginie neben ihm erscheinen mußte, um ihm Rede und Antwort zu geben.

Hier stand das unschuldige, mit den Ränken der Welt unbekannte Mädchen weinend und um Mitleiden flehend, zweyen Bösewichtern gegenüber, die unter sich zu ihrem Verderben einverstanden waren. Appius fand die Klage seines Anhängers so einleuchtend und so billig, daß er ohne Umschweif erklärte, er fühle sich durch Gesetz und Gewissen verbundeu, seinen Ansprüchen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Schon war er im Begriff, ihm das schuldlose Schlachtopfer zu überantworten, als das Volk, unfähig seinen gerechten Unwillen länger zu unterdrücken, in ein lautes Murren ausbrach, und dann entschlossen erklärte, Virginie könne nicht verdammt werden, wo ihr nicht erst ein Vertheidiger gegeben sey, dessen sie als Weibsperson, und wegen ihrer Jugend, gedoppelt bedürfe. In diesem Augenblicke kam der

Oheim

Oheim des Mädchens, der unterdessen von dem Bubenstücke des Claudius benachrichtiget war, umgeben von seinen Verwandten, Freunden und Hausgenossen, herbey geeilt. Numitorius, Wuth und Rache um sich her blitzend, ergriff das Mädchen bey der Hand, und rief dem erschrockenen Richter und dem frohlockenden Volke zu: „Hier, hier sind ihre Vertheidiger! Mag nun dieser Elende sprechen, was er „zur Beschönigung seines Raubes zu sprechen „hat!“

Claudius legte seinen alten Kram wieder aus: Virginie seye von einer seiner Sklavinnen gebohren und von dieser an ihre vorgebliche kinderlose Mutter verkauft worden; eine Menge zuverläßiger Zeugen können seine Behauptung bestätigen; er verlange, trotz der entschiedenen Güte seiner Sache, vor der Ankunft des Virginius keine gänzliche Entscheidung derselben; aber er fordere von der Gerechtigkeit des Richters, daß er ihm den Besitz seines unwidersprechlichen Eigenthums so lange einräume, bis es ihm ohne Einschränkung zuerkannt werde. Numitorius und seine Freunde glühten vor Aerger und Entrüstung über die

Unverschämtheit des Mannes. „Ich kenne dei„ne Anschläge, einziger Bösewicht, sprach der erstere, „aber sie sollen dir vereitelt werden. „Meynest du, die Tochter eines rechtschaffenen „Mannes sey eine Waare, mit der du deinen „Wucher treiben dürfest? Ja ein schändlicherer, „niederträchtigerer Betrug ist in Roms Mau„ren nie ausgeübt worden, als der, den die„ser Frevler entworfen hat. In zweyen Ta„gen, fuhr er fort, indem er sich zu Appius wandte, — „wird Virginius hier seyn, und „von diesem Betrüger die Rache fordern, zu der „er berechtiget ist. Sein Verlangen, daß man „ihm dieß unschuldige Mädchen so lange über„geben soll, bis der Streit geschlichtet ist, ver„räth seine Plane. Virginie soll nicht von „meiner Seite kommen. Das Gesetz sagt, daß „der Kläger den Beklagten vor dem Endur„theile nicht aus dem Besitze des bestrittenen „Gegenstandes dringen könne; und dies Gesetz „ist mir eine sichere Schutzwehr gegen die un„verschämte Forderung dieses Elenden."

Appius, ob er gleich durch die Erscheinung des Numitorius einige Augenblicke in

Ver=

Verwirrung gesetzt ward, erröthete doch nicht, trotz der auffallenden Wahrheit, die in den Worten des letztern lag, den Kläger zu unterstützen. „Das Mädchen — sagte er mit der erheuchelten Miene der Ueberzeugung und der Gewissenhaftigkeit — muß doch dem Claudius, bis aufs Weitere, übergeben werden. „Das Gesetz, auf das du dich berufest, mein „Numitorius, leidet hier keine Anwendung. „Du weißt es, daß Umstände die Sachen verändern. Nun aber macht Virginius als „Vater und Claudius als Herr an dieses „Mädchen Anspruch. Wäre der erstere gegenwärtig, so würde ich sie ihm, ohne Weiteres, „bis zur Entscheidung zusprechen. Da aber du, „mit all' deinen Genossen, nur stellvertretend „handelst, ohne sogar einen Auftrag dazu erhalten zu haben, so bleibt sie dem andern „überlassen, der sie als sein Eigenthum in Anspruch nimmt. Uebrigens versteht es sich, „daß er sich auf eine hinreichende Weise verbürgen muß, sie bey der Ankunft ihres vorgeblichen Vaters wieder unverletzt hieher zu bringen. Dieß fordert die Gerechtigkeit. Liktoren, „übergebt das Mädchen dem Claudius!

Indem Appius noch redete, eilte Icil, der Bräutigam der jungen Römerin, herbey. Schäumend und schnaubend drang er durch die Menge, stieß den Liktor, der ihn auf Appius Befehl zurückweisen sollte, auf die Seite und warf sich um Virginiens Hals. Die Zofe hatte ihm die Absicht des Decemvirs aufgedeckt. Mit einem Blicke voll Wuth starrte er den Richterstuhl an. „Wie? — donnerte „er zu Appius hinauf — du willst meine „Braut diesem Schurken übergeben? Ich kenne „dich, Decemvir! Soll Virginie auch unter „der Sense fallen, mit der deine tyrannische „Hand so unaufhaltsam in unserm Vaterlande „umhermäht? So lange Icil lebt, wird nie„mand vermögen, ihm seine Braut zu rauben! „— Du, Elender! hast Rom seine Frey„heit, seine Tribunen und seine Rechte „geraubt, und nun sollen auch die Töchter der „Bürger die Beute deiner Geilheit werden? „Die Armee, unter der Virginius dient, „und das römische Volk sind gerecht und stark „genug, mich gegen diesen Tyrannen in Schutz „zu nehmen, und die Götter — fluchen seiner „That. Doch wenn auch Götter und Menschen

mich

„mich verlassen, so werd' ich Virginien mit „meinem Körper bedecken, bis ich unter den „Waffen der Miethlinge dieses schamlosen „Wohllüstlings meinen Geist aushauche."

Die kühne Zuversicht des Icilius brachte die bis itzt noch unbemerkt gährende Mißbilligung, in dem größten Theile des umherstehenden Volkes, in Aufruhr. Jedermann forderte Gerechtigkeit für das gemißhandelte Mädchen und ihren Verlobten, jedermann murrte über den Richter, jedermann betrachtete den Claudius mit Abscheu, und einige drangen sogar hinzu, um auf der Stelle für seinen Betrug Rache an ihm zu nehmen, so daß er, auf seine Rettung bedacht, seine Zuflucht auf die Stuffen des Richterstuhls nehmen mußte. Der schlaue Appius bemerkte die Gefahr, der seine Person durch diese Stimmung des Volks ausgesetzt ward, und erklärte deßhalb: Virginie möge ihrem Bräutigam gegen eine hinreichende Bürgschaft überlassen bleiben, bis auf den folgenden Tag; würde sich aber bis dahin ihr angeblicher Vater nicht einfinden, so müßte er auf seinem ersten Spruche bestehen, es möge auch kosten, was

was es wolle. Er nehme auch diesen, setzte er hinzu, gar nicht aus Furcht vor dem Trotze des Icilius, oder von den Bewegungen der Umstehenden zurücke; Claudius habe selbst auf das Recht Verzicht gethan, das ihm die Gesetze zuerkennen. — Icilius leistete die verlangte Bürgschaft und führte Virginien, unter dem lauten Freudengeschrey des versammelten Volkes, nach Hause.

Appius war überzeugt, daß ihm die Ankunft des Virginius seinen ganzen Anschlag verderben mußte. Er schickte deshalb, um sie zu verhindern, einen Eilboten in das Lager, und ließ seinem Kollegen, unter dem des Mädchens Vater diente, wissen, er sollte ihm keinen Urlaub geben, oder ihn, falls er auf der Abreise bestünde, sogleich in Verhaft nehmen. Da er hiebey vermuthen konnte, daß er schon früher von dem Processe seiner Tochter Nachricht erhalten und das Lager verlassen haben dürfte, so befahl er dem Decemvir, ihn zu verfolgen, und von Rom aus wurden zugleich Häscher abgefertigt, sich seiner zu bemächtigen. Die letztere Vermuthung war wirklich eingetroffen. Durch seine Verwandten von der Lage seiner

Toch-

Tochter unterrichtet, war Virginius früher abgereißt, als die Verhaftsbefehle gegeben waren, und all' seine Vorsichtsanstalten sah Appius vereitelt, als der Vater am folgenden Tage, mit der Tochter an der Hand, vor dem Richterstuhle erschien.

Es war zu befürchten, daß das Ansehen, der Muth und die Beredsamkeit des Virginius und seiner Verwandten, einen für das Interesse des Decemvirs äuserst nachtheiligen Eindruck auf die ungeheure Masse Volks machen könnte, die, aus Neugierde, aus allen Gegenden der Stadt herbey gefluthet war. Er ließ deßhalb einen beträchtlichen Theil von den auf dem Kapitol liegenden Soldaten herbeyrücken und den Gerichtsplatz besetzen, entschlossen, seinen Spruch, wenn es Noth wäre, auch mit Gewalt zu behaupten. Schon der Anblick der verklagten Parthey flößte den Zuschauern Theilnahme und Mitleiden ein. Mit dem vollen Reize der Jugend und der Unschuld geschmückt, stand Virginie im Kreise ihrer Gespielinnen, die ihre Thränen mit den ihrigen mischten. Auf den Gesichtern ihres Vaters und

ihres

ihres Verlobten lag ein schrecklicher Ernst, der Wuth zu brüten schien. Sie klagten den Umstehenden das schreyende Unrecht, das ihnen bereitet wurde; zürnten über das Schicksal der Römer, die, während sie im Felde für's Vaterland fechten, ihre Töchter zu Hause von geilen Frevlern ungestraft geraubt sehen; und Icilius erzählte unverholen alles, was er von dem Plane des Decemvirs wußte, unbekümmert um das Lauschen seiner Kundschafter und um seine Rache. Jedermann ermunterte sie, ihre gerechte Sache, als freye Männer, standhaft zu vertheidigen.

Der Kläger bestand auf seiner ersten Behauptung, und führte zur Bestätigung derselben eine, um das Geld des Richters erkaufte Sklavin herbey, welche erklären mußte, sie habe Virginien gebohren, und sie gleich nach ihrer Geburt ihrer vorgeblichen Mutter, welche unfruchtbar gewesen sey, um eine gewisse Summe abgetreten. — Virginius widerlegte den Kläger und seine Zeugin auf die gründlichste und einleuchtendste Weise. Mehrere vornehme Damen traten hinzu, und behaupteten,

die

die eine, sie habe Numitorien schwanger gesehen, die andere, sie habe das Kind in ihrer Gegenwart gestillt und andere, sie haben ihr bey der Niederkunft mit dieser Tochter Beystand geleistet. Jedermann begriff, daß die Aussage einer verächtlichen Sklavin gegen so viele einstimmige Zeugnisse der angesehensten Bürgerinnen, so viel als nichts vermöge. Das ganze Volk entschied für den Verklagten. Schon hörte man einige laute Stimmen: Uebergebt das Mädchen ihrem Vater und bestraft den Bösewicht, der sie ihm rauben wollte. Aber die arglistige Vorsicht, die Appius durch die Besetzung des Marktplatzes angewendet hatte, hielt die Zuschauer im Zaume, daß sie es höchstens bey der bloßen Forderung bewenden lassen mußten.

Der Decemvir, unerschütterlich in der Verfolgung seines Plans, und dem Ansehen trauend, in das er sich durch seine Schreckensherrschaft gesetzt hatte, gebot dem Volke Stillschweigen. „Es ist wahr, sprach er, Virginius hat den Schein ganz für sich, aber weiter nichts als den — Schein. Laßt mich ei-

„nen

„nen Umstand entdecken, den ich allein weis, „und der mit einem male den ganzen Streit „schlichtet. Der Vater des Claudius er= „nannte mich, auf seinem Todtenbette, zum „Vormunde seines Sohnes. Sterbend sagte „mir dieser rechtschaffene Bürger, als er mich „von dem Zustande seines Vermögens unterrich= „tete, das nämliche, was mein Mündel noch „behauptet, daß Virginie die Tochter seiner „Sklavin sey, und daß ich sie, nach seinem „Tode, mit allem Fuge zurückfordern könne. „Ich hörte mehrere Zeugen ab; ich brachte die „Sache zur Gewißheit; ich trug aber aus Be= „weggründen, die nicht hieher gehören, Beden= „ken, von meinen Entdeckungen Gebrauch zu „machen. Nun aber, da mein Mündel seine „Ansprüche vor Gericht erneuert, so kann ich „nicht anders, ich muß, trotz der Thränen des „Mädchens und des strafbaren Ungestümms ih= „rer anmaßlichen Verwandten, dem das Recht „angedeihen lassen, dem es, nach meiner innig= „nigsten Ueberzeugung, gebührt. Vermöge der „mir zukommenden richterlichen Macht erkläre „ich also diese junge Sklavin, Claudius, für „dein Eigenthum. Führe sie hinweg und handle

„mit ihr nach all' den Rechten, die das Gesetz „freyen Männern über ihre Leibeigenen ein„räumt."

Virgin, Icil, Numitor und ihr ganzes Gefolge geriethen bey diesem abscheulichen Richterspruche in eine tobende Raserey. Der Vater des Mädchens, seiner nicht mehr mächtig, rennte in der Wuth auf den Richterstuhl los. „Wie? brüllte er, also soll doch Virginie „ein Schlachtopfer deiner viehischen Geilheit „werden? — Icil, Virginie, deine Verlobte! „— Wehe euch, Römer! ihr habt keine Wei„ber und keine Töchter mehr unter der Herr„schaft eurer Tyrannen!" — Ein lauter, murrender Ausbruch des Unwillens tönte über dem ganzen Volkshaufen. Aber der Decemvir blieb unerschüttert. Er gebot einem Liktor, die Sklavin ihrem Herrn zuzuführen, und auf seinen Wink setzten die Soldaten sich in Bewegung. Der Pöbel verstummte und lief auseinander. Es war um Virginien geschehen.

„Du bist also verlohren, meine Tochter, „— sprach der Vater, — möge denn Clau„dius seines Sieges froh werden! Ich vemag

„nichts gegen Gewalt. Doch darf ich noch „zwey Worte zum Abschiede mit dem Mädchen „reden?" — Allerdings, erwiederte der frohe Richter, der seinen Sieg nun für entschieden hielt. Virgin ergriff das kläglich jammernde Kind bey der Hand, zog sie an eine nebenstehende Bude, nahm ein Messer, das auf derselben zu Kaufe lag, und mit den Worten: „die „Bosheit soll dir doch deine Tugend nicht rauben! Wandere rein und unschuldig hinüber zu „deinen Vätern!" — stieß er's ihr in die Brust. Vom Blute rauchend erhub er das Messer zu dem Richter, und rief zu ihm hinauf: „Bey diesem unschuldigen Blute weihe ich deinen Kopf den unterirdischen Göttern!"

Schrecken und Entsetzen ergriff alle Anwesende bey dieser schrecklichen That. Laute Flüche über den Tyrannen hörte man auf allen Seiten. „Nehmet den Mörder gefangen! ergreifet ihn!" brüllte er vom Richterstuhle herunter. Aber mit dem Messer in der Hand drang Virgin durch die Soldaten und das Volk, schwung sich aufs Pferd, und eilte zu seinen Waffenbrüdern ins Lager.

Ganz Rom kam in Aufruhr. Appius, von den Bissen des Gewissens getrieben, verließ den Richterstuhl und floh nach Hause. Viele tausend Menschen versammelten sich um den Leichnam. Numitor und Icil baten und beschworen das Volk, die Ungerechtigkeit des Decemvirs zu rächen, durch die ein braver Bürger in die schreckliche Nothwendigkeit gekommen war, sein eigenes Kind zu ermorden. Die Römer glühten alle vor Zorn über den verhaßten Bösewicht, und als er die Liktoren herbey schickte, den Icil in Verhaft zu nehmen, fielen sie diese Diener der höchsten Gewalt an, und zerbrachen die Zeichen ihres Amtes. Ja, als er in Begleitung seiner Anhänger selbst erschien, um seine Befehle geltend zu machen, fluchte ihm das Volk ins Angesicht, und nöthigte ihn, sich unverrichteter Dinge wieder zu entfernen.

Einen noch tiefern Eindruck machte dieser schauerliche Auftritt bey der Armee. Die Soldaten überliessen sich den heftigsten Ausbrüchen ihres Unwillens. Alle Legionen hatten dieselbe Gesinnung; alle brachen im Lager auf, zogen in die Stadt, verschanzten sich auf dem heiligen Berge, und forderten in gebiete-

rischem Tone die Abschaffung des Decemvirats, die Herstellung der alten Verfassung und die Bestrafung des Appius. Das ganze Volk stimmte mit ihnen ein. Man konnte dem Verlangen aller nicht länger widerstehen. Die Decemvirn legten ihre Würde öffentlich nieder. Die Armee ernannte zehen Tribunen, unter welchen Virgin, Icil und Numitor die ersten waren; das Volk aber erwählte den Valer und Horaz zu Consulen, zween Männer, die schon lange mit patriotischem Eifer, an der Abschaffung des Decemvirats gearbeitet, und auch in der eben erzählten Bewegung das Meiste zur Bewerkstelligung derselben beygetragen hatten.

Kaum war Virgin in sein neues Amt eingetreten, als er eine öffentliche Klage gegen den Appius erhub, und diejenige Genugthuung verlangte, wozu die Gesetze einen so schändlichen Verbrecher verdammen. Appius, vor dem noch vor wenigen Tagen ein ganzes großes Volk zitterte, erschien gebeugt, furchtsam und niedergeschlagen, in Trauergewand gekleidet, auf dem Gerichtsplatze. Ein Strohm von Worten floß aus Virgins Munde, um all' die

Verbrechen aufzuzählen, die dieser Bösewicht begangen hatte. Er hat sich, sprach er, zum Tyrannen über dieses freye Volk aufgeworfen; er hat uns gezwungen, mit den Waffen in der Hand unsre verlohrnen Rechte wieder zu ertrotzen; er hat unsre Weiber und Töchter geschändet; er hat Verbrechen auf Verbrechen gehäuft; er hat mich genöthiget, den Dolch in die Brust meiner einzigen Tochter zu stoßen. Sprich, gerechtes Volk, sprich die Strafe aus, die dieses Ungeheuer verdient hat! Er werde ins Gefängnis geführt, bis der Lohn seiner Schandthaten bestimmt ist!"

Appius fand in den letzten Worten des Tribuns eine große Ungerechtigkeit, „du kannst vom Gefängnisse sprechen, Virginius, erwiederte er, ehe man mich noch gehört hat! Dadurch stoßest du unsre heiligsten Gesetze um. Diese räumen noch weit größeren Verbrechern, als ich in eurer Meynung bin, eine bestimmte Zeit ein, um sich auf ihre Vertheidigung vorzubereiten, und niemand hat es bis auf diese Stunde gewagt, auf die Verhaftnehmung eines Angeklagten während dieser Zeit anzutragen. Warum soll ich allein eine Ausnahme von dem

Gesetze machen. Beharrest du auf dieser unzulässigen Forderung, die dir nur deine brausende Leidenschaft eingeben konnte, so berufe ich mich auf das Volk, und dieses Volk kennt seinen eigenen Vortheil zu gut, als daß es dir eine solche Verhöhnung der Gerechtigkeit gestatten sollte!“

Diese, in der That vollkommen gegründete Vorstellung, machte auf die kaltblütigen Zuschauer einen sehr starken Eindruck zum Vortheile des Verklagten. Aber es war dem Virginius leicht, ihn durch seine feurige Beredsamkeit, bey dem allgemeinen Haß, der auf dem Appius lag, wieder auszulöschen. „Unverschämter, fuhr er fort, wie magst du dich auf das Gesetz berufen, das du so unzählichemal übertreten hast, — du, der du so viel Böses gestiftet, so viele Bürger ermordet, so viele Unschuldige in Fesseln geworfen, und dem öffentlichen Gefängnisse so gar den Namen der Wohnung des römischen Volkes gegeben hast? Du verlangst noch die Rechte eines römischen Bürgers zu geniessen? — Fort mit ihm!“ — Niemand hielt sich für berufen, nur ein Wort für einen so großen Verbrecher zu sprechen.

chen. Er ward, trotz seines Sträubens, in das Gefängnis abgeführt, und die Richter bestimmten einen Tag zur Entscheidung seiner Sache. Als man ihn aber wieder heraus haben wollte, fand man ihn todt auf der Erde liegen, und es ist ungewiß, ob er der gerechten Rache, die seiner wartete, freywillig zuvorgekommen, oder auf Anstiften der Tribunen getödtet worden sey.

So waren es also die Reize eines Weibes, die der Tyranney der Decemviren ein Ende machten, — so wie eben diese Reize den Despotismus der Tarquinier gestürzt hatten.

Ein biographischer Beytrag zur Geschichte des menschlichen Elends.

Es wäre die Folge einer falschen und gefährlichen Empfindsamkeit, wenn wir unsre Augen überall vor den Leiden unsrer Brüder zuschliessen, nie die Hütten des Elends und der Trübsale betreten und das Leben immer nur von seiner heitern, lachenden Seite sehen wollten. Wir hinderten dadurch in unserm Herzen die

Entwicklung der liebenswürdigsten Tugenden, und raubten uns die schönste Gelegenheit, so manches Gute, zum Troste und zur Rettung unsrer Mitgeschöpfe, zu leisten; während wir, durch den Anblick des menschlichen Elends, beynahe immer, nicht nur an sittlicher Veredlung, sondern sogar auch an Beruhigung gewinnen könnten. Denn befinden wir uns in einer erwünschten und glücklichen Lage, so lernen wir den Werth derselben, durch ihre Vergleichung mit dem härtern Loose anderer, fühlen und schätzen; trübt sich aber auch der Himmel über uns, und ist der Pfad düster, der uns durchs Leben führet, so stärkt die Bemerkung, daß wir noch so manchen Gefährten auf diesem Pfade haben, unsern Muth, und die Gedult und Standhaftigkeit, die wir an diesen beobachten, ermuntert uns, mit denselben Gesinnungen an ihrer Seite fortzuwandeln.

Am lehrreichsten und nützlichsten sind deßhalb die Beyspiele solcher Leidenden, die mit Kühnheit und Festigkeit dem Uebel widerstanden, und mitten im Sturm unerschüttert blieben, gestützt auf die große Ueberzeugung, daß im Reiche Gottes alles Leid die Aussaat zur Freude

sey. Oft wähnen wir, besonders wenn uns nach einem langen harmlosen Leben plötzlich das Ungewitter überfällt, wir müssen erliegen unter seinen Stürmen, und alles Gute, was wir besitzen und hoffen, werde unwiederbringlich durch dasselbe zerstöhrt werden. Finstre Schwermuth bemächtigt sich dann unsrer Seele, schrecklich verdüstert sich der Gesichtskreis um uns her und all' die tröstlichen Ueberzeugungen, die wir in den Tagen der Freude so feste hielten, erscheinen uns mit einem male als eitel Trug, Thorheit und Fabel. Was kann in einer solchen Lage unsern Muth wieder beleben und unser Herz vom Abgrunde der Verzweiflung zurücke führen, wenn es nicht der Hinblick auf andere Leidende ist, die uns durch ihr Beyspiel lehren, was der Mensch gegen die Leiden des Lebens vermag, und wie unbezwingbar seine Stärke ist, wenn er nur Entschlossenheit genug hat, von ihr Gebrauch zu machen? —

Freylich entstehen manchmal in der Seele des Beobachters, der gerne in den Archiven weilt, in denen die Geschichte des menschlichen Elends aufbewahrt ist, — schreckliche Zweifel

gegen seine heiligsten Ueberzeugungen, vor denen er so gerne das Auge zudrücken möchte, — Zweifel, die beynahe keinen Ausweg mehr übrig lassen, auf dem man die Weisheit und Güte des Weltregenten, oder auch sogar seine Weltregierung selbst, wieder finden könnte. Wie oft muß man verstummen, wenn man die Bosheit in einem steten Siege über die Unschuld, das Laster im Triumphe, die Tugend in Thränen, — Weisheit und Harmonie in der Unterdrückung, Thorheit und Verwirrung aber auf dem Throne sieht? Wenn man bemerkt, wie die schönsten Formen entstehen, um plötzlich wieder zernichtet zu werden; wie sich die nützlichsten Kräfte ausbilden, und dann ungebraucht verrosten; wie zweckloser Schmerz und vergebliche Zerstöhrung empfindende Wesen foltern und aufreiben; wie die Waagschale des Unvollkommenen die Waagschale des Vollkommenen überall so viel überwiegt; wie Völker und Generationen gewöhnlich Bälle in der Hand weniger Bösewichte und durch den Zufall begünstigter Dummköpfe sind; wie in der ganzen Natur alles nach Thätigkeit, Leben und Uebereinstimmung strebet, und doch Widerstand, Tod und

ewi-

ewiger Krieg allenthalben dieß Streben vereiteln. —

Bleiben aber auch manche dieser Probleme unaufgelöst, so ist es doch gut, den Geist mit ihnen zu beschäftigen, wenn wir auch gleich nicht durch eigene Empfindung zu ihrer Untersuchung aufgefordert werden. Denn sie werden uns dann, wenn dieser Fall wirklich eintritt, weniger niederschlagen und muthlos machen. Zugleich aber gewöhnen wir uns durch jene Beschäftigung desto mehr an die Vorstellung der allgemeinen Wahrheiten, auf die am Ende doch alle Beruhigung gegründet ist, und sie werden uns um so nachdrücklicher stärken und unterstützen, je vertrauter wir im Voraus mit ihnen geworden sind.

Doch ein Dulder, der sein Misgeschick mit solchen Gesinnungen trägt und so weise nützt, wie das edle, treffliche Weib, zu deren Andenden ich hier ein Paar Worte spreche, söhnet den Zuschauer mit der Vorsehung aus, und erweitert das Herz wieder, wenn es beym ersten Anblicke seiner Schmerzen verengt und verwundet worden ist. Denn wenn wir auch bey ihr gleich nicht überall bestimmt angeben können,

warum

warum dieses oder jenes in dem Reiche der höchsten Güte zugelassen, und ein, wie es scheint, durch gelinde Mittel erreichbarer Zweck, durch die härtesten und schmerzhaftesten Prüfungen gesucht wird: — so lehrt doch ihr Beyspiel, daß oft das Leiden unter der Sonne die höchsten Vollkommenheiten herbeyführe, daß es diese Vollkommenheiten entwickle und ausbilde, und daß nach einem sehr schönen Ausspruche der Schrift nicht selten der äusere Mensch verwesen müsse, damit der innere desto herrlicher hervorgehe. Sehen wir im einzelnen so schöne Wirkungen einer Ursache, warum sollten wir es bezweifeln, daß diese Wirkungen ihr eigentlicher Zweck sey, da sie stets unter der Lenkung derselben weisen und gütigen Macht stehet.

Charlotte Egelhaaf ward am 7. Jun. 1756. zu Adelmannsfelden in Schwaben gebohren, wo ihr Vater als Beamter über dieses ritterschaftliche Gut angestellt war. Sie verheurathete sich in dem neunzehnten Jahre ihres Alters an ihren noch lebenden Gatten und starb am 9. September 1795.

Die

Die Vorsehung schien sie von ihrer frühesten Jugend an auf die Leiden ihres spätern Alters vorzubereiten, und durch allmählige Gewöhnung an widrige Erfahrungen zu dem hohen Sinn zu bilden, durch den sie in der Duldung des Elends Beyspiel für andere werden sollte. Kaum war sie im Stande, einen solchen Verlust in seiner ganzen Größe zu fühlen, als ihr ihr Vater in der vollen Kraft seines männlichen Alters durch den Tod entrissen wurde. Seine Tugenden und Verdienste konnten seine Hinterlassenen nicht vor dem Heere von Widerwärtigkeiten schützen, welche die Wittwen und Waisen solcher Männer gewöhnlich treffen, die ihre Thätigkeit zum Dienste des Staates angewendet und die Forderungen des Gewissens zu sehr geachtet haben, als daß sie sich in demselben bereichert hätten. Edle und wohlmeynende Verwandte wetteiferten untereinander, die Lage der Unglücklichen zu erleichtern, und nahmen deßhalb die verwaisten Kinder in ihre Häuser auf. Fünf Jahre brachte Charlotte ferne von ihrer guten Mutter zu, und erfuhr bey allen Wohlthaten, mit denen sie sich überhäuft sah, doch nur allzuoft, wie schwer sie die Hand

des

des Schicksals durch den Tod ihres Vaters getroffen hatte. Nur selten gelang es ihr, bey der Reizbarkeit und Tiefe ihres Gefühles, im Taumel jugendlicher Freuden, die Vortheile und Unterstützungen zu vergessen, die sie nach dem Rathe des Himmels entbehren mußte.

Ihre Mutter sah sich durch ihre stete Kränklichkeit genöthigt, sie, als die älteste ihrer Töchter, an ihre Seite zurück zu rufen. Aber welch' ein trauriges Gemälde häuslichen Lebens stellte sich ihr bey ihrem Eintritte dar? — Die Mutter, durch Leiden und Unterdrückung aufs Schmerzensbette hingeworfen, — ein grauer Großvater, keuchend in seinem Lehnstuhle und trübe hinausblickend in die Welt, die ihn so sehr verkannt hatte, — vier unerzogene Kinder zu den Füßen des Alten umhersitzend, und seinen väterlichen Ermahnungen horchend, — die unglückliche Gruppe in einer elenden Bauerhütte zusammengestellt, — und vor der Thüre derselben ein Heer boshafter Verfolger und siegprangender Feinde; — was mußte Charlottens gutes, theilnehmendes Herz bey einem solchen Anblicke fühlen?

Indeß wurde ihr dieser Aufenthalt in ihrem mütterlichen Hause, durch den Umgang mit dem redlichen Greise, für die Bildung ihres Geistes äusserst nützlich. Der gute Großvater hatte durch ein langes Leben voll Thätigkeit, die Welt und die Menschen kennen gelernt und in einem weit ausgebreiteten Wirkungskreise einen unermeßlichen Vorrath von Erfahrungen gesammlet. Gewissenhaft, rechtschaffen und nach der Weise der Voraltern streng religiös, hatte er seines öffentlichen Berufes treu gewartet, und durch eiserne Arbeitsamkeit, unermüdete Wachsamkeit und großmüthige Aufopferungen, sich den Beyfall seiner Herrschaft, die Liebe seiner Untergebenen, die Achtung der Welt, und — was mehr als all' dieß werth ist — die Billigung seines Gewissens erworben. Aber in seinem Alter, — da freylich die Citrone ausgedrückt war, — vergaß man seine Verdienste, und ließ ihn das Schicksal so vieler Männer von seinem Werthe erfahren, — man lohnte ihn mit Undank. Dieser bidere, fromme Greis kannte in dem Abend seines Lebens kein angenehmeres Geschäfte, als daß er sich hinwarf auf seinen Lehnstuhl, seine Enkel (die die Mutter ab und

zu besuchten) um sich versammelte, und mit der friedlichen Pfeife im Munde, ihnen seine Erfahrungen erzählte, nützliche Grundsätze daraus ableitete, sie zur Tugend und Gottesliebe ermunterte, und ihnen das große Glück eines ruhigen Gewissens pries. Charlotte konnte diesen Unterricht des guten Alten am meisten nützen; und keines seiner Worte, die ihr alle so heilig, so feyerlich waren, gieng für sie verlohren. Da bildete sich eigentlich ihr intellektueller und moralischer Charakter; — da nahm ihre Seele ihre Richtung auf den höchsten Zweck der Menschheit; da lernte sie den Werth der Tugend und der Religiosität schätzen; — da zerschmolz ihr Herz oft ganz in den himmlischen Gefühlen der Andacht, wenn der Greis am Schlusse seiner Erzählungen, sein graues Haupt entblößte, die Hände faltete, und mit den um ihn her knieenden Kleinen zum Herrn bat:

Führ auch mein Herz und Sinn,
Durch Deinen Geist dahin,
Daß ich mög' alles meiden,
Was mich und dich kann scheiden;
Daß ich an deinem Leibe,
Ein Gliedmaaß ewig bleibe!

Ein

Ein thätiger, rechtschaffener Mann, der Charlottens Herz und Gesinnungen zu schätzen wußte, führte sie aus ihrem mütterlichen Hause ins Ehebette, und mit dieser Epoche schien die Sonne des Glücks das erstemal über sie aufzugehen. Schade, daß sie sich so bald wieder zum Untergange neigte, und eine so dichte, schreckliche Nacht zurücke ließ. Sie genoß die Freuden des ehelichen Lebens in reichem Maaße, sah' sich in Hinsicht auf zeitliche Segnungen wohl bedacht, genoß alles Vergnügen, das für eine brave Hausmutter aus ihren wirthschaftlichen Beschäftigungen entspringt, gebahr einige hofnungsvolle Söhne, und ward all' dieser Vortheile gedoppelt froh, da ihnen so viele widrige Erfahrungen vorausgegangen waren. Aber, ach! wie schnell flog diese Periode der Ruhe und Zufriedenheit vorüber! Wie unerträglich lang waren die Tage des Elends, die auf sie folgten!

Schon im sechsten Jahre ihres ehelichen Lebens zeigten sich bey ihr heftige Anfälle von Gliederschmerzen. Bald verschwanden sie, aber mit erneuerter Stärke kamen sie immer wieder, und zu verschiedenenmalen wurde sie von ihnen

wochenlang auf ein bitteres Krankenlager hingeworfen. Diese Anfälle, welche wahrscheinlich ihren Grund in solchen körperlichen Verletzungen hatten, die eine Folge ihrer auserordentlichen ökonomischen Thätigkeit war, der sie sich selbst in Wochenbetten nicht entziehen zu dürfen glaubte, — wurden, durch verschiedene Umstände, die sich unglücklicher Weise, gerade bey ihr vereinigen mußten, auf einen immer höhern Grad getrieben. Da sie das Uebel nicht kannte, schätzte sie es im Anfang zu gering, und wartete ihm nicht mit derjenigen Sorgfalt ab, die ihr die natürliche Schwächlichkeit ihres Körpers zu einer gedoppelten Pflicht machte. Es kamen äusere Ereignisse dazu, die sie zu verschiedenen malen, mit plötzlichen Schrecken und heftiger Bestürzung, sogar in Schwangerschaften erfüllten. Bey der Lebhaftigkeit und Uebermacht ihrer Phantasie warf sie die Vorstellung ihrer Lage und die Bemerkung der steten Verschlimmerung derselben in die trübste Schwermuth hin, die die Bemühungen der weisesten Aerzte vereitelte. Ueberdieß überließ sie sich, durch ihre heisse Sehnsucht nach Gesundheit gedrungen, oft Leuten, die von ihrem körperlichen Zustande

nicht die mindeste Kenntniß hatten, sich bald aus wohlmeinender Schwäche, bald aus betrügerischer Habsucht, als Helfer anboten, und folglich statt ihr Linderung zu verschaffen, die Krankheit immer mehr verschlimmerten.

Im zweyten Jahre nach diesen ersten Anfällen hatte das Uebel schon einen so hohen Grad erreicht, daß die edle Dulderin nicht mehr im Stande war, ohne künstliche Mittel sich nur aus der Stelle zu bewegen. Das über ihre Nerven ergossene Gift hatte ihren Gliedern alle Stärke und Schnellkraft genommen, und fieng bereits an, sie theils zusammen zu schrumpfen, theils aus ihrer natürlichen Form zu drücken. Ein wüthender Schmerz, der bald in diesem, bald in jenem Theile des Körpers tobte, ließ ihr keinen Augenblick Ruhe, da saß sie gebückt und jämmerlich, gefoltert von marternden Empfindungen, die durch die schrecklichsten Bilder von Elend und Verzweiflung, die ihrer Einbildungskraft vorschwebten, nur um so beängstigender und niederschlagender wurden. Mit jedem Tage stiegen ihre Leiden, und Charlotte hatte bald nicht mehr den Trost, aufrecht ihre Schmerzen ertragen zu dürfen. Tag und

Nacht brachte sie nun im Bette hingelehnt zu, und harrte hier — keiner Linderung, keiner Erholung, sondern immer größerer Leiden. Es ist unmöglich, die Summe von Schmerz, Kummer, Elend, Schwermuth und Hofnungslosigkeit, die auf ihr zusammen gethürmet war, so lebhaft und anschauend zu schildern, daß in der Seele des Lesers ein die Wirklichkeit nur zur Hälfte erreichendes Bild entstehen könnte. Unaufhörlich ätzte das Gift auf ihren Nerven fort, und erregte bald krampfhafte Zusammenziehungen, als würden ihre Glieder unter einer Presse gequetscht, bald gewaltsame Ausdehnungen, als würden sie mit Zangen gerissen, bald durchdringende Stiche, als wühlte man mit hundert tausend Nadelspitzen in den empfindlichsten Theilen, bald Zusammenschnürungen des Halses, und dann strebte und drang sie, als wollte sie sich des Erstickens erwehren. In dem letzten Jahre ihres Lebens, wo all' diese Erscheinungen den höchsten Grad des Fürchterlichen erreicht hatten, blieb ihr sogar nicht einmal mehr die Ruhe des Schlafes, die einzige Erquickung für den Unglücklichen, übrig. So oft sie anfieng, zu entschlummern, riefen sie immer plötzliche,

schmerzhafte Erschütterungen der Nerven zu einem schrecklichen Erwachen zurück.

Eilf Jahre befand sich Charlotte in dieser traurigen Lage, und während dieser ganzen Periode waren die Stunden der scheinbaren Ruhe stets nur die Stunden der Vorbereitung zu neuem Schmerze. Man hätte in Thränen zerfliessen mögen, wenn man an ihrem Lager stand, ihren durch Elend verzehrten Körper ansah, Zeuge ihrer Thränen, ihrer Seufzer, ihrer heissen Gebete um Errettung war, und sie erzählen hörte: wie kein Schmerz im ganzen Reiche der empfindenden Schöpfung dem ihrigen gleiche, welche quälende, schwermüthige Vorstellungen ihren Geist niederdrücken, wie hofnungslos und bange sie der Zukunft entgegen sehe! — Und ach, sie hatte sich in Ansehung dieser Zukunft nicht getäuscht. Ihr Elend wuchs bis in den Augenblick ihres Hinscheidens. Selbst den Tod mußte sie in einem schweren Kampfe erringen. Sie starb im eigentlichen Sinne auf der Folter.

Charlotte hätte mehr als menschliche Kräfte besitzen müssen, wenn sie unter einer so

schrecklich großen Last von Schmerz und Leiden immmer gleich standhaft, fest und ruhig geblieben wäre. Wer kanns ihr auch verdenken, wenn sie, ein schwaches Weib, manchmal über ein ungerechtes Schicksal klagte, und an der Güte der Vorsehung irre zu werden begann, da selbst Männer von hoher Weisheit und anerkannter moralischer Stärke wohl unter einem mindern, wenigstens nicht so lange anhaltenden Drucke, in dieselbe Schwachheit hinsanken, — wenn das höchste Muster der Tugend am Kreuze sich von Gott verlassen wähnet, — wenn der Philosoph aus Zeno's Schule es dem getretenen Wurm nicht verdenkt, daß er sich krümme, und — wenn unser große Luther an sich selbst in trüben Tagen die Bemerkung bestätiget findet: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Doch nie brach diese Schwäche bey Charlotten in lautes Murren, oder in verzweifelnde Heftigkeit aus; sie war höchstens nur dumpfes Hinbrüten auf schweren, beängstigenden Zweifeln, das man ihr um so leichter verzeihen konnte, da ihre Krankheit selbst, vermöge ihrer Natur, ihren Geist stets mit düsterm Trübsinn erfüll-

erfüllte und all' diejenigen körperlichen Saiten lähmte, aus deren Zusammenklang die Harmonie der Freude entspringt. Auch ward sie immer wieder Meister über diese Zweifel durch die Vorstellung der allgemeinen Wahrheiten, die uns die Religion zur Bekämpfung derselben darbeut. Jedoch bestätigte auch sie nur allzuoft eine Bemerkung, die man bey den meisten Leidenden macht, und die die Fruchtlosigkeit der Bemühungen des tröstenden Freundes beynahe in allen Fällen erklärt. Sie war nämlich von jenen Wahrheiten innig überzeugt; aber sie konnte es nicht begreifen, warum gerade sie diesen dornichten Weg wandeln mußte, während andere, für deren Heil Gott doch nicht weniger besorgt seyn konnte, glücklich und ungestöhrt ihren Pfad dahin eilen. Was konnte man, wenn man einmal auf diesen Punkt mit ihr gekommen war, anders thun, als entweder gerade diejenigen Maximen voraussetzen, die ihr noch zweifelhaft waren, oder sie mit undurchdringlichen Geheimnissen abspeisen? — Wie schwer ist es aber, den, der in dunkler Mitternacht wandelt, zu bereden, daß ihm die Sonne nur durch eine dichte Wolke bedeckt werde?

In solchen Stunden der Schwermuth war Charlotte an Zweifeln dieser Art unerschöpflich; und ich fühle die schmerzhaften Empfindungen noch, welche, bey ihrem aufrichtigen Sehnen nach Trost, durch die Unmöglichkeit, sie befriedigend aufzulösen, so oft in meinem Herzen erregt worden sind. Sie stimmte ganz mit mir ein, wenn ich ihr bewies, daß die Trostgründe, die uns die Religion verschaft, jene Zweifel, wo nicht ganz in ihrer Nichtigkeit darstellen, doch aufheben, und daß das Verdienst des Dulders nicht nur sehr gering, sondern auch das Leiden meistentheils sehr unnütz für uns seyn würde, wenn wir auf dem Wege desselben nie auf Dunkelheiten stiessen. Allein sie hieng sich sogleich wieder an Fragen und Bedenklichkeiten, die nicht weniger schwierig waren, als die vorigen, und strebte und rang mit derselben Anstrengung, Aussichten in Gefilde zu gewinnen, die für den Sterblichen ein undurchdringliches Dunkel bedeckt.

Nichts aber machte ihr mehr Gram, über nichts klagte sie lauter und häufiger und nichts schien ihr die Behauptung von dem veredelnden und bildenden Zwecke der Leiden stärker anzu-

fech-

fechten, — als die Unthätigkeit, in der sie den besten und schönsten Theil ihres Lebens hinbringen, und so manche gute Gabe, die ihr die Natur geschenkt hatte, ungebraucht verrosten lassen mußte. Ich bin es überzeugt, sprach sie oft, daß die Vorsehung durch meine Leiden gute Absichten bezielet; aber scheint sie nicht ihren eigenen Gesetzen entgegen zu handeln, vermöge deren sie jede Fähigkeit geübt und jede Kraft angewendet haben will? Thätigkeit ist der große Plan der Schöpfung, und Gebrauch der Kräfte ihr letzter Zweck. Aber ich bin auser Stande, mich in jenen Plan zu fügen und in meinem Theile diesen Zweck zu erreichen. Meine Kräfte sind gelähmt. Ich kann weiter nichts thun, als geniessen und empfinden, weit entfernt, zu wirken und zu handeln.

Es lag aber diesen Vorstellungen ein großer Misverstand zu Grunde. Freylich konnte sie mit ihrem Körper nicht wirken, und sie mußte auf alle diejenigen Pflichten Verzicht thun, deren Uebung die Dazwischenkunft desselben erheischet. Aber desto betriebsamer und thätiger war ihr Geist, sowohl durch das Streben nach eigener Bildung und Vervollkommung, als

auch durch den Unterricht, die Ermunterungen und die Tröstungen, die sie ihren Freunden und Hausgenossen ertheilte, so daß es nichts weniger als Täuschung war, wenn man ihr zu ihrer Beruhigung bewies, daß die Vorsehung ihre körperlichen Kräfte gelähmt habe, um ihre geistigen desto fester in dem Kreise einer edlern Thätigkeit zu erhalten.

Den größten Theil der Zeit verwendete sie zu ihrer Selbstbildung durch Lektüre. Sie hatte die schönsten Produkte des deutschen Geistes gelesen, die ihrem Kulturgrade und ihrem Bedürfnisse zusagten. Sie las schnell, und faßte, bey der großen Lebhaftigkeit ihrer Seelenkräfte, alles leicht. Was sie las, empfand sie tief, so daß manche Schilderungen von Jammerscenen für ihre körperliche Stimmung sehr schlimme Folgen hatten. Sie liebte vorzüglich Moral und Lebensweisheit, im Gewande der Geschichte vorgetragen, und Stellen, die ihr durch Wahrheit oder Schönheit auffielen, oder genau auf ihren Zustand paßten, lernte sie auswendig. Durch diese Uebungen dehnte sie, ganz abgesondert von der Welt, ihre Kenntniß derselben weit aus, schärfte ihren Sinn für

Wahrheit und Harmonie, brachte Licht in ihre religiösen Begriffe und erklimmte eine Stufe von Bildung, die sie, wäre ihr Leben heiterer hingeflossen, nie geahndet hätte. Auf diesem Wege fand sie auch die Gründe zur Widerlegung derjenigen Vorurtheile, die dem Leidenden aus der ungebildetern Klasse die Beruhigung so sehr erschweren, und auch einst ihrem Herzen nicht geringe Kämpfe verursachten, mancher seye nämlich von Gott verlassen, die Leiden seyen Strafen der Sünde, und die trüben Gedanken, die sich manchmal in der Seele erheben, seyen Eingebungen eines bösen Geistes.

Was Charlotte durch Lektüre und das vermittelst derselben geweckte Nachdenken, aufgefaßt und gelernet hatte, nützte sie besonders zur Erziehung und Belehrung ihrer eigenen und anderer Kinder. Sie sammelte sie um ihr Bett her, las ihnen schöne Stellen aus ihren Lieblingsbüchern vor, erzählte ihnen lehrreiche Geschichten und Anekdoten und leitete aus ihnen fruchtbare Resultate ab. Auf dieselbe Weise unterhielt sie auch sehr oft ihre Wärterinnen, und streute so manches Saamenkorn aus, das seine

Früch-

Früchte brachte, oder in der Zukunft noch bringen wird.

Ihr Lager war ein Sammelplatz von Leidenden aller Art. Sie, die selbst eine so schwere Bürde trug, konnte am besten mit den Unglücklichen fühlen, die die Züchtigungen des Himmels auf eine ähnliche oder andere Weise empfanden, und der Kreis ihrer Erfahrungen und Beobachtungen bot ihr einen reichen Schatz von Trostgründen für Elende und Bedrängte dar. Deßwegen kamen sie vor ihr Bett, weinten mit ihr ihre Thränen zum Helfer der Verlassenen hinauf, hoften und fanden Mitleiden, da wo man es selbst oft so sehnlich gesucht hatte, erbaten sich Stärkung und Beruhigung, wo sie in so vollem Maase zu finden waren und erhöhten ihren Muth durch den Anblick eines so rührenden Beyspiels. Unaussprechlich viel hat Charlotte auf diese Weise gewirkt, unzählige Thränen getrocknet und in manchem Herzen den Stein der Schwermuth gelüpft, um dem Frieden und der Heiterkeit den Eingang aufzuschliessen.

Hiedurch gewährte sie einen schönen Beleg zu der treflichen Erklärung, wie der Leidende

dem

dem Leidenden nützlich werden könne, die uns ein geprüfter Weiser gegeben hat. *) Sie hat mich zu oft daran erinnert, und die Stelle ist überhaupt zu schön, als daß ich mich erwehren könnte, sie meinen Leserinnen mitzutheilen.

„Hat man wohl im Ernst Ursache zu klagen, sagt der edle Mann, daß uns jedes Leiden in der Ausübung der Tugend stöhre und einschränke? Ist es nicht vielmehr dazu höchst beförderlich und lehrreich? Wahr ist es, daß manche Uebel, Armuth z. B. und Krankheit, so lange sie auf uns wirken, uns die Mittel und Fähigkeit benehmen, unsern Mitmenschen sehr merkliche Dienste zu leisten; und manche Uebel, die unsre Mitmenschen betreffen, scheinen so unzugänglich, daß wir alle unsre Bemühungen, selbst in den glücklichsten Umständen, für fruchtlos halten müssen. Aber niemand weiß es auch mehr, als der, welcher selbst gelitten hat, daß nicht gerade das merkbare Geräusche gänzlicher Hin-

*) Herr Samuel Fest, in seinem schönen, trostvollen Buche: Von den Vortheilen der Widerwärtigkeiten dieses Lebens rc. Bd. 1. S. 129. f.

Hinwegräumung unsrer Uebel, — welches überhaupt viel zu selten von einzelnen Menschen zu erwarten ist — sondern auch, und am häufigsten, die sanfte, theilnehmende Art, wie man den Unglücklichen ganz in der Stille behandelt, und eine gewisse freundschaftliche Geschäftigkeit, wozu gar kein großer Aufwand erfordert wird, dasjenige ist, was das Herz in jedem Leidenden zu beruhigen und zu trösten im Stande ist."

„Für ihn zu denken, wenn er nicht Kraft genug hat, sich selbst zu rathen; für ihn ins Mittel zu treten, wo ihm der Zugang erschwert ist; ihm mit Unterscheidung zu begegnen, wo er argwohnt, verachtet zu seyn; ihn in die Arme der Freundschaft zu schließen, wenn Schwermuth sich seines Herzens bemeistert; ihn auf eine angenehme Art zu zerstreuen, wenn seine Seele zu lange auf das Bild seines Zustandes hinstarrt; Gedult mit ihm zu haben, wenn unsre eifrigsten Bemühungen nicht sogleich ihre Wirkungen äusern; ihm an kleinen Gefälligkeiten und Diensten Proben zu geben, wie gerne man ihn ganz glücklich machen würde; ihm mit Zuversicht die Aussichten zu öfnen, in die man mit hei-

heiterern Augen als er siehet; wenn er sich Vorwürfe macht, seine vergangenen Fehler wohl nicht zu läugnen, sondern sie freundschaftlich zu bedauren, und mit Klugheit an ihrer Besserung zu arbeiten; ihn aber auch gegen ungestümmere Anklagen wider sich selbst in Schutz zu nehmen; ihn an seine Unschuld, seine übrigen Verdienste und Vorzüge zu erinnern, die er itzt übersieht, und warum ihn ein jeder Menschenfreund eines bessern Schicksals würdig hält; ihn mit den allzeit wohlthätigen Führungen der Vorsehung und ihrem wahrscheinlichen Plane etwas bekannter zu machen und ihn mit Trostgründen zu unterstützen, wenn sein Verstand beunruhiget wird; aber auch nicht geschwätzig zu seyn, wenn dadurch Mistrauen gegen unser Mitgefühl entstehen, und die stärksten Trostgründe schwächen könnte; und wenn wir zu seinem Besten weder handeln noch sprechen können, dann mit ihm zu weinen, die Thräne des Mitleids nicht vor ihm zu verbergen, wo es Trost ist, sie zu sehen; sie abzutrocknen, so bald er in fremden Thränen die Vorstellung seines Elends vergrößert sehen, und der Gedanke seines Unglücks mit gedoppeltem Gewichte auf ihn wirken könnte; ——— wel-

— — — welcher Elende hat nicht die heilende Kraft dieser so leicht zu erlangenden Mittel, sollte er auch das seltne Schicksal gehabt haben, ihren Werth nur an ihrem Mangel zu empfinden, erfahren? Und wie sollte er nicht dadurch, wenn er nur seine Erfahrungen zum Besten anderer benutzen will, die Fähigkeit erworben haben, über die Gegenstände seines Mitleids und seiner Liebe allzeit gegenwärtigen Trost und Hülfe durch Kleinigkeiten zu verbreiten, deren unschätzbare Werth ihm ohne eigene Leiden vielleicht auf immer unbekannt geblieben wäre?"

„Kann also der Unglückliche bey diesem unerschöpflichen Vorrathe der Mittel, zur Beruhigung seiner Brüder, nicht immer viele der ersten und süssesten Pflichten erfüllen, und sie auf die zärtlichste und gefälligste Art erfüllen, wenn er sie auch nicht alle erfüllen kann? Muß er, um den Weg der Tugend und der Menschenliebe zu betreten, erst auf die ungewisse Zeit warten, da er seine eigene Bürde gänzlich abgeworfen hat? Kann er ihn nicht auch unter derselben gehen, und so ein Leidender den andern auf dem rauhsten Pfade wechselseitig unterstützen und erquicken? Und welch' ein großes Feld, sich Ver-

dien-

dienste um seinen Nebenmenschen zu sammeln, steht ihm noch immer offen, wenn er nur sonst den ganzen Umfang seiner Pflicht kennt?

Vielleicht war es einer der Hauptzwecke, den die Vorsehung bey den schrecklichen Leiden beabsichtete, die sie Charlotten zumaß, daß, durch ihren Anblick theils der Glückliche, dem sein Leben heiter dahinfleußt, zur gerechten Schätzung seines bessern Looses erweckt, theils der Unglückliche durch ihr großes Beyspiel von Gedult, zur Nachahmung erweckt werden sollte; und durch diesen gedoppelten Zweck allein ward sie in dem Reiche Gottes eine eben so wichtige Person, als mancher andere, der durch eine rastlose Thätigkeit die größten Veränderungen in seinem Wirkungskreise hervorbringt. Was sie in der einen und in der andern Rücksicht gewirket hat, weiß nur der Allsehende, der die Ursache einer jeden Erscheinung kennt. Aber wir, die wir an ihrer Seite lebten, und sie so oft mitten im tiefsten Schmerze und in der unerträglichsten Beklemmung beobachteten, wissen es auch, was sie uns war. Wie hoch lehrte sie uns ein Gut schätzen, das man gewöhnlich um so schnöder übersieht, je vollständiger man es

besitzt? Wie heiß drangen an ihrem Lager, unsre Dankgebete, für die Gabe der Gesundheit zu Gott empor? Und wie hoben sich unsre Herzen, wenn sie uns zeigte, was durch Stärke der Ueberzeugung, und durch feste Richtung des Blicks auf die Wahrheiten der Religion, nach Garve's Ausdruck, „der Geist über den Körper vermag, und daß der Schmerz selbst der aushaltenden Gedult einer gegen ihn sich anstämmenden Seele weiche. „Da schien sie uns eine Kämpferin, die, wenn sie einen Feind niedergeschlagen hat, die Keule sogleich wieder gegen zehn andere erhebt, die auf sie anstürmen. Wie oft priesen wir beym Anblicke ihres duldenden Sinnes und ihrer unbezwingbaren Beharrlichkeit Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Diese Uebermacht des Geistes über den Körper wurde besonders dann sichtbar, wenn ein fröhlicher Kreis munterer Freundinnin und Freunde sie umgab, und sich unter Tanz, Scherz und Lachen ihres Lebens freuten. Weit von der so verzeihlichen Anmassung entfernt, daß in ihrem Cirkel jedermann mit ihr trauren sollte, stimmte sie wohl selbst den Ton der Gesell=

sellschaft ins Heitere, und nahm allen Antheil daran, der in ihren Umständen möglich war. Sie verbiß den Schmerz, um niemand durch denselben zu stöhren, und ihre Gefühle flossen so ganz in die des sie umgebenden Kreises über, daß sie ihn in einem sehr verminderten Grade empfand. „Es ist mir — so hab' ich sie mehr als einmal sagen hören, und dieß Wort ist eine große Lobrede auf ihren Charakter, — es ist mir bey meinen Schmerzen eine Beruhigung, deren Süßigkeit ich nicht zu beschreiben vermag, wenn ich sehe, daß andere Menschen froh und glücklich sind, und durch ihre Heiterkeit der Vorsehung diejenige Rechtfertigung ertheilen, die sie beym Hinblick auf mein Schicksal zu bedürfen scheint."

Nicht selten kamen zu den körperlichen Leiden der Edlen noch äussere Stürme, die bald durch hartherzige Gefühllosigkeit boshafter Menschen, bald durch den zufälligen Zusammendrang widriger Ereignisse herbey geführt wurden. Sie möge der Schleyer bedecken! — Menschen von Charlottens Sinn kann man wohl kränken und beleidigen; aber man kann ihnen die Stütze

nicht rauben, auf der sie bey den tiefsten Kränkungen doch immer friedlich und sicher ruhen.

Heil ihr, sie hat nun ihr Tagwerk vollbracht, und nach einem langen schweren Kampfe verherrlichet sie die Siegeskrone. Sie hinterläßt uns ihr Beyspiel, und es bleibe uns heilig! — Möchte diese Blume auf ihr Grab die Wirkung desselben vergrößern! Möchten wir von ihr lernen, „in allen Fällen die Hand „segnen, die Dornen auf unsre Pfade streut, „und Wermuthstropfen in den Leidenskelch gießt.“ Möchte sie die Ueberzeugung in uns „befestigen, „daß Leiden für die Seele dasselbe „sind, was Ungewitter sind für die Luft! Sie „entlasten von pestbrütenden Dünsten, und ent„reissen beyder Federkraft dem Drucke und der „Erschlaffung.“

Geschichte des Bibers.

Die gesellige Lebensart des Bibers, der bewundernswürdige Trieb, womit er seine Wohnung anlegt, und die seltene Kunst, womit er

den

den Bau derselben ausführt, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Geschöpfe im Thierreiche. Er bringt ein Produkt hervor, das mit so viel Klugheit und Planmäßigkeit entworfen, und mit so viel Geschicklichkeit und Vorsicht eingerichtet ist, daß man sich nur schwer überreden kann, daß es nicht das Werk der überlegenden Vernunft, sondern eines bloßen blinden Instinktes sey.

Das Aeussere dieses Thieres verräth nichts weniger als Anlagen dieser Art, und sein sanfter, ruhiger, trugloser, genügsamer Charakter scheint weder das Bedürfniß einer so künstlichen Wohnung, noch die Möglichkeit der Erbauung derselben zu verrathen. Der Biber hat eine Länge von drey bis vier Fuß, einen platten, eingedrückten Kopf, beynahe wie die Ratten, mit einer stumpfen Schnauze, an der starke Barthaare angesetzt sind, vier scharfe Schneidezähne, kleine Augen und zugerundete, im Pelze versteckte Ohren. Den Rücken trägt er gewölbt, wie die Mäuse. Sein Schwanz ist ein langes Oval, am Leibe behaart, weiterhin aber mit sechseckigten Schuppen bedeckt. Er dient ihm als Werkzeug zum

Rudern und zur Errichtung seines Baues. Seine Beine sind kurz, und stehen etwas einwärts. Jeder seiner Füße hat fünf Zehen mit Klauen; die Zehen der Hinterfüße aber sind durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden. Sein Gang ist mühsam und wackelnd; aber im Wasser schwimmt er mit großer Schnelligkeit. Ein schöner Pelz, der aus kürzern, pflaumartigen und längern, hervorstechenden Haaren bestehet, deckt seinen Körper. Die Mischung der Haare bestimmt seine Farbe. Diese ist sehr verschieden, und richtet sich nach dem Klima, in dem er wohnt. Je nörderlicher, desto mehr fällt sie ins schwarze; weiter gegen Süden geht sie ins braune über; bey den Illniesen wird sie strohgelb und in einigen Orten sogar weiß. — Ein ausgewachsener Biber erreicht ein Gewicht von 50 bis 60 Pfunden.

Die eigentliche Heimath dieses Thieres sind die unbevölkerten Gegenden der nördlichen Erde, besonders Nordamerika, wo man es vom dreißigsten bis zum sechszigsten Grade nördlicher Breite am häufigsten antrift; weiter gegen Mittag verliehrt es sich allmählich

lich und wird im geselligen Zustande nicht mehr gefunden. Auch in Sibirien, Norwegen und Lappland, wo die Kargheit der Natur dem Menschen das Ansiedeln verbietet, entdeckt man Biberrepubliken. Diejenigen aber, die an der Oder, Spree und Elbe, auf einigen Inseln der Rhone, in Preussen, Polen und Litthauen leben, befinden sich alle im ungeselligen Zustande, und werden immer seltener. Ueberhaupt fliehen sie die Nachbarschaft des Menschen. Wehrlos gegen seine Nachstellungen, und ihnen doch in einem so hohen Grade ausgesetzt, ziehen sie sich entweder in unbewohnte Gegenden zurück, oder verläugnen ihren Instinkt, siedeln sich einzeln in der Nähe des Wassers in Erdhöhlen an, und erliegen endlich gar unter der Mordlust ihrer Verfolger.

In Nordamerika, besonders in den wüsten, waldigten und menschenleeren Gegenden dieses Erdtheiles findet man noch die meisten geselligen Biber, und will man die erstaunenswürdigen Anlagen, die sie zur Errichtung ihrer Republiken zu Stande bringen,

in der Natur sehen, so muß man sie hier aufsuchen.

Schon im Anfange des Sommers vereinigen sie sich zu hundert bis dreyhundert Köpfen, um die Stadt zu erbauen, in der sie zu überwintern, ihre Jungen zu bringen und ihnen ihre erste Erziehung zu geben gedenken. Sie versammlen sich an den Ufern von Seen und Teichen, oder auch von fließenden Wassern, und wählen den schicklichsten Ort zu ihrer Niederlassung aus. Gemeiniglich geben sie dem stehenden Wasser, das sich immer in gleicher Höhe erhält, den Vorzug, weil ihnen damit sehr viele Arbeit erspart wird. Doch wenn sich keines mit den übrigen erforderlichen Eigenschaften findet, so wird das Werk an einem Strohme begonnen.

„Es kommt hiebey *) auf ein Pfahlwerk an, das hundert Fuß in der Länge, unten zwölf

*) Ich rede hier mit Raynals Worten, dessen Beschreibung das Verdienst einer vorzüglichen Anschaulichkeit und Schönheit hat. S. Geschichte der Besitz. und Handlung der Europäer 2c. VIII. Bd. 15. Buch, 9. Cap.

zwölf Fuß in der Breite hält, welches aber bis auf zwey oder drey Fuß abnimmt, und eine Abdachung bekommt, deren Hang und Höhe sich nach der Tiefe des Wassers richtet. Um sich die Arbeit zu ersparen oder zu erleichtern, wählt man den Ort an dem Flusse, wo das Wasser am seichtesten ist. Befindet sich an den Ufern des Flusses irgend ein großer Baum, so muß er so gefällt werden, daß er queer über den Strohm fällt. Sollte er auch dicker seyn als ein Mensch im Leibe, so wird er mit vier scharfen Zähnen am Fuße abgesäget oder abgenaget. Die Aeste werden von dem arbeitenden Volke, das einen Balken daraus machen will, bald herunter geschärft. Eben so werden eine Menge kleinerer Bäume gefällt, in Stücken zerlegt und zu dem Pfahlwerke, das man vorhat, zubereitet. Einige schleppen diese Bäume bis an den Rand des Flusses; andere leiten sie auf dem Wasser bis an den Ort, wo der Damm gebaut werden soll. Aber wie schlägt man sie im Wasser fest, wenn man nichts hat als Zähne, einen Schwanz und Füße? Auf folgende Art. Mit den Nägeln scharrt man in der Erde oder im Grunde des Wassers ein Loch.

Mit den Zähnen stellt man das dicke Ende des Pfahls an den Rand des Flusses oder gegen die Bohle, die queer über demselben liegt. Mit den Füßen richtet man den Pfahl in die Höhe, und schlägt ihn mit dem spitzen Ende in das Loch, wo er alsdann aufrecht zu stehen kommt. Mit dem Schwanze macht man Mörtel, womit man alle Zwischenräume der mit Zweigen durchflochtenen Pfähle vollfüllt, um das Pfahlwerk auszumauern. Der Abhang des Dammes steht dem Strohme des Wassers entgegen, um die Kraft desselben desto besser allmählich zu brechen, und die Pfähle sind nach Verhältniß der Schrägheit der Fläche auch schräge gesetzt. An der Seite, wo das Wasser wieder herabfallen soll, werden sie senkrecht gestellt; und um diesem einen Abfluß zu verschaffen, der die Wirkung seines Abhangs und seines Gewichts schwäche, macht man oben auf dem Damme zwey oder drey Oefnungen, wodurch das Wasser abläuft."

„Wenn dieses Werk gemeinschaftlich durch die ganze Republik vollendet ist, denkt jeder Bürger darauf, sich selbst eine Wohnung zu bauen; jede kleine Gesellschaft baut sich eine

Hütte

Hütte im Wasser auf Pfählen. Diese halten zwischen vier bis zehen Fuß im Durchmesser, und sind entweder eyförmig oder rund gebaut. Es giebt welche von zwey und auch drey Stockwerken, nach der Anzahl der darinn wohnenden Familien oder Haushaltungen. Eine Hütte enthält ihrer wenigstens eine oder zwey, und manchmal zehn bis funszehn. Die mehr oder weniger hochgebauten Mauren sind ungefähr zwey Schuh dick, und schließen sich in der Gestalt eines runden oder gedrückten Gewölbes, das innerlich und äuserlich so sauber als dauerhaft gemauert ist. Die Wände sind mit einer Art von Stuck bekleidet, wo weder das Wasser noch die äusere Luft durchdringen kann. Jedes Haus hat zwo Thüren; die eine nach der Landseite hin, um Vorrath zu holen, die andere nach dem Wasser zu, um sich bey Annäherung des Feindes, das heißt, des die Städte und die Staaten zerstöhrenden Menschen, zu retten. Von der Wasserseite stehet das Fenster des Hauses offen. Am Tage schöpft man da frische Luft, den Leib halb im Bade. Es dient auch im Winter, um vor dem Eise zu schützen, das zwey bis drey Schuh dick gefriert. Der

Laden, der verhindern soll, daß das Eis das Fenster nicht zustopfe, ruht auf Pfählen, die man abhängig schneidet oder einschlägt, und die, indem sie ein Wehr vor dem Hause machen, immer einen Ausweg lassen, unter dem Eise zu schwimmen oder zu flüchten. Der ganze Zierrath des Innern der Wohnung besteht in einem mit grünen Zweigen bestreuten Boden, und mit Tannenzweigen ausgesetzten Wänden. Kein Unflath wird darinn geduldet."

„Die Materialien zum Gebäude sind immer aus der Nachbarschaft desselben hergenommen. Es sind Ellern, Pappelweiden, Bäume, die das Wasser so gerne haben als die Republikaner, die sich Wohnungen daraus bauen. Diese Bürger haben bey dem Schneiden dieses Holzes zugleich das Vergnügen, sich davon zu nähren. Gleich gewisser Wilden aus dem Eismeer essen sie die Rinde desselben. Zwar mögeu sie diese nur trocken, gestoßen und mit Zugehör zugerichtet, anstatt daß jene sie ganz frisch kauen und saugen."

Diese gesellige Lebensart und die damit verbundenen Anstalten trift man aber, wie gesagt, bey den Bibern in Europa, einige Gegenden

von Lappland und Norwegen ausgenommen, beynahe nirgends an. Sie sind zu selten, als daß sie sich zur Errichtung einer solchen Republik gewachsen fühlten, und scheinen aus der Erfahrung zu wissen, daß sie dadurch ihre Gefahren nur vergrößerten. Deßwegen wohnen sie, wie die Fischotter, einzeln in Gruben, an Flüssen und Seen, von denen sie sich durch eine oft sehr lange Höhle einen Ausgang ins Wasser eröfnen. Sie haben einen schmutzigen, mit spröden Haaren verbrämten Balg, und werden, zum Unterschiede von den geselligen Bibern, Erd= oder Grubenbiber genannt. Sie arten in diesem Zustande so aus, daß sie zum Theil gar nicht mehr ins Wasser gehen. Man trift dergleichen einzelne Erdbiber beynahe überall in der Nachbarschaft der Kolonien der Geselligen an, und der Aberglaube erklärt sie für Exulanten, die um ihrer Verbrechen willen aus den Republiken verbannt worden seyn sollen.

Nichts ist einfacher und frugaler, folglich auch dem Menschen und den übrigen Thieren weniger schädlich, als die Nahrung der Biber. Sie ziehen diese beynahe einzig aus dem Pflanzen=

zenreiche. Ihre gewöhnliche Speise ist Baumrinde, Knospen und zarte Zweige, besonders von solchen Gewächsen, die an den Wassern hervorkommen, von Pappeln, Weiden, Eschen und andern amerikanischen Holzarten; auch Wurzeln und Seepflanzen, besonders Kalmus und Schilf sind ihre Speise. Selten verzehren sie einen kleinen Fisch, einen Krebs, oder einen Krappen. Im Herbste sammlen sie mit großer Emsigkeit ihren Vorrath auf den Winter. Die Mahlzeiten halten sie nach der Weise der Eichhörnchen. Sie setzen sich auf die Hinterbeine, und bringen die Speisen mit den Vorderfüßen zum Munde.

Ein so friedliches, gutmüthiges Thier der Biber ist, so weiß er sich doch im Falle eines Angriffes, vermittelst seines scharfen Gebisses, gut zu vertheidigen. Die Fischotter ist sein größter Feind; sie wird aber dafür in der Gegend seiner Niederlassungen überall von ihm ausgerottet. Ein Biber nimmt auch immer den Kampf mit 3 Fischottern auf. Aber dem Vielfraß, der ihm absichtlich nachstellt, und andern Raubthieren entgeht er gewöhnlich durch die Flucht ins Wasser, wo sie ihn nicht weiter

ver=

verfolgen können. Ausgestellte Schildwachten verkündigen durch einen starken Schlag des Schwanzes auf die Wasserfläche ihren Kameraden die Nähe eines Feindes.

Sein größter Feind ist der Mensch; deßhalb flieht er ihn überall, gleich als ob er seine Habsucht kennte, und bringt, wenn er im Zustande der Zahmheit in seine Gesellschaft gezwungen wird, sein Leben in einer trägen Gleichgültigkeit und Traurigkeit zu. Man hat berechnet, daß ehemals des Jahrs wenigstens 50000 Biber getödtet worden sind, und zu dieser Anzahl trug Kanada allein 18000 Köpfe bey. Man fängt sie entweder in Fallen und Netzen, oder belauscht sie mit dem Schießgewehre auf dem Anstande, oder versperrt ihnen in ihren Wohnungen den Paß ins Wasser. Sehen sie sich auser Standes zu entfliehen, so stellen sie sich auf die Hinterfüsse, starren den Jäger angstvoll an, erheben ein jämmerliches Klaggeschrey, und vergiessen, nach dem Zeugnisse einiger Beobachter, sogar Thränen.

Der Biber lebt mit seinem Weibchen in einer festen, treuen Ehe. Sie begatten sich im Winter, und bringen nach einer Schwangerschaft

schaft von 4 Monaten, 2 bis 3 blinde Jungen zur Welt. Die Mutter besorgt sie mit äusserster Zärtlichkeit, holt ihnen frische Zweige vom Gestade des Wassers, und begleitet sie bey ihren ersten Spaziergängen ans Land. Gewöhnlich treten die Aeltern den Kindern ihre Hütte ab, und erbauen sich an der Seite derselben eine andere. — Funfzehn bis 20 Jahre ist das Lebensziel dieser guten Thiere, wenn es ihnen die Habsucht der Menschen nicht verkürzt.

Diese Habsucht findet freylich in ihrem Fange zu viele Vortheile, als daß sie nicht einer beständigen Gefahr ausgesetzt seyn sollten. Das Fleisch des Thieres ist eßbar, und wird überall gespeißt, sowohl von den Wilden an der Hudsonsbay, als von den Cultivirten in Europa; der Schwanz aber gilt bey den letztern für einen Leckerbissen. — Der Balg der geselligen, besonders der schwarzen Biber gehört unter die kostbaren Arten von Pelzwerk, und wird zu Mützen, Muffen und Verbrämungen gebraucht. — Aus den Haaren verfertiget man Tücher, Hüte, Decken, Strümpfe, Handschuhe u. d. gl. Das Leder aber verarbeitet der Sattler und der Schuster zu Kofferbeschlägen

gen

gen und Pantoffeln. — Der Bibergeil, eine gelblichte, zähe Substanz, der sich in einigen kleinen Säckchen, die an dem hintern Theile seines Leibes hängen, sammlet, ist eine wichtige Arzney, deren man sich gegen Nervenkrankheiten und Krämpfe, und zur Stillung der Schmerzen mit vielem Erfolge bedienet.

Die Prinzessin von Zelle.

Um sich Kenntniß der Welt und Weisheit des Lebens zu erwerben, ist es bey weitem nicht genug, daß man die Grundsätze und Systeme der Philosophen studiere, oder auch seine eigenen Erfahrungen vergleiche, und die in ihnen liegenden allgemeinen Wahrheiten ableite. Man muß zugleich bey der Muse der Geschichte in die Schule gehen, und sich mit den Zeugnissen bekannt machen, die sie uns von den Handlungen und Schicksalen einzelner Menschen und ganzer Völker ertheilt. Dadurch erweitert sie das Gebiet unseres Geistes, macht uns die Erfahrungen anderer nützlich, bildet unsern Charakter, und prägt uns manche wichtige Ma-

Maxime ein, auf die wir, wenn wir uns blos auf das Feld unsrer eigenen Beobachtungen eingeschränkt hätten, nie gekommen wären. — „Was die Philosophie, sagt unser großer Luther, was weise Leute, was die ganze Vernunft „lehren und erdenken kann, das zum ehrlichen „Leben nützlich sey, das giebt die Historie mit „Exempeln und Geschichten gewaltiglich, und „stellt es vor die Augen, als wäre man dabey."

Dieses Lehrreiche bietet sich insbesondere in derjenigen Erzählung, die ich hier meinen Leserinnen vorlege, überall so ungesucht dar, daß es überflüssig wäre, im Gange der Darstellung selbst nur darauf hinzudeuten. Wie aus dem Kleinen das Große unvermerkt erwachse, — wie eine an sich unschuldige Neigung oft die Quelle des tiefsten Elends werde, — wie unversöhnlich und rachedürstend weibliche Eifersucht sey, — wie viel geheimer Gram neben allem äuserm Glanze der großen Welt herrsche, — wie die Tugend ohne Klugheit und Vorsicht oft eine schwache Schutzwehr gegen die Bosheit der Menschen sey, — wie viel daran liege, auch nur den bösen Schein zu meiden, wie viel Böses die höchste Gewalt in der Hand

eines einzigen Menschen stifte, wenn sie durch kein Gesetz beschränkt ist, — — dieß alles und noch viel mehr lehrt uns nichts anschaulicher und überzeugender als die Geschichte der Prinzessin von Zelle.

Der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der im Jahr 1641. starb, hinterließ vier Söhne, und theilte seine sämtlichen Staaten in zween Theile, wovon der eine von den beyden ältesten Söhnen Calenberg und Hannover, der andere aber Zelle erhielt. Da zween von diesen Brüdern unbeerbt starben, so kam die Regierung auch an den jüngsten, Ernst August, der den Hannoveranischen Theil besaß, und zum Lohne seiner Mitwirkung an den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands die Churwürde erhielt.

Der Churfürst hatte kein größeres Interesse, als das, seinem Bruder, dem Herzog Georg Wilhelm von Zelle zu bestimmen, daß er unvermählt bleiben, und dadurch die künftige Wiedervereinigung der beyden getrennten Häuser vorbereiten möchte. Dieser versicherte auch den ersten zu verschiedenen malen von seiner

Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zu entsprechen, und man ließ von Seiten des hannoveranischen Hofes kein Mittel unversucht, ihn immer mehr in seinem Entschlusse zu befestigen. Aber bald lehrte der Erfolg, daß die Menschen über nichts weniger vermögen, als über die Reizungen der Liebe, und daß es ihnen gewöhnlich nicht schwer wird, um ihretwillen die heiligsten Versprechungen zu brechen, und jedes andere, nicht weniger ehrwürdige Band zu zerreissen.

Georg Wilhelm lernte auf einer Reise nach Holland zu Breda ein Frauenzimmer kennen, die körperliche und geistige Vorzüge genug besaß, um einen noch kaltblütigern Hagestolzen als er war, irre zu machen. Sie war ein Fräulein von Olbreuse, aus einer dunkeln französischen Familie, die wegen der Religionsverfolgungen ihr Vaterland verlassen hatte. Jedermann bewunderte ihre Schönheit, ihre Grazie und ihre Reize. Geist, Witz und ein edles, sanftes Herz verherrlichten ihren äusern Schmuck. Nie hatten weibliche Vollkommenheiten so stark auf den ernsten Fürsten gewirkt,

als itzt, da er sich diesem einzigen Mädchen gegen über sah.

Ohne seine Leidenschaft durch umständliche Ueberlegungen zu spannen, warb er um ihre Hand. Das Fräulein und ihre Verwandten, weit entfernt, durch den Glanz einer Krone geblendet zu werden, machten den Herzog auf alle Schwierigkeiten, die seinem Vorhaben im Wege standen, aufmerksam. Sie erinnerten ihn an seine Verbindlichkeiten gegen seinen Bruder, sie stellten ihm die gewöhnlichen Folgen der meisten Misheurathen vor, sie baten ihn, seinen Schritt erst kaltblütig zu wägen, und erklärten ihm geradezu, daß sich das Fräulein nur dann erst für glücklich halten könne, wenn sie es durch eine vergnügte Ehe wirklich geworden sey. Aber für all das hatte Georg keine Ohren. Er bestand auf seinem Entschlusse. — Das Fräulein wurde ihm angetraut.

Nirgengs erregte die Nachricht von dieser Neuigkeit größere Sensation, als an dem Hofe zu Hannover. Der Herzog, hieß es hier, habe meineidig sein Versprechen gebrochen, er habe die Familie durch eine Misheurath be-

schimpft, und die Pflichten eines deutschen Fürsten zu Gunsten einer verächtlichen Dirne schnöde verhöhnt. Man sah mit hinwegwerfender Verachtung auf den Bruder und die neue Schwägerin herunter, und die Churfürstin, die als eine königliche Prinzessin *) gedoppelt beleidigt zu seyn glaubte, behandelte die Herzogin mit dem drückendsten Uebermuthe. Indeß hatte man — was doch die Hauptsache war — noch immer Hofnung, zu seiner Zeit das Herzogthum Zelle mit in den Churhut einzuschließen, weil Kinder aus einer solchen Ehe unmöglich erbfähig seyn konnten. Als es aber Georgen gelang, seine Gemahlin, zum Danke für den Beystand, den er dem Kaiser Leopold im Türkenkriege geleistet hatte, in den Reichsfürstenstand erhoben zu sehen, so schwand

*) Sie war eine Tochter des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der von den Böhmen, die sich gegen den Kaiser Ferdinand empörten, 1619 zu ihrem König erwählt wurde, aber seine königliche Würde nur eine sehr kurze Zeit behauptete.

schwand auch diese Hofnung, und mit der vorigen Verachtung vereinigte sich noch Bitterkeit und Rache.

Die junge Fürstin fand in der Anhänglichkeit ihrer Unterthanen, in der Uebung ihrer häuslichen Pflichten und in der Liebe ihres Gemahls reiche Entschädigung für all die Beleidigungen, die ihr von seinen Verwandten zugefügt wurden. Sie hielt aber ihr Glück für vollendet, als sie Mutter ward, und eine Prinzessin gebahr, die frühe genug bewieß, daß sie das treffendste Ebenbild ihrer eigenen geistigen und körperlichen Vorzüge sey. Diese Begebenheit knüpfte die Herzen der Aeltern noch enger zusammen, und leicht vergaßen sie den Uebermuth, den Spott und die Beleidigungen unwürdiger Menschen bey dem Anblicke der Schönheit, der Talente und der Tugenden ihres einzigen Kindes.

Die Prinzessin hatte die Jahre der Mündigkeit noch nicht erreicht, als schon eine Menge Freyer, und unter diesen einige angesehene regierende Reichsfürsten an dem Hofe zu Zelle erschienen, und um die Hand eines Mädchens baten, die mit den glänzendsten persönlichen

Eigenschaften die Aussicht auf eine sehr reiche Erbschaft vereinigte. Aber vor allen erhielt der Prinz von Braunschweig-Wolfenbüttel den Preis, dem neben vielen wahren Vorzügen die Verwandschaft noch einen besondern Anspruch auf die Liebe der so allgemein angebeteten Göttin und auf die Gunst ihrer Aeltern ertheilte. Die ganze Angelegenheit war auch leicht ins Reine gebracht, und von beyden Seiten bestättigt; nur gebot die Politik, die Vollziehung derselben noch eine Zeit lang aufzuschieben. Ein kleiner Umstand, der aber das ganze Schicksal der Prinzessin entschied, und sie, mit so manchem andern, der an ihren Leiden Theil nahm, in namenloses Elend stürzte.

Gerade da, wo man das Zellische Haus zuvor so tief verachtet und so boshaft verspottet hatte, — ward der Prinz von Braunschweig am meisten beneidet, nämlich an dem Hofe zu Hannover. Der Churfürst hielt es für einen aller gesunden Politik zuwider laufenden Fehler, aus dem seiner Familie die größten Nachtheile zuwachsen müßten, wenn die reiche Erbin nach Braunschweig vermählt

würs

würde. Er behauptete, sein Erbprinz Georg müßte seinen Vetter verdringen, es möchte auch kosten, was es wollte. Dadurch würde Zelle leichten Weges wieder mit Hannover vereiniget, und eine Menge unvermeidlicher und sehr gefährlicher Verdrüßlichkeiten und Zwiste in der Geburt erstickt. Jedermann stimmte mit ihm ein, nur seine Gemahlin nicht. Sie behauptete, der Schimpf, der ihrem Hause durch die Aufnahme der Tochter einer blosen Baronne zuwachse, sey um jeden Preis zu theuer, und königliches Blut dürfe nicht durch die Vermischung mit dem vom niedern Adel verunreiniget werden. Die vereinten Vorstellungen derer, die den Plan des Churfürsten unterstützten, besiegten aber am Ende doch ihre Vorurtheile. Sie willigte nicht nur in den Vorschlag ihres Gemahls ein, sondern übernahm es auch, durch ihre bekannte Schlauheit den mit Braunschweig getroffenen Vertrag wieder aufzulösen, und die ganze Sache in Richtigkeit zu bringen.

Die Churfürstin, in der Absicht den Herzog durch eine plötzliche Ueberraschung zu betäuben, und ihm so sein Wort, ohne daß er

Zeit zur Ueberlegung hätte, abzustehlen, brach in der Nacht in Hannover auf, und kam noch vor Tagesanbruch zu Zelle in dem Zimmer der fürstlichen Familie an. Jedermann erstaunte über einen so unerwarteten Besuch zu einer solchen Zeit. Sie erklärte dem Herzoge ohne Umschweife die Absicht ihrer Ankunft. Dieser suchte sie natürlich durch die Bemerkung, daß er sein Wort schon gegeben habe, zurück zu weisen. Die Churfürstin ließ sich das nicht irren, sondern zählte mit einer ströhmenden Beredsamkeit und mit alle der weltklugen Gewandtheit, die ihr eigen war, die Vortheile auf, die beyden Häusern durch die von ihr vorgeschlagene Verbindung zufließen würden. Sie erinnerte den Herzog an die Bande des Bluts, die sie bereits schon unter einander verknüpften; sie mahlte die Zwiste, die frühe oder spat aus der Heurath mit dem braunschweigischen Prinzen entstehen müßten, mit den grellsten Farben ab; sie sprach von Blutvergießen und Kriegen; sie prieß die Tugenden, das Ansehen und die Aussichten ihres Sohnes; — und der Herzog war schwach genug, sich von dem listigen Weibe täuschen zu lassen, und ihr sein fürstliches

ches Wort zu geben, daß der Vertrag mit Braunschweig aufgehoben werden, und Prinz Georg die Hand seiner Tochter erhalten solle.

Die Herzogin war ein stummer Zeuge dieser ganzen Unterhandlung gewesen. Denn die Churfürstin hatte mit ihrem Gemahl in deutscher Sprache gesprochen, die sie nicht verstand, um ihr allen Einfluß auf seine Entschliesung abzuschnetden. Mit großer Unruhe hatte sie das Gespräch angehört; aber sie sank beynahe ohnmächtig nieder, als ihr der Herzog nach der Entfernung des arglistigen Weibes den Gegenstand, und zugleich den Erfolg desselben eröfnete. Sie drang flehend und mit Thränen in ihn, seinen Entschluß zurück zu nehmen. Sie bewieß ihm, wie sehr er seine Ehre durch seine Wortbrüchigkeit gegen Braunschweig aufs Spiel setze, und seinen Namen vor ganz Deutschland beschimpfe; sie zeigte ihm die traurigen Aussichten, die sich seiner geliebten Tochter an der Seite eines Mannes eröfneten, dessen ganzes Herz bereits schon eine Mätresse besaß; sie stellte ihm vor, in welche Gefahren er sie verwickle, indem er sie von einem

nem Hause abhängig mache, von dem sie bisher nichts als Beleidigung und Verachtung erfahren hatte. Sie fiel vor ihm nieder. Ihre Tochter umfaßte seine Kniee. Aber Georg, der seiner Gemahlin nie etwas versagt hatte, blieb taub gegen alle ihre Vorstellungen. Sein Entschluß war unerschütterlich.

Die Churfürstin glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen. Es gehörte auch in der That nicht viel Klugheit dazu, um einzusehen, daß man sich auf das Wort eines Mannes nicht verlassen könne, der es gegen einen andern schon so leichtsinnig gebrochen hatte. Sie schickte sogleich einen Eilboten nach Hannover, benachrichtigte ihren Gemahl von dem Gelingen ihres Streiches, und befahl dem Erbprinzen, ungesäumt nach Zelle zu kommen, und seine Braut in Empfang zu nehmen. Es wurden auch sogleich die Anstalten zur Trauung gemacht. Georg erschien, und benahm sich mit einer unbeschreiblichen Gleichgültigkeit gegen seine Verlobte. Das Beylager ward mit größter Pracht begangen. Aber die Kälte des Bräutigams und die gleich sichtbare Traurigkeit der Braut stimmten aller Herzen zum Mißvergnü-

gnügen. Niemand war heiter als die Churfürstin. Das Bewußtseyn, einen so schweren Streich so glücklich durchgeführt zu haben, schmeichelte ihrer Eigenliebe viel zu sehr, als daß sie nicht alles andere darüber vergessen hätte. Mit vielen heissen Thränen schied die Prinzessin von ihren Aeltern. Der Herzog hatte schon genug gesehen, um die Schwäche selbst zu verdammen, mit der er den Tücken eines intriguanten Weibes unterlegen war.

Der Hof zu Hannover war das Element nicht, wo die junge Fürstin, die die stillen Freuden des häuslichen Lebens und die sanftern Tugenden der Liebe, der Sittsamkeit und der Religiosität jedem andern Genusse vorzog, gedeihen konnte. An diesem Hofe herrschte ein Glanz, eine Pracht, ein Wohlleben, eine Ueppigkeit und ein ewiger Kampf von Leidenschaften, Ränken und Kabalen, wie sonst in keiner damaligen deutschen Residenz; und wer den Ton der großen Welt, samt den Künsten und Lastern der vornehmen Stände kennen lernen wollte, konnte in keine bessere Schule gehen. Der Churfürst und seine Gemahlin suchten, vermöge ihres Hanges zum Glanze, diesen

Ton

Ton immer mehr zu erhöhen, und besonders wollte es die letztere allenthalben hindurchblicken lassen, daß sie eine Königstochter sey. Die größte Rolle spielte die Gräfin von Platen. Sie war die Gattin eines der Ersten am Hofe, und die erklärte Mätresse des Churfürsten, den sie ganz nach ihren Launen zu gängeln wußte, — ein stolzes, wohllüstiges, leidenschaftliches Weib. *) So viel sie bey dem Churfürsten galt, so viel galt ihre Schwester, die Frau von Wick, bey dem Erbprinzen, nur daß sie ihren Einfluß weniger misbrauchte. Dieser behandelte seine Gemahlin immer mit derselben Gleichgültigkeit. Die Churfürstin erinnerte sie bey jeder Gelegenheit an ihre dunkle Abkunft. Die Frau von Platen ließ sie ihre Superiorität auf die drückendste Weise fühlen. Und so ehrerbietig ihr auch die Beyschläferin ihres Gemahls begegnen mochte, so war doch schon

*) Aber sehr wohlthätig gegen Nothleidende. Sie badete sich täglich in Milch, und wenn sie aus dem Bade herausgestiegen war, wurde die Milch unter die Armen ausgetheilt!!!

schon ihr Daseyn peinigend genug für sie. — Welchen Ersatz konnte aller Glanz der Welt, alle Schmeicheley der Höflinge, aller äusere Prunk einem Weibe von ihrem Sinne, — für den Verlust der Liebe ihres Gatten, für die Bedrückungen so mächtiger Feinde und Neider und für den Mangel eines redlichen Herzens seyn, in das sie ihren Kummer ausgeschüttet hätte? —

Es schien ein großer Trost für die unglückliche Fürstin, daß gerade in der Zeit, in welcher sie die Schwere ihres Schicksals am schmerzhaftesten zu empfinden begann, einer ihrer alten Freunde am Hofe erschien, der vor allen berechtiget war, der Vertraute ihrer Leiden zu seyn. Dieß war ein Graf von Königsmark, ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ausgezeichnete körperliche Schönheit, Verstand und Weltkenntniß, Artigkeit und feinen Ton und ein edles, empfindsames Herz besaß. Er war am Hofe zu Zelle erzogen, und seit ihren frühesten Jahren einer der geschätztesten Gespielen der Prinzessin. Sie hatten sich beyde in der ersten Kindheit schon lieb gewonnen, und das eine war das Bedürfniß

des andern. Der Hof zu Zelle schien dem Jüngling eine Einöde, als seine beste Jugendfreundin ihn verlassen hatte. Er gieng nach Hannover, und mit offenen Armen nahm ihn die Prinzessin auf. Sie gestand ihm, mit aller Offenheit eines sehnenden Herzens, ein Freund wie er sey in ihrer Lage ihr kühnster Wunsch. Königsmark bot dem Churfürsten seine Dienste an, die er auch erhielt; und bey seinem auserordentlichen Talente, sich im Umgange mit Menschen geltend zu machen, war es ihm leicht, allgemeinen Beyfall am Hofe zu finden.

Bald ward er der Liebling des zweyten Sohnes vom Hause, des Prinzen Karl. In seiner Gesellschaft kam er täglich zu der Prinzessin; oft besuchte er sie auch allein. Er konnte sich es unmöglich lange verhehlen, daß es mehr als Ergebenheit und Ehrfurcht, daß es — Liebe war, die sein Herz so fest an die unglückliche Fürstin hinzog. Sie war sein steter Gedanke. Unverrückt stand ihr Bild vor seiner Seele. Nie fand er sich zufrieden, als wenn er ihr gegen über, seine Augen durch den Anblick all der Reize weiden konnte, die sie in

sich

sich vereinigte. Zwar kamen auch die Stunden des Ernsts und der Besinnung, wo er die Thorheit und die Gefahr dieser Liebe in ihrer ganzen Größe einsah, und redlich beschloß, sie zu bekämpfen. Aber kaum hatte er die Göttin wieder erblickt, so schwanden all seine Vorsätze dahin, und er fühlte in seiner Brust die alte Leidenschaft wieder. Doch blieb er noch so weit Meister seiner selbst, daß er das, was in seinem Innern vorgieng, sorgfältig verbarg; und selbst die Prinzessin hielt alle Aeuserungen seiner Empfindung für nichts weiter, als für Beweise seiner Anhänglichkeit, die durch ihre jugendliche Freundschaft gepflanzt, und durch die Wohlthaten, die er in ihrem älterlichen Hause genossen, bis auf diesen Grad erhöht schien. Um deßwillen handelte sie auch ganz offen und unbefangen gegen ihn, und schenkte ihm ihr ganzes Zutrauen, weit entfernt, dadurch eine Leidenschaft nähren zu wollen, die sie nicht einmal vermuthete.

Was Königsmark bey den Mißhandlungen empfinden mußte, denen er die Prinzessin täglich ausgesetzt sah, ohne sie an ihren Verfolgern rächen zu dürfen! — Wie sein Herz ge-

preßt seyn mußte, da sie den ersten Prinzen gebahr! Da schallten in allen Kirchen Dankgebete und Jubellieder, und jeder gute Unterthan freute sich der Hofnung des Landes. Aber gleichgültig und frostig blieb ihr Gemahl, wie er zuvor immer gewesen war; nicht Freude, höchstens erkünstelte Heiterkeit lag auf dem Gesichte des Churfürsten; beissender als zuvor nie, äusserte die Churfürstin ihren Geschlechtsstolz — das Kind, sagte sie, sey nur zur Hälfte wohlgebohren, und die Gräfin von Platen fuhr mit ihren Tücken und Beleidigungen fort, als ob nichts geschehen wäre.

Die Härte, mit der ihr Gemahl gegen sie handelte, nahm nach dieser Epoche mit jedem Tage zu. Die Frau von Wik hatte sein ganzes Herz. Ueberall wich er der Prinzessin aus. Kurze, unverständliche Töne waren seine Antworten auf ihre Fragen. Ihre Liebkosungen erwiederte er mit Spott. Sie machte in Gesellschaft ihres Schwiegervaters eine Reise nach Zelle. Als sie ihn bey ihrer Zurückkunft umarmen wollte, stieß er sie zurück. Er sprach kein Wort mehr mit ihr. So bald sie sich ihm näherte, kehrte er ihr entweder den Rücken, oder

ver-

verließ das Zimmer. Das dauerte zwey Monathe fort, und man kann sich den Kummer und die Schwermuth denken, in die das gute, edle Weib hinsank.

Einst, als sie wußte, daß er sich allein auf seinem Zimmer befand, beschloß sie, hinein zu dringen, und den letzten Versuch zur Versöhnung zu machen, oder ihn wenigstens um die Eröfnung der Ursache seines grausamen Betragens zu bitten. Als sie die Thüre aufthat, wollte er entfliehen. „Prinz! ich bitte, ich beschwöre Sie — rief sie ihm nach — nur ein Wort!“ Er blieb stock stille stehen, und sah mit einem wilden Blicke zur Erde. „Ach, fuhr sie fort, haben Sie denn die Menschheit ausgezogen? Doch, es soll alles vergessen seyn, sagen Sie mir nur, womit ich diesen schrecklichen Haß verdienet habe. Ach, Ihre Liebe ist doch mein größtes Gut! Sagen Sie mir, Prinz, ich bitte Sie, sagen Sie mir, womit kann ich sie wieder erwerben?“ — „Wenn Sie sich beruhigen, erwiederte er mit grimmiger Stimme, und sich künftig gar nichts mehr um mich kümmern,“ — und flog zur Thüre hinaus. Verzweifelnd wankte sie auf ihr Zimmer zurück, und erzählte

dem Grafen Königsmark und ihrer treuen Freundin, dem Fräulein von Moltke, wie schrecklich ihre redliche Nachgiebigkeit verhöhnt worden sey.

Der Graf war durch die Klagen und Thränen der Prinzessin, und durch die unwürdige Handlungsart ihres Gemahls aufs äuserste empört, und vergaß über dem Unwillen, eine von ihm so innig geliebte Person so mißhandelt zu sehen, jede andere Rücksicht. „Verachten Sie ihn, sprach er in heftigem, entrüstetem Tone, — er ist es nicht werth, daß Sie um seinetwillen ihre Gesundheit aufopfern. Dieser Unmensch! Statt sich zu grämen und abzuhärmen, sinnen Sie lieber auf die Rache, die er verdient!" Ja wohl, sprach das Fräulein von Moltke, der Graf hat recht.

Durch diese Sprache fand sich die Prinzessin äusserst beleidigt, und sie verwies Königsmarken dieselbe mit einem Ernst und mit einer Aufrichtigkeit, die die lautste Lobrede ihres edlen, treflichen Herzens ist. „So sollen Sie nicht, erwiederte sie, von meinem Gatten sprechen. Sie sind seiner Person Ehrfurcht schuldig,

dig, er handle auch gegen mich, wie er wolle. — Und haben Sie vergessen, mit wem Sie reden? Ich schätze Ihre Anhänglichkeit an mich; aber Sie sollen um ihretwillen nicht ungerecht seyn. Ich hoffe durch Standhaftigkeit und Großmuth den Prinzen noch immer zu gewinnen; denn sein Herz ist gut. Der Himmel hat mir eine Züchtigung zugedacht. Was ists, daß er sein Werkzeug seyn muß? Wollen Sie beyde noch ferner mein Zutrauen geniessen, so können Sie sich desselben durch nichts mehr würdig machen, als wenn Sie mich immer mehr ermuntern, den Prinzen, trotz seines harten Betragens, hochzuschätzen." Der Graf bat die Prinzessin tief beschämt, um Vergebung, indem er ihr die Hand küßte, und trat in der sichtbarsten Verwirrung, die für ihn bey einer Erklärung dieser Art unvermeidlich war, ins Fenster zurück.

In diesem Augenblicke kam der Prinz Karl, durch eine Seitenthüre ins Zimmer. Die Verlegenheit des Grafen und der Kummer der Prinzessin konnte ihm nicht entgehen. Die letztere sagte ihm auch sogleich: „Wären Sie nicht ungemeldet gekommen, ich hätte mir Ihren

Besuch verbitten lassen; ich bin krank; Sie werden sich in meiner Gesellschaft ennuiyren." Der Prinz entfernte sich und Königsmark begleitete ihn. „Was ist vorgegangen? fragte er den letztern, Graf, Sie machen abscheuliche Gesichter!" Königsmark gestand nichts, der Prinz drang lange in ihn. Er läugnete unaufhörlich. „Nun gut, sagte der Prinz, indem er ihm mit dem Zeigefinger drohete, Sie haben ein Geheimniß. Ihr Mißtrauen soll nicht unbestraft bleiben. Amor hat Ihnen, mit all' Ihrer Philosophie einen Streich gespielt. Habe ich es errathen? Hm? — „Wie vom Blitze gerührt stand der Graf. Einige herbey kommende Damen brachen das Gespräch zu seinem Glücke ab.

Der Auftritt in dem Zimmer des Prinzen hatte aber so schrecklich auf die Prinzessin gewirkt, daß sie, von Kummer und Verzweiflung niedergedrückt, noch an dem Abend desselbigen Tages erkrankte. Ein heftiges Fieber, mit Irrereden und der äussersten Entkräftung verknüpft, stellte sich ein, und bald urtheilten die besten Aerzte des Hofes, daß ihre Genesung nur als ein höchstunwahrscheinlicher Zufall zu erwar=

warten sey. Da sie sich zugleich hoch schwanger befand, interessirte sich jedermann für sie, und viele Thränen flossen um ihretwillen. Selbst der Churfürst und seine Gemahlin schienen sie von Herzen zu bemitleiden, und ihre Wiederherstellung in allem Ernst zu wünschen. Nur der Erbprinz blieb sich in seiner rohen Gefühllosigkeit immer gleich. Ein einziges mal machte er eine Staatsvisite an ihrem Krankenbette, wobey er ihr im steifsten frostigsten Komplimententon sagte: Es sey ihm leid, sie krank zu wissen, — er hoffe, es werde ihr an Pflege und Wart nichts abgehen, — er wünsche ihr eine gute Besserung. — „Ach, erwiederte die Prinzessin, mit einem tiefen Seufzer, indem sie seine Hand ergriff, wie froh gehe ich dem Grabe entgegen! Sie kennen, Prinz, die Ursache meiner Krankheit. Doch ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Gott weiß es, wie sehr ich mich bestrebt habe, Ihrer Liebe würdig zu seyn. Ich habe sie nicht errungen. Sie haben Ihr Herz einer andern geschenkt. Die Zukunft wird Ihnen Ihre Thorheit aufdecken. Traurig, daß es mir nicht vergönnt ist, diesen Zeitpunkt zu erleben! Sie werden mir nach meinem Tode

Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und dann wird mir, statt Ihrer Liebe, die Sie mir, so lange ich lebte, versagten, doch gewiß Ihr Mitleiden zu Theil werden." — Eine plötzliche Unmacht unterbrach sie, und der Prinz ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt, sich zu entfernen.

Gegen alle Erwartung besserte sich die Gesundheit der Prinzessin schnell wieder. Sie gebahr nach zwanzig Tagen eine todte Tochter, und dieser Umstand rettete sie. Die Aerzte riethen ihr zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung eine Luftveränderung an. Sie begab sich auf ein dem Churfürsten gehöriges Landhaus. Die Churfürstin, der Prinz Karl und Königsmark begleiteten sie. Der Genuß einer herrlichen Gegend und der mannigfaltigsten ländlichen Vergnügungen trugen sehr viel zur Erheiterung ihrer Seele und zur Heilung ihres Körpers bey. Endlich ward ihr auch noch das Vergnügen zu Theil, von ihren Aeltern in diesem ihr so angenehmen Aufenthalte überrascht zu werden. Der größte Theil des Hofes kam auf das Lustschloß heraus. Jeder Tag war ein Fest. Die Prinzessin war nie vergnügter, oder

fühl-

fühlte doch die Schläge ihres Misgeschicks nie weniger als damals. Aber eben damals gelang es der Gräfin von Platen, einen Entwurf zu Stande zu bringen, der in der Folge die wirksamste Ursache des Untergangs ihres innigsten Freundes und ihres eigenen Verderbens war.

Dieses boshafte, wohllüstige, schändliche Weib hatte längst den Gedanken, den Grafen von Königsmark durch ihre Reize an sich zu fesseln, und dadurch theils ihrer Sinnlichkeit, theils ihrer Rachsucht gegen die Prinzessin Befriedigung zu verschaffen. Der itzige Aufenthalt auf dem Lande schien ihr die Ausführung desselben zu begünstigen. Die Churfürstin hatte Königsmarken, um ihn und die Gräfin zu necken, öffentlich gesagt, daß die letztere ein nachtheiliges Urtheil über seine Person und sein Betragen gefällt habe. Der Graf lachte; sie aber that äuserst entrüstet. Abends war Ball am Hofe. Die Gräfin stellte sich krank. Der Churfürst selbst ermunterte sie, dem Grafen ihre Hand zu bieten, und das war eben das, was sie gewollt hatte. Während des Tanzes sprach sie mit aller anschmie-

genden Holdseligkeit einer geübten Buhlerin mit Königsmarken, entschuldigte sich mit dem größten Eifer und versicherte den Grafen, wie sehr sie ihn schätze, und wie er es nicht von weitem ahnde, was ihr Herz für ihn fühle. Sie wünsche nichts mehr, beschloß sie, als nur ihn ohne Zeugen zu sprechen, und dann alle ihre Empfindungen vor ihm auszuschütten. „Das hängt von Ihnen ab, gnädige Gräfin," sprach der gefesselte Königsmark, und noch denselben Abend war er so glücklich, nachdem der Churfürst sich zur Ruhe begeben hatte, sie in ihrem Zimmer zu sehen, und all die Vergnügungen zu genießen, die ein schändlicher Misbrauch Freuden der Liebe heisset.

Die quälendste Reue folterte Königsmarken den folgenden Tag, und er konnte das Bild der Prinzessin nicht in sich zurücke rufen, ohne den Leichtsinn zu verfluchen, mit dem er in die Schlinge eines sonst von ihm so sehr verabscheuten Weibes gegangen war. Sein nächtlicher Besuch mußte an einem Hofe, wo man sich gegenseitig so sorgfältig und so schlau beobachtete, bald allgemeine Neuigkeit werden, und — welchen Eindruck mußte sie auf die

junge Fürstin machen? Mit welchem Kummer er rang, indem ihm die Freundschaft des Menschen, den er unter allen am höchsten verehrte, und am feurigsten liebte, unwiderbringlich verlohren schien! Schrecklich peinigte ihn das Bewußtseyn seiner Unvorsichtigkeit, seines Undanks und seiner Treulosigkeit. Entschlossen, sich der Prinzessin zu Füßen zu werfen, und durch ein redliches Geständniß seines Verbrechens auf ihre Großmuth Anspruch zu machen, eilte er auf ihr Zimmer. Es waren hier viele Herren und Damen von Hofe versammelt. Kaum hatte ihn die Prinzessin erblickt, als sie ihn ans Fenster zog, und ihm mit Wehmuth erzählte, wie viel Schmerz und Thränen sie die Abreise ihrer Aeltern gekostet habe, wie hart sie es angekommen sey, sie nicht begleiten zu dürfen, und wie sie dieß blos dem Grafen von Platen zuschreiben müßte, der ihren Wunsch durch Erregung ökonomischer Schwierigkeiten vereitelt habe; „doch, setzte sie hinzu, ich darf mich bey Ihnen nicht über einen Mann beschweren, dessen Gattin, wie ich sicher weiß, Ihre Vertraute ist. Graf! Graf! werde ich mich doch in Ihnen nicht täuschen? — Kö-

nigsmark ergriff sogleich das Wort, das ihm so erwünscht gekommen war, um seine Vertheidigung zu beginnen. Er erzählte alles von seinem gestrigen Abentheuer mit der Gräfin, was sich ohne die Delikatesse zu beleidigen, erzählen ließ, versicherte die Prinzessin seiner Treue, und versprach ihr allen fernern Umgang mit ihrer Feindin abzubrechen. „Das verlange ich nicht, erwiederte die Prinzessin, ich will vielmehr, daß Sie diese Bekanntschaft fortsetzen. Denn Sie können mir dadurch nützlich werden, indem sie die Gräfin zu bestimmen suchen, wo nicht meine Freundin zu seyn, doch aufzuhören, mich zu verfolgen.“ Königsmark wollte noch mehr sprechen, und es fehlte nicht viel, er hätte das ganze Geheimniß seiner Liebe gestanden, als die Prinzessin zur Gesellschaft zurückgieng.

Ein neues Ereigniß schien des Grafen Unglück zu entscheiden, indem es ihn, vielleicht auf immer, von seiner angebeteten Freundin zu entfernen drohte. Der Prinz Karl gieng zur kaiserlichen Armee ab, um in Hungarn gegen die Türken zu dienen, und seine Aufforderung an den Grafen, daß er ihn begleiten

soll=

sollte, konnte von diesem ohne Verletzung der Ehre nicht zurücke gewiesen werden. Sein Herz fand sich durch den Abschied so schwer verwundet, daß er die Empfindungen desselben sogar im Aeussern nicht verbergen konnte, und sich dadurch selbst den Neckereyen des Churfürsten aussetzte. Die Prinzessin entließ ihn mit all der Zärtlichkeit, die sie für ihn empfand." Ich weiß, sagte sie ihm beym Abschiede, daß auch ich einen Antheil an Ihrer Traurigkeit habe. Ich fühle, was ich an Ihnen verliehre. Ach ich bedurfte Ihrer nie mehr, als itzt!" — Vor der Thüre begegnete ihm die Gräfin von Platen. Sie zog ihn in ihr Zimmer. „Ich allein, sagte sie, verstehe Ihren Kummer, und bin eigenliebig genug, mich für die einzige Ursache desselben zu halten. Sie sind mir dadurch unendlich schätzbar geworden. Kommen Sie bald wieder zurücke, Freund meines Herzens! Meine Thränen folgen Ihnen nach." In der feurigsten Umarmung vergaß der leichtsinnige Jüngling seine vorige Reue, und die Prinzessin, — und in dem unruhigsten Zustande, in dem der Mensch mit sich selbst, und mit allem, was ihn umgiebt, unzufrieden ist, reißte er ab.

Die

Die churfürstliche Familie vergaß den Schmerz und die Thränen der Trennung bald durch eine glückliche Begebenheit, die sie schon lange durch alle Künste der Politik vorbereitet hatte, und in nichts geringerm, als in der Verbürgung der Anwartschaft auf die englische Krone bestand. Kaum war der Prinz abgereißt, als ein Eilbote aus London mit einer Akte von dem englischen Parlamente eintraf, vermöge deren, auf den Fall der Erlöschung des stuartischen Hauses, der Churfürstin zu Hannover und ihren Kindern, die Thronfolge zuerkannt war. Der angenommene Fall mußte auch nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit bald eintreten. Denn der König Wilhelm hatte sich zu Gunsten des hannoverischen Hauses erklärt, daß er sich nicht mehr verehlichen werde, und die Prinzessin Anna war zu alt, als daß sie noch hätte Kinder gebähren können. Die Freude der Churfürstin über ein Glück, das ihrem Stolze so sehr schmeichelte, war gränzenlos. Alles tönte am Hofe von Wonne und Jubel. Nur die Prinzessin blieb gleichgültig. Denn zur Linderung ihrer Leiden waren alle Kronen der Welt

unzureichend. Dadurch reizte sie den Zorn ihrer Schwiegermutter aufs Neue, und nichts war natürlicher, als daß die alten Vorwürfe von einer unwürdigen Abkunft, bey der keine Empfänglichkeit für den Glanz eines Throns statt finde, wieder aufgewärmet wurden.

Der Erbprinz, übermüthig durch die Größe seiner neuen Aussichten, ließ nun seine gute Gattin seine Verachtung gedoppelt fühlen, und ertheilte in demselben Maaße seiner Mätresse, der Frau von Wik, desto größere öffentliche Auszeichnungen. Die Prinzessin, von der Macht ihres Unwillens und ihres Schmerzens hingerissen, konnte sich nicht mehr erwehren, ein Wort gegen die Geliebte ihres Gemahls zu sprechen. Aber er gerieth darüber in eine solche Wuth, und vergaß seine eigene Würde dergestalt, daß er Hand an das unglückliche Weib legte, und sie niederwarf. Er würde sie — so sagten Augenzeugen — in der Raserey ermordet haben, wenn sie nicht einige herbey eilende Hofdamen in ihren Schutz genommen hätten.

Das war noch das Aeusserste, was die Prinzessin erfahren konnte, und ach! — der Freund

lebte, in ihrer Meynung nicht mehr, der sonst alle ihre Klagen so theilnehmend in seinen Busen aufgefaßt, und ihrer Wunden so freundlich gepfleget hatte. Denn es war die Nachricht eingetroffen, daß Prinz Karl und Königsmark in einem Treffen von den Türken erschlagen worden seyen. So mußte sich alles vereinigen, ihr jeden Trost zu rauben. Sie fühlte ihren Verlust auf die schmerzhafteste Weise, und es blieb ihr nichts übrig, als die armselige Beruhigung, den theuren Jüngling beweinen zu können. Denn die Thränen, die dem Ansehen nach dem Andenken des Prinzen floßen, galten ihrem Freunde. — Doch sie flossen nicht lange. Königsmark erschien am Hofe, und widerlegte durch seine Gegenwart einen Theil jenes Gerüchtes. Karl war allein gefallen.

Nie hatte die Prinzessin den Werth ihres Vertrauten lebhafter erkannt, als in der Zeit, in der sie ihn entbehrte. Was war also natürlicher, als daß sie nun, da er wieder kam, mit Freudenthränen die Arme nach ihm ausstreckte, und sich mit ganzem Herzen an ihn hieng. Er besuchte sie täglich zu verschiedenen malen, und

da sie ihm so viel von ihren Leiden zu entdecken, und so manches geheime Anliegen zu eröfnen hatte, so waren ihre meisten Zusammenkünfte, das Fräulein ausgenommen, ohne Zeugen. Eifersucht machte zuerst die Gräfin von Platen auf diese häufigen Besuche aufmerksam. Sie verfolgte Königsmarken mit Vorwürfen wegen Unbeständigkeit und Treulosigkeit, tastete die Ehre der Prinzessin öffentlich an, und breitete bald am ganzen Hofe die Sage aus: der Graf werde an hohen Orten mehr begünstiget, als es sich zieme. Dieser nahm die Parthey der Prinzessin mit großem Eifer, und schwur für die Unschuld ihres Umgangs, jedoch ohne denselben abzubrechen. Dadurch konnte die eifersüchtige Verläumderin unmöglich beruhiget werden. „Eins, sagte sie endlich, fordere ich von Ihnen, Graf! und leisten Sie dieß, dann bedarf es keiner Entschuldigungen und keiner Schwüre mehr; dann bin ich mit Ihnen ausgesöhnt und von Ihrer Liebe überzeugt.“ Und das wäre? — „Daß Sie meine Stieftochter, das Fräulein von Kielmann heurathen.“ — Eine Bedingung, die ich nie erfüllen werde! — „Nun denn, zürnte das ent-

entrüstete Weib, so haben Sie meinen ganzen Haß. Sie sind meiner unwürdig! Entfernen Sie sich, Undankbarer, und erwarten Sie eine fürchterliche Rache!"

Die Gräfin zauderte nicht, ihre Drohung zu erfüllen. Sie bemühte sich nicht nur von von diesem Augenblicke an, das am Hofe umher geflüsterte Gerücht immer mehr zu verbreiten und zu bestätigen, sondern machte auch den Churfürsten und seine Gemahlin auf eine solche Weise damit bekannt, daß sie ihm unbedingten Glauben beymessen mußten. Die Frau von Wick aber besorgte dasselbe Geschäfte bey dem Prinzen, und erzählte ihm eine Menge Anekdoten, die die Untreue seiner Gemahlin auser allen Zweifel setzten. Diese Verläumdungen konnten der letztern nicht lange verborgen bleiben. Da sie sich ihrer Unschuld bewußt war, erwiederte sie dieselbe mit Verachtung, und glaubte ihren Feinden die Freude nicht machen zu müssen, die sie in der Aufhebung ihres Umgangs mit Königsmarken gefunden hätten. Er besuchte sie deßhalb, und genoß ihres Zutrauens nach wie vor. Aber eben damit bestätigte sie die Lügen ihrer Lästerer im-

mer

mer mehr, und verstärkte den Eindruck, den sie gemacht hatten. Der Churfürst, der sie bisher noch mit der meisten Schonung behandelt hatte, ließ sie nun seine ganze Verachtung fühlen. Die Churfürstin gab ihr die durchdringendsten Stichreden. Ihr Gemahl sprach von Ehebruch und Treulosigkeit. Selbst der große Haufe der Höflinge, der überall nur den Ton giebt, auf den er gestimmt wird, begegnete ihr mit Zurückhaltung und Kälte; und — was das allerschlimmste war — sie konnte, sie durfte sich nicht einmal vertheidigen. Eines solchen Lebens müde, reißte sie nach Zelle, entdeckte ihren Aeltern ihr ganzes Unglück, umfaßte ihre Knie und flehte sie, sie von dem Tyrannen zu trennen, an dessen Seite sie so gepeiniget ward. Aber dieser Trost ward ihr nicht zu Theil. Sie wurde von ihrem Vater mit der unempfindlichsten Härte abgewiesen, und zu Hannover, wo der Zweck ihrer Reise durch die Kreaturen in Zelle verrathen war, mit Spott und Hohngelächter empfangen.

Noch hatten ihre Leiden bey weitem nicht den höchsten Grad erreicht. Ein Familienzwist, an dem sie auch nicht den entferntesten Antheil

hatte, erweckte in ihren Feinden den teuflischen Gedanken, ob es nicht möglich wäre, sie aufs Schaffot zu bringen?

Der Prinz Maximilian, durch Herrschsucht und eigennützige Rathgeber verleitet, kam auf den unglücklichen Einfall, seinem Bruder einen Theil der Besitzungen ihres Hauses zu entreissen, und dadurch das, was ihm die Geburt versagt hatte, zu erlangen, einen Fürstenthron. Das Gelingen dieses Unternehmens hieng beynahe einzig von der Einwilligung des Churfürsten ab, die aber dem Prätendenten aufs standhafteste verweigert wurde, weil die Frau von Platen, die den Churfürsten wie eine Maschine lenkte, das Interesse des Erbprinzen zu unterstützen, für gut fand. Maximilian, durch den Widerstand nur hartnäckiger gemacht, beschloß seinen Zweck, den er durch die freye Entschließung seines Vaters nicht erlangeo konnte, durch äusere Hülfe und gewaltsame Maasregeln zu suchen. Einige mißvergnügte Glieder der Zellischen Landschaft traten auf die Seite des Prinzen, und wirkten im Stillen zur Beförderung seines Plans. Mit ihnen verbanden sich wenige Patrioten

trioten, die von Georgen nicht viel Gutes erwarteten, und Abentheurer, welche bey dieser Gelegenheit ihr Glück zu machen hoften. Es wurden Gesandte an den kaiserlichen Hof abgefertiget, das große Werk zu betreiben. Da man aber wußte, wie viel der Pabst in Wien vermochte, so gieng ein Vertrauter des Prinzen, Namens Kolm, nach Rom, der dem heiligen Vater die Versicherung gab, es sollte in den sämtlichen Zellischen Landen die katholische Religion eingeführt werden, wenn er seinem Prinzipal die Succession in denselben bewirkte. Dieses Anerbieten machte den größten Eindruck. Es wurde dem Prinzen die thätigste Beyhülfe verbürgt. Aber eine Verrätherey machte den ganzen Entwurf zu Wasser. Kolm ward auf der Rückreise in Verhaft genommen, seiner Papiere beraubt und als ein Landesverräther hingerichtet. Der Prinz hatte sich noch frühe genug durch die Flucht gerettet.

Wenn man sich an die Verhältnisse erinnerte, in denen die Prinzessin gegen ihre Familie stand, so konnte sie leicht in den Verdacht kommen, daß sie an der Verschwörung ihres

Schwagers Antheil habe. Die Gräfin von Platen hatte keine größere Angelegenheit, als diesen Verdacht erweisen, und dann ihre Wuth ungehemmt gegen die bemitleidenswürdige Dulderin auslassen zu können. Man wendete alles an, aus Kolmen das Geständniß zu erpressen, das man haben wollte. Ja der Graf Platen gab ihm sogar sein Wort, er sollte ungestraft bleiben, so bald er gegen die Prinzessin zeugen würde. Aber dieser Mann schämte sich, ein Leben durch ein Bubenstück zu erhalten, das er aus der wohlmeinendsten Treue gegen seinen Herrn gewagt hatte, und starb darauf, sie sey unschuldig. Indeß gefiel es ihren Feinden bey weitem nicht, sie für gerechtfertiget zu halten. Man verfolgte sie mit den beleidigendsten Vorwürfen, der Erbprinz und die Churfürstin waren feindseliger gesinnt, als zuvor nie; und die Urheberin all ihrer Leiden säumte nicht, die Gemüther immer mehr zu erhitzen. Man verhöhnte alle ihre Entschuldigungen. Selbst der so einleuchtende Vertheidigungsgrund, daß sie ja gegen sich selbst und gegen ihre eigenen Kinder gehandelt haben würde, wenn sie den Anschlag des Prinzen

nur gekannt und verschwiegen, vielweniger unterstützt hätte, — wurde nur verspottet. Man sprach von ihr am Hofe als von der verächtlichsten Person, und um der herrschenden Parthie zu gefallen, durfte man sie nur beleidigen. Verzweifelnd durchweinte sie Tage und Nächte in ihrem einsamen Zimmer. Dieß grausame Schicksal war ihr länger unerträglich. Sie beschloß zu entfliehen, und in irgend einem französischen Kloster, ferne von Menschen, die Ruhe zu suchen, die ihr unter ihnen nicht zu Theil ward. Sie entdeckte diesen Entschluß Königsmarken und ihrer lieben Moltke.

Der Graf kannte kein größeres Glück, als sich für die Prinzessin aufzuopfern, sie den Händen ihrer Feinde zu entreissen und ihnen die Freude, sie noch länger zu peinigen, zu verderben. In den Mitternachtsstunden schlich er auf ihr Zimmer, und sprach mit ihr und dem Fräulein von der Ausführung ihres Plans. Alles ward mit Klugheit vorbereitet. Um auch auswärts die nöthigen Anstalten zu treffen, und von der Neugierde und der Kabale unbemerkt wirken zu können, mußte sich der Graf auf eine Weile entfernen. Er nahm Urlaub, unter dem

Vorwande, daß er seine Schwester in Polen besuchen wollte, und reißte auch wirklich dahin ab.

Er fand an dem Hofe dieses Landes, durch das ihm eigene auserordentliche Talent, sich geltend zu machen, allgemeinen Beyfall, und war von dem Tage seiner Ankunft an der stete Gesellschafter des Königes. Schade, daß er durch seine Unbesonnenheit und durch seinen Leichtsinn all seine sonstigen Talente so sehr verdunkelte. Und noch mehr Schade, daß er durch eben diese Fehler seines Charakters den einzigen Plan so schändlich vereitelte, durch den die Prinzessin hätte gerettet werden können.

In einer Abendgesellschaft am Hofe, wo alles lustig und guter Dinge war, und der Wein die Heiterkeit vieler Gäste über die Gebühr gespannt hatte, kam man auf den Einfall, daß jeder der anwesenden Herren seine Liebesabentheuer erzählen sollte. Unter allen war vielleicht keiner offenherziger als Königsmark. Er kramte alle seine Geheimnisse aus, schilderte seine Ritterstreiche bey der Gräfin von Platen, ihre Zudringlichkeit in Ansehung der Heurath ihrer Tochter, ihren itzigen Haß und

die Hahnreyschaft des Churfürsten. Nichts war natürlicher, als der Uebergang auf die Prinzessin und auf das unwürdige Betragen ihres Gemahls; und hier begieng der unüberlegte Jüngling die unbeschreibliche Unvorsichtigkeit, öffentlich damit heraus zu platzen, daß sie entschlossen sey, sich durch die Flucht zu retten.

Unter der Gesellschaft war ein Kavalier aus Hannover, der einige Zeit zuvor in die Ungnade des Churfürsten gefallen war, und sich hatte flüchtig machen müssen; der überdieß Königsmarken haßte. Wie hätte dieser eine so schöne Gelegenheit, sich wieder mit seinem Herrn auszusöhnen, und zugleich sich an seinem Feinde zu rächen, vernachläßigen können? — Er setzte sich augenblicklich, schrieb an die Gräfin von Platen, und entdeckte ihr alles, was er gehört hatte. Ehe der Graf noch nach Hannover zurück kam, war sein ganzes Vorhaben bekannt. Man wollte nur eine gelegene Stunde erwarten, an ihm und an der Prinzessin Rache zu nehmen.

Gleich nach seiner Ankunft machte er dem Churfürsten seine Aufwartung. Dieser bot ihm

den Rücken, und sprach kein Wort. „An deiner Gunst ist mir nun nichts mehr gelegen,“ dachte er, und gieng. In den Zimmern der Churfürstin traf er die Prinzessin an, die ihn mit einem Blicke voll Liebe grüßte, und durch das Fräulein von Moltke ersuchte, um Mitternacht zu ihr zu kommen, und von seinen Geschäften Bericht zu erstatten. Er erschien um die bestimmte Stunde, nachdem er alle Anstalten zur Flucht getroffen hatte, die, seiner Meinung nach, in dieser Nacht sogleich vorgenommen werden sollte. Die Prinzessin willigte aber, trotz all seiner Vorstellungen, noch nicht ein. „Sie könne Hannover schlechterdings nicht verlassen, sagte sie, ohne ihre Kinder noch einmal gesehen und umarmt zu haben; aber morgen sey sie bereit.“ Ungerne gab er den Forderuugen ihres mütterlichen Herzens nach, und verließ, in einer düstern Anwandlung von Furcht, das Zimmer.

Kaum war er einige Schritte auf der Gallerie hervorgetreten, als er plötzlich vier handveste Kerls, in der Uniform der churfürstlichen Garde, aus einer Ecke mit bloßen Säbeln auf sich los rennen sah. Entschlossen ergrif er sei-

nen Degen; ehe er ihn aber noch gezogen hatte, fühlte er sich schon verwundet. Er vertheidigte sich mit allem Muthe eines tapfern Mannes. Schon trieb er die vier Mörder vor sich her, als es einem gelang, seine Klinge zu zerschmettern. So bald sie ihn wehrlos sahen, stürzten sie vereint auf ihn los, und mit Wunden bedeckt, sank er nieder. „Sagt dem, der euch gedungen hat, daß die Prinzessin unschuldig sey!" Dieß war sein letztes Wort. Ein Säbelhieb spaltete seinen Kopf.

Ohne die Klatscherey der Frau von Wik wäre dieser verdammungswürdige, tyrannische Streich vielleicht unterblieben. Diese hatte den Tag zuvor bemerkt, daß die Prinzessin in dem Zimmer der Churfürstin dem Fräulein von Moltke etwas ins Ohr geflüstert, und daß diese darauf mit dem Grafen heimlich gesprochen habe. Sie vermuthete die Bestellung zu einem nächtlichen Besuche, und trug diese Vermuthung ihrer Schwester vor. Darauf baute die Gräfin von Platen den meuchelmörderischen Plan, und machte ihn dem Churfürsten bekannt, der ihn nicht nur billigte, sondern selbst das

schändliche Geschäfte übernahm, die Banditen zum Morde anzuführen.

So bald die That vollbracht war, ertheilte man der Gräfin die Nachricht, sie sey gerochen, und mit einer satanischen Freude lachte sie über ihren Sieg. Königsmarks Leichnam ward in ein abgelegenes Gemach des Schlosses geworfen, und die Thüre vermauert. Man bemächtigte sich sogleich seiner sämtlichen Briefschaften. Ein Eilbote gieng nach Berlin, um den Erbprinzen, der sich daselbst aufhielt, schleunigst zurückzurufen. Das Fräulein von Moltke, die die verdächtigen Bewegungen am Hofe bemerkt hatte, eröfnete der Prinzessin, sie befürchte, es möchte Königsmarken irgend ein Unglück begegnet seyn. Diese, von Furcht und Schrecken ergriffen, gleich als ahndete sie, was geschehen war, sank schon bey diesem Worte betäubt nieder.

Der Briefwechsel der Prinzessin mit dem Grafen war für die Mätresse die glücklichste Entdeckung. Denn ob man wohl in demselben nicht die mindeste Spur einer die Schranken der Gesetze überschreitenden Liebe, viel weniger eines unerlaubten Umgangs finden konnte, so

ent=

entdeckte man doch Stoff genug, um diejenigen, von denen das Schicksal der Unglücklichen abhieng, noch mehr zu erbittern. Die Briefe enthielten nichts als Klagen über ein ungerechtes Loos, Herzenserleichterungen nach vorhergegangenen Beleidigungen, und Vorschläge und Zweifel, in Absicht auf die projektirte Flucht. Auch fanden sich heftige Ausfälle auf die Churfürstin, auf den Erbprinzen, auf den Herzog von Zelle und — was am unverzeihlichsten war — auf die Frau von Platen. — Und welcher Unpartheyische konnte ihrs auch verdenken, wenn sie den Erbprinzen ihren Quäler, und ihren Vater einen unerbittlichen Tyrannen nannte, da der erstere ihr so viele Leiden bereitet hatte, und der letztere — was ihm doch so leicht gewesen wäre — durchaus nichts zur Linderung derselben beytragen wollte.

Der Churfürst gerieth bey der Durchlesung dieser Briefe in Wuth. Das Fräulein von Moltke wurde sogleich in Verhaft genommen, und die Prinzessin erhielt Zimmerarrest. Der Graf Platen reißte nach Zelle, und legte dem Herzoge die Briefe seiner Tochter vor. Er erstick-

erstickte dadurch in ihm jedes väterliche Gefühl. „Ich werde mich, sagte er, dieser Tochter, die sich meiner unwürdig gemacht hat, nicht mehr annehmen; der Churfürst mag nach dem strengsten Rechte mit ihr handeln.“ Nur durch viele Thränen konnte ihre Mutter von ihm die Erlaubniß erhalten, ihr ein Paar Worte zu ihrem Troste zu schreiben. — Der Erbprinz war froh, seiner Gemahlin so leichten Weges los geworden zu seyn, und stimmte — was von ihm nicht anders zu erwarten stand — zu den strengsten Maasregeln.

So bald der Graf Platen zurück gekommen war, übergab er der Prinzessin den Brief ihrer Mutter — für sie großes Labsal in ihrem Kummer — und sagte ihr zugleich, daß sie sich gefaßt machen sollte, ungesäumt an den ihr zugedachten Bestimmungsort abzureisen. Kaum war er fort, als ein Officier von der Garde hereintrat, und ihr meldete, der Wagen stehe im Hofe bereit. Zugleich hatte er Befehl, ihr zu eröfnen, was sie bisher nur vermuthet hatte, daß Königsmark wirklich todt sey. Bey dieser Nachricht bebte sie zurück. Mit einem fürchterlichen Blicke rief sie aus: „So führt mich

mich dann fort, wohin ihr wollt! Der engste Kerker ist mir lieber als diese Wohnung der Grausamkeit und des Mordes." Sie stieg in den Wagen. Auf der ganzen Reise schien sie in einem Zustande von Empfindungslosigkeit zu seyn. Man brachte sie auf das Schloß Ahlen, im Umfange des Herzogthums Zelle. Der Kommandant desselben empfieng sie mit Mitleiden und Ehrfurcht. „Was ich, sagte er ihr, zur Linderung Ihres Unglücks beytragen kann und darf, werde ich thun; und nichts wird mir erfreulicher seyn, als wenn ich Ihnen diesen stillen Aufenthalt, wo Sie Ihr künftiges Leben zubringen werden, angenehm machen kann." Sie erwiederte die guten Gesinnungen des Mannes mit einer stillen Thräne, schloß sich auf ihr Zimmer ein und klagte dem Himmel ihr unverdientes Loos. Am folgenden Morgen wurde von zween Staatssekretairen ein kurzes Verhör mit ihr vorgenommen, wobey sie auf ihrer Unschuld bestand, an der auch niemand zweifelte.

Indeß fand der Eigennutz bald Ursache, eine Handlung zu bereuen, die eine Wirkung des Hasses und der Rachsucht gewesen war. Man wuß-

wußte zu Hannover, daß die Herzogin von Zelle ihren Gemahl mit unaufhörlichen Bitten und Vorstellungen verfolge, seiner unglücklichen Tochter zu verzeihen und sie ihres Arrestes zu entlassen. Zwar kannte man die Härte und Unerbittlichkeit dieses Fürsten; aber es war doch zu befürchten, daß er endlich durch die Thränen einer Gemahlin, die er herzlich liebte, erweicht, und wohl gar zu solchen Verfügungen gestimmt werden dürfte, durch die dem hannoverischen Hause, in Absicht auf die Succession in den zellischen Gütern, Schwierigkeiten erregt werden könnten. Dieß zu verhindern schlug der Churfürst dem Erbprinzen eine Versöhnung mit seiner Gemahlin vor, wozu sich dieser auch verstand. Aber die Prinzessin wies all seine Anerbietungen mit der Entschlossenheit und Würde der gekränkten Tugend zurück. „Entweder, sagte sie dem Abgeordneten des Prinzen, bin ich schuldig oder nicht. Im erstern Fall — wie kann er mir seine Hand wieder bieten? Im zweyten aber mag er selbst urtheilen. Gehen Sie, und sagen Sie ihm, solche Kränkungen, wie er sie mir erwiesen hat, lassen sich nicht so leicht in

dem Andenken des Gekränkten vertilgen. Man stand deßhalb zu Hannover von diesem Vorhaben ab, versicherte sich des zellischen Erbes so gut man konnte, und der Prinz wurde förmlich von seiner Gemahlin geschieden.

Diese ertrug ihre Gefangenschaft mit einer Standhaftigkeit und Ruhe, die die sichersten Bürgen ihrer Tugend waren. Mit Eckel blickte sie auf die schimmernden Mühseligkeiten der großen Welt zurück, unterhielt sich durch Lektüre, Genuß der Natur und Umgang mit wenigen guten Menschen, und verachtete, im Bewußtseyn ihres höhern Werths, all die Elenden, die sie so unmenschlich verfolgt hatten. Die heitersten Stunden für sie waren diejenigen, in denen sie von ihrer Mutter besucht wurde. Ihr Vater blieb sich in seiner rohen Unversöhnlichkeit gleich bis in seinen Tod.

Nichts kränkte sie tiefer, als das Unglück, das ihrer Freundin, dem Fräulein von Moltke, wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an sie, bereitet ward. Auch diese schmachtete in einem einsamen Kerker auf dem Schlosse Neuburg. Aber sie duldete die Leiden der Gefangenschaft nicht lange. Es gelang ihr, die Wachsamkeit

ihre Wächter zu hintergehen. Sie ließ sich 180 Fuß hoch aus einem Fenster hinunter, wanderte unter vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten eine lange Strecke Weges zu Fuß fort, und kam endlich glücklich zu Wien in den Armen ihrer Verwandten an. — Die Prinzessin sagte selbst, in ihrem ganzem Leben habe ihr nichts so viel Freude gemacht, als die Nachricht von der Rettung ihrer unschuldigen Freundin.

Die Urheber ihres Unglücks wurden bald nach einander durch den Tod hinweg gerast. Zuerst starb der Churfürst, dann seine Mätresse, darauf die Frau von Wik und endlich die Churfürstin. Nicht lange nach dem Tode der letztern (1714) erlosch mit der Königin Anna der stuartische Stamm, und Georg gieng nach England, die brittische Krone zu empfangen. Kein Neid und keine Sehnsucht regte sich in dem Herzen der Prinzessin; wohl aber machten ihr die wiederholten Nachrichten von der Liebe der englischen Nation zu ihrem Sohne große Freude. Aber auch diese Freude mußte ihr bald durch den Tod ihrer theuren Mutter verbittert werden. Sie überlebte sie nicht lange. Die so oft ersehnte letzte Stunde

schlug, und machte ihrem unglücklichen Leben ein Ende.

Georg vernahm die Nachricht von ihrem Tode mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit. Er konnte es sogar dem Könige von Preussen nicht vergeben, daß er Trauer um sie anlegte.

Nach seinem Tode (1727) folgte ihm ihr Sohn in der Regierung. — Der itzige König von England ist ihr Enkel.

Winke über den Genuß sinnlicher Freuden.

(Aus den Gesprächen meines Großvaters.)

— — Solltet ihr es wohl glauben, Kinder, daß es Menschen gegeben hat, die entscheidend behaupteten, alle sinnliche Freuden seyen unter der Würde unsrer Natur, und wir können keine derselben geniessen, ohne uns zu versündigen? Wir sind, sprachen sie, des Schöpfers Bild, und ein von der Gottheit ausgegangener Geist denkt und handelt in unserm

Körper. Diesen Geist auszubilden und zu vervollkommen ist unser höchster Beruf, und wir betreiben diesen ganz ohne Erfolg, wenn wir nicht alle sinnliche Lust in uns tödten, den Einfluß des Leibes auf die Seele so viel als möglich schwächen, den thierischen Theil unsrer Natur zähmen und unterdrücken, und ihn, sogar durch freywillige Peinigungen und Marter, für Lust und Unlust unempfindlich machen.

Diese Menschen haben zum Theile ihre Theorie im Leben nicht verläugnet, sondern vielmehr so treulich angewandt, daß sie vor ihren vernünftigern Brüdern, bald als wahnsinnige Schwärmer, bald als boshafte Betrüger erschienen sind. Und für was anders konnte man auch diejenigen halten, die aus der Gesellschaft in die Einöde, aus Pallästen in Erdhöhlen und Felsenritzen flohen, Gras und Wurzeln frassen, den Geschlechtstrieb als ein Ueberbleibsel der Erbsünde verschrien, sich in borstige Kutten kleideten, ihren nackten Leib in den Strahlen der Sonne dörrten, Tage lang unbewegt auf einem Punkte standen, und den Neugierigen, die sich um sie ver-

versammelten, zuriefen: sehet, das ist die Bestimmung des Menschen?

Wie doch diese Schwärmer die deutlichste Absicht des Schöpfers so ganz verkennen konnten! Wahr ist es, unser Geist und seine Bildung muß unser erster und letzter Gegenstand, und der Genuß, dessen er fähig ist, unser höchstes Ziel seyn. — Aber sind wir denn bloß Geist? Haben wir nicht auch einen Körper? Und sollte der Schöpfer diesem die Empfänglichkeit für angenehme und ergötzende Eindrücke vergeblich geschenkt haben? Unser Auge freuet sich des Anblickes schöner Formen, und heftet sich unwillkührlich auf die Meeresfläche, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne sie vergolden. Unser Ohr lauscht mit Wonne den süssen Tönen der Nachtigall, oder dem sanften Murmeln des durch Klippen dringenden Waldbaches; unsere Zunge fühlt Wohllust, wenn sie die Perlen des süssen Weines berühren, und wie durch eine Maschine geleitet bewegt sich unser Fuß im Takte der Harmonie. Und das alles soll Uebertretung, soll Entfernung von dem Zwecke unsres Lebens seyn? — Ein thörichter Baumeister, der den prächtig-

tigsten Pallast anfführt, und dann die Thüre mit Steinen verlegt, daß er für jedermann unzugänglich ist! — Ein wahnsinniger Künstler, der seinem Schüler, nachdem er die Meisterschaft erlangt hat, die Hände bindet, daß er auser Stand ist, von seinem Talente Gebrauch zu machen.

Dieses System hat weniger Anhänger, indem es mit den bey den meisten Menschen überwiegenden sinnlichen Neigungen in einem zu lauten Widerspruch stehet. Diese Neigungen finden sich mehr geschmeichelt durch die entgegen gesetzte Philosophie des Aristipps, die, während jene Schwärmer den Menschen ganz zum Engel machen möchten, ihn geradezu in die Klasse der Thiere herabwürdiget, indem sie die Freuden des Geistes und Herzens für Wahn und Trug erklärt, und die Bestimmung des Menschen durch die Ermunterung ausrückt: Geniesse das Leben so lange du es hast, und lasse dich nicht irren durch die erträumten Schrecknisse von Pflicht und Gewissen; denn nach dem Tode ist alles aus. — Ihr Evangelium hat Hippias

gepre-

gepredigt. *) „Alles, sagt er dem jungen Kallias, was uns die Natur durch den Mund der Weisheit zu sagen hat, soll in diese drey Erinnerungen zusammen fliessen: Befriedige deine Bedürfnisse; vergnüge alle deine Sinnen; erspare dir, so viel du kannst, alle schmerzhafte Empfindungen. — Denn die Glückseligkeit besteht in nichts anders, als in einem schmerzenfreyen Leben, in der angenehmsten Befriedigung unsrer natürlichen Bedürfnisse, und in dem abwechselnden Genuß aller Arten von Vergnügungen, womit die Einbildungskraft, der Witz und die Künste unsern Sinnen zu schmeicheln fähig sind."

Wenige Menschen haben das Herz, diese Theorie so dreist zu verkündigen, oder auch nur für sich selbst in dieser Deutlichkeit zu denken; hingegen viele, ich hätte bald gesagt, die meisten, handeln so, als wenn sie gänzlich von ihr überzeugt wären, indem all' ihr Thun in einem steten Sehnen und Jagen nach sinnlichen Freuden besteht, und alle ihre Wünsche in dem Genusse derselben, gleich als in ihrem ge-

*) Agathon 1. B. 3. Buch.

gemeinschaftlichen Mittelpunkte zusammen laufen. Beobachtet einmal, meine Kinder, die herrschenden Begriffe von Vollkommenheit, Glückseligkeit und Menschenwerth; gehet auf die Entdeckung des gemeinsamen Zieles aller Bestrebungen und Anstrengungen derer aus, die neben euch wirken und handeln; merket auf die Urtheile, die die Mehrheit über die Triebfedern und den Werth des menschlichen Thuns und Lassens fällt; untersuchet den Gehalt dieser Triebfedern selbst, indem ihr sie vor den Richterstuhl der Vernunft bringet; — und ich müßte mich sehr täuschen, wenn ihr nicht mit mir in der Bemerkung einstimmen solltet, daß der unweise und unsittliche, folglich der größte Theil der Menschen, sein letztes Ziel in sinnlichen Gegenständen, mithin auch in sinnlichem Genusse seine höchste Glückseligkeit finde.

Diese sowohl als jene, welche die sinnlichen Freuden unbedingt verdammen, verfehlen sich auf dieselbe Weise, und da jede Parthie die Meinung der andern verabscheute, und sich nicht weit genug von ihr entfernen zu können glaubte, so verliessen beyde den Mittelweg, und warfen

sich

sich, um einem Irrthum zu entgehen, in die Arme eines andern.

Jene vergessen, daß der Mensch zur Hälfte Thier — diese, daß er zur Hälfte Geist ist. Jene vernachlässigen die Anlagen des Körpers, diese die Anlagen der Seele. Jene verschmähen die Gaben der Gottheit im Reiche der Natur; diese ihre Gaben im Reiche der Moralität. Jene versäumen über dem Unsichtbaren und Künftigen das Gegenwärtige; diese über dem Gegenwärtigen das Unsichtbare und Künftige.

Indeß läßt sich beydes vereinigen, meine Kinder. Gehen wir nur von der Beobachtung unsrer Natur aus, so lernen wir leicht das Wahre, was die eine und die andere Parthey hat, ausheben, und auf der goldenen Mittelstrasse verharren, die überall ein so sicherer gebahnter Weg durchs Leben ist. Wir lernen dann von den Fanatikern den hohen Werth der Vorzüge unsres Geistes schätzen, und die Wohllüstlinge und Weichlinge warnen uns durch ihr Beyspiel vor dem Uebermaas im Genusse der Sinnlichkeit. Und indem wir

so weislich das eine mit dem andern verbinden, erfüllen wir in unserm Theile die Absicht, zu der wir nach einer unverkennbar deutlichen Offenbahrung geschaffen sind.

Daß wir sinnliche Vergnügungen genießen dürfen, daß wir sie sogar genießen sollen, — dieß ist, wie ihr sehet, bey mir entschieden. Aber in ein weites Feld führt uns das Wie? das sich uns von selbst darbietet. Der Arzt giebt uns keine Arzney, ohne ihren Gebrauch zu bestimmen; sie könnte ohne diese Bestimmung oft unnütz, oft schädlich, in manchen Fällen sogar tödtlich seyn.

Nie, meine Kinder, nie erlaubet euch ein sinnliches Vergnügen, das ohne Versündigung nicht genossen werden kann. — Ich habe es euch schon oft gesagt, und es ist der Anfang und das Ende aller Weisheit, die ich mir zutraue, — Tugend ist der letzte Zweck des Menschen. Wir haben ein Gesetz in uns, das unsern Gesinnungen zum Leitstern, und unsern Handlungen zum Wegweiser dient. All unser Thun und Lassen müssen wir, wollen wir anders

un=

unsere Würde und unsere Bestimmung als vernünftige Geschöpfe treu bewahren, streng nach den Forderungen dieses Gesetzes abwägen. Sein Wille ist unser höchster und letzter Gebieter. Was es verdammt, müssen wir meiden; was es gebietet, müssen wir thun; was es für gleichgültig erklärt, dürfen wir uns erlauben. So bald sich also unsre Begierde zu irgend einem Genusse hinneiget, von dem uns unsre Vernunft sagt, daß er von dem in ihr liegenden Gesetze entweder geradezu verboten sey, oder wenigstens unvermeidlich zu einer Uebertretung desselben führe: dann, Kinder, dann ist es Zeit, uns diesen Genuß geradezu zu entsagen, und — möge es uns auch die schwersten Kämpfe kosten — das Auge von dem verführerischen Gegenstande hinweg zu wenden. Freilich verstehen sich nicht alle Menschen auf jene Kämpfe, und ziehen den scheinbar friedlichen Genuß einer unerlaubten Lust der Anstrengung vor, die sie die Hinwegreisung derselben kostet. Aber triumphirt bey solchen nicht die Thierheit über die Menschheit? Erheben sie nicht die Sinnlichkeit über die Vernunft?

nunft? Geben sie nicht um einen schlechten Leckerbissen ihre ganze Würde hin? — Und ach, daß am Ende ihre Lüsternheit immer, sollte es auch nur durch die Vorwürfe des erwachenden Gewissens seyn, an ihnen empfindlich genug gerochen wird! —

Wer gegen die Sittlichkeit eines sinnlichen Vergnügens einen Zweifel hat, muß sich dasselbe gar versagen. — Henriette kam neulich vom Tanzsaale zurück, und sagte mir: sie liebe den Tanz, und deßhalb vermöge sie es auch nicht über sich, sich desselben gänzlich zu enthalten, ob sie gleich bey weitem noch nicht überzeugt sey, daß der Tanz unter diejenigen Vergnügungen gehöre, die neben der von dem Gesetze der Sittlichkeit geforderten Unschuld, Reinigkeit und Ernsthaftigkeit bestehen können. Ich erwiederte Henrietten: wenn das ist, so rathe ich dir, den Tanz gänzlich zu unterlassen, und du mußt dieses auch thun, so bald du der Stimme des Gewissens diejenige Unverletzlichkeit zugestehest, die ihr in der That gebührt. — Der Grund dieses Rathes ist sehr einleuchtend. Die Sinnlichkeit muntert das be-

sagte Mädchen zu jenem Vergnügen auf; das Gewissen aber hat noch Bedenklichkeiten dagegen. Folgt sie nun der erstern, so räumt sie ihr den Vorrang vor dem letztern ein, und begeht also denselben Fehler, den ich oben berührte, sie erhebt die Thierheit über die Menschheit. — „Es sind aber ja nur Bedenklichkeiten und Zweifel, entgegnete sie, und kein bestimmtes Verbot.“ Wenn dir, bemerkte ich, ein anerkannter geschickter Arzt in einer Krankheit den Rath giebt, keinen Wein zu trinken, und wohl seine Warnung mit den Zusatze begleitet: ich will es Ihnen nicht geradezu verbieten, aber, da es mir sehr wahrscheinlich ist, daß er Ihnen schädlich seyn dürfte, so wäre es mir lieb, wenn Sie ihn vermieden, — was würdest du thun in diesem Falle, Henriette? — Ich würde keinen Wein trinken, antwortete sie. Und doch, fuhr ich fort, macht auch der Arzt nur Zweifel und Bedenklichkeiten; aber sie verkündigen dir Gefahr, und du hältst es für vernünftig, ihr auszuweichen. So ist es in dem Falle, von dem wir ausgegangen sind. Dein Gewissen verkündiget dir Gefahr für dein höchstes Gut;

warum solltest du dich ihr muthwillig aussetzen, da es doch ganz von dir abhängt, ihr zu entgehen? —

Je stärker uns die Sinnlichkeit auffordert, meine Kinder, je geschäftiger sie ist, die Zweifel des Gewissens zu beseitigen, je mehr sich unser Hang zu irgend einem Vergnügen hin dringt, — desto größer ist die besagte Gefahr. Denn unsre Neigung wird die Vernunft nach dem Verhältnisse ihrer stärkern Heftigkeit auch mehr trüben und betäuben, daß sie um so weniger zur Sprache kommt, je lauter ihr Gegentheil seine Stimme erhebt. — Deßhalb lasset uns auf einen Genuß Verzicht thun, den wir vielleicht um einen unschätzbaren Preis erkaufen müßten. Was ist auch eine Stunde, was ist ein Tag der Freude, — wenn er uns das Bewußtseyn zurücke läßt, daß wir an ihm unsre Tugend verlohren, oder sie wenigstens schnöde genug Preiß gegeben haben? —

Sinnliche Freuden seyen nie — Zweck; immer nur Mittel. — Unser Zweck liegt in unserer höhern Natur, und in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten. Denn unsre sinnlichen Anlagen sind uns blos

um

um derselben willen gegeben. Wenn wir also unsern Zweck in ihren Genuß setzen, so erheben wir das Geringere über das Größere, und versäumen über dem Gewande den Körper. Die meisten Menschen, besonders die aus den höhern Ständen, beweisen es augenscheinlich genug, daß sie entweder die Thorheit und Schädlichkeit dieses Fehlers nicht einsehen, oder wenigstens nicht nach ihrer richtigern Einsicht handeln. Ihr ganzes Thun und Lassen, ihre ängstliche Sorge für Schönheit und Pracht, ihr ewiges Streben nach Freude und Wohllust, ihr unersättliches Sehnen nach Vergnügen, ihre Gleichgültigkeit gegen die Anlagen und Ausbildung ihrer höhern Natur, — alles beweißt, daß sie ihren Zweck in sinnliche Ergötzungen setzen.

Kinder, laßt uns von der Heerstraße einlenken, und auf dem Seitenwege wandeln, auf den uns die Weisheit ruft. Sinnliche Freuden — so lehrt uns diese — sollt ihr nie suchen um ihrer selbst willen; ihr habt einen einzigen Zweck, der allein vernünftig ist, und in dem sich all euer Denken und Handeln vereinigen muß — die Vervollkommung eu=

eures Geistes. Deßhalb betrachtet auch jene Freuden als Mittel zu diesem Zwecke, — um euch durch sie von eurer ernsten Thätigkeit zu erholen, eure Kräfte zu stärken und zu ermuntern, und euch eure Antriebe zur Gottes- und Menschenliebe und zur Emsigkeit in eurem Berufe zu sammeln. Ergötzt euch durch den Anblick der Natur, um eure Vorstellungen von der Güte und Weisheit ihres Schöpfers zu beleben; freuet euch im Umgange mit Menschen, um eure Herzen aufs neue für sie zu erwärmen; horchet den süßen Tönen der Harmonie, um den Trübsinn zu verscheuchen, der die Kraft eurer Seele lähmet; seyd froh im Kreise eurer Freunde beym Becher, daß der Saft der Reben euren Körper zu neuer Thätigkeit stärke. — Genießet ihr alles dieses, blos um es zu genießen, was habt ihr dann vor einen Vorzug vor den Thieren? Oder ist es der Vernunft möglich, in einem bloßen Genuß einen letzten Zweck zu finden?

Bewahret sorgfältig im Genusse dieser Freuden eure Tugend. — Führen sie auch keine unmittelbare Versündigung mit sich, und hat euer Gewissen gänzlich für

ihre

ihre Unschuld entschieden, so können sie doch noch leicht Veranlassung zur Uebertretung werden, sollte es auch nur durch das Uebermaas ihres Genusses seyn. Leicht können sie euch die Forderungen des Gesetzes aus den Augen rücken, — die Stimme des Gewissens betäuben, — das moralische Gefühl abstumpfen, — die Thätigkeit der Vernunft schwächen, oder ihr eine falsche Richtung geben, — die sinnlichen Neigungen verstärken, und die Gränze verdecken, die das Erlaubte vom Unerlaubten sondert. Leise und schleichend dringt ihr Gift in uns, ohne daß wirs bemerken; und sind wir einmal von ihm angesteckt, — o, welch eine schwere, mühsame Kur wird dazu erfordert, uns wieder zu heilen!

Gehen wir also aus, uns eine Freude dieser Art zu machen, so wollen wir uns immer die Wahrheiten lebhaft vergegenwärtigen: Tugend sey unser letzter Zweck, — jeder Genuß, der uns von ihm entferne, mache uns unsrer Würde verlustig, — jedes Uebermaas erzeuge unwiderbringlichen Verlust, —

und der Werth der Freude erhalte seine Bestimmung einzig durch ihr Verhältniß zu unsrer Moralität. — Lasset uns deßhalb, meine Kinder, aufhören lernen, wo wir noch lange genießen möchten. Laßt uns am vorsichtigsten seyn, wo wir die wenigste Gefahr wittern. Laßt uns zurücke beben, wo der leiseste Ruf des warnenden Gewissens uns trift. — Laßt uns nach der Ermahnung des weisen Epiktets bey jeder Reizung die Zeit des Genusses mit der Zeit der nachfolgenden Reue vergleichen.

Ziehet die edlern Vergnügungen den minder edlen vor. — Das Maas ihres Adels steigt und fällt in dem Grade, in dem sich die Vernunft mehr oder weniger für sie interessirt, und mit dem von ihr gegebenen Gesetze mehr oder weniger Einstimmung findet. Zu den edelsten Arten gehören deßhalb offenbar diejenigen, zu denen wir durch den Sinn des Gesichts und des Gehörs gelangen, wie z. B. der Anblick einer schönen Naturscene, die Betrachtung einer vorzüglichen Malerey, die Anhörung einer

lieblichen Musik, der Besuch guter Schauspiele, Reisen und Spaziergänge u. d. gl. Denn alle diese Dinge nähren den Verstand, und heften das Herz an sittlich gute Gedanken und Reflexionen. Hingegen der Kitzel unsrer körperlichen Organe, der durch den Genuß von Speisen und Getränken erregt wird, die thierische Lust, die aus der Befriedigung des Geschlechtstriebs entsteht, der wilde, stürmische Tanz, die Jagd, sehr viele Spiele, — legen entweder den Verstandeskräften ein gänzliches Stillschweigen auf, oder stürzen das Herz in Gefahr, und wir könnten sie zum Theile genießen, wenn wir blose Thiere wären, ohne den Charakter der Menschheit von dem Schöpfer erhalten zu haben.

Wollen wir diesen Charakter behaupten, so müssen wir nicht ängstlich nach solchen Ergötzungen streben, viel weniger uns an sie gewöhnen, an denen er keinen Theil hat, oder durch die er sogar verdunkelt wird. Edlere Freuden seyen unser Wunsch. — Freuden, durch deren Genuß wir beweisen, daß wir das Haupt der thierischen Schöpfung und das Bild des vollkommensten Geistes in seinem Reiche sind.

Dadurch werden wir uns nicht nur am besten vor der Gefahr sichern, im Genusse der Sinnlichkeit unsre Unschuld und Tugend aufzuopfern, sondern dadurch sogar die Veredlung unsrer geistigen Anlagen, die Bildung unsers Geschmacks, die Uebung unsers Erkenntnißvermögens und die Besserung unsers Willens auf verschiedene Art befördern.

Lasset uns im Genusse dieser Freuden auch unsrer Brüder gedenken, die, bey einem härtern Loose, keine der Süßigkeiten schmecken, die wir in so reichem Maaße in uns schlürfen. — Der eine seufzt vom Schmerze gefoltert auf dem Krankenbette, und ein unvertilgbares Gift raubt ihm alle Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens. Ein anderer schleppt seine Tage bey aller Anstrengung seiner Kräfte unter peinigenden Nahrungssorgen hin, und muß sich beynahe jedes Vergnügen versagen, will er sich des schrecklichen Anblicks einer hungernden Familie überheben. Ein dritter wankt am Bettelstabe, in verschuldeter oder unverschuldeter Armuth, von Thür zu Thüre, um seinen jammernden Kindern Brod zu sammeln. Ein vierter sitzt, in trübe Schwermuth versenkt,

in

in der einsamsten Ecke seines Hauses, und peiniget sich durch Argwohn, Zweifelsucht und Misanthropie. — Laßt uns dem erstern einen Theil unsres Vorrathes hinreichen, und ihn erquicken durch das Gute, dessen wir uns freuen. Laßt uns unsern Begierden manches entsagen, und es in den Schooß des andern werfen, daß sein Muth wachse, und sich seine Kräfte nicht vor der Zeit verzehren. Laßt uns den dritten von unserm Ueberflusse sättigen, und uns keines Vergnügens werth halten, so lange wir noch Hülflose um uns her ächzen hören, ohne das unsrige zu ihrer Beruhigung beygetragen zu haben. Laßt uns endlich den Vierten in unsre frohen Cirkel führen, laßt uns lachende Bilder vor seine trübe Einbildungskraft rücken, laßt uns ihn durch unser Beyspiel lehren, daß man ruhig und zufrieden seyn kann, so bald man will. — O wie heiter würde der Greis auf die Freuden seiner Jünglingsjahre zurücke schauen, wenn das Andenken an sie die Erinnerung begleitete, wie manchen Trostlosen er auf seinem Pfade getröstet, wie manchen Armen er erquickt, wie manchen Leidenden er

erfreut, — wie er mit strenger Gewissenhaftigkeit sich kein Vergnügen erlaubt habe, ohne erst auf die Unglücklichen in seinem Kreise umherzuschauen, die des Vergnügens so wenig in der Welt geniessen! —

Anekdoten und charakteristische Züge.

1.

Weiblicher Muth.

Bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution erschien ein Haufen bewafneter, aufrührischer Bauern vor dem Schlosse Auxon, im Departement der obern Saone. Sie verlangten mit Ungestümm eingelassen zu werden, und gaben deutlich genug zu verstehen, daß sie die Absicht hätten, alles rein auszuplündern und zu zerstöhren. Die Frau von Raigecourt, eine achtzigjährige Dame, die mit ihrer Nichte, einem Fräulein von Montlezun, das Schloß bewohnte, verkroch sich

in

in den geheimsten Winkel desselben, entschlossen, Hülfe zu erwarten, sie möchte auch kommen, woher sie wollte. Das Fräulein Bureau de Püzy, die in der Nachbarschaft von Auxon wohnte, hörte von der großen Gefahr, in der sich ihre Freundinnen befänden. Ohne auf irgend eine Bedenklichkeit zu achten, ergriff sie ein scharf geladene Doppelflinte, befahl ihrem Gärtner, sich zu bewafnen und ihr nachzufolgen, flog nach Auxon und schlich durch eine Hinterthüre ins Schloß. Sie spricht den Belagerten Muth ein, bewafnet die männlichen Bedienten des Hauses und rückt mit ihnen auf die Terasse vor. Die Aufrührer waren eben damit beschäftiget, das Schloßthor einzubrechen. Sie redete sie mit Ernst und Würde an, und befahl ihnen, sich sogleich zu entfernen. Aber ihre Worte thaten keine Wirkung. Es kam ein Bauer mit einer Axt herbey, und fieng an, das Thor einzuhauen. Das Fräulein sprach ernsthafter. Der Bauer ließ die Axt fallen, ergriff eine Pistole und schlug auf sie an; aber in demselben Augenblicke feuert sie ab, und streckt ihn todt nieder. Die Empörer geriethen in Wuth, und luden hastig ihre Flin-

 ten,

ten. „Feuer!" rief die junge Heldin ihren Begleitern zu, fünf Männer und zwey Weiber fielen auf den ersten Schuß, und plötzlich flohen die übrigen davon. Sogleich ward ein Eilbote in die nächste Stadt geschickt, um Hülfe für das Schloß zu erbitten, die auch bald ankam. Friedlich und mit dem süßen Bewußtseyn, ihre Freundinnen von der Hand der Räuber und der Mörder gerettet zu haben, kehrte das Fräulein des andern Tages in ihr väterliches Haus zurück.

Hätte Ludwig der Sechszehnte und sein Ministerium beym Ausbruche der französischen Revolution im Geiste der muthigen Bureau de Puzy gehandelt, wie viel Böses wäre unterblieben, das itzt, leider, die Menschheit drückt und — schändet.

2.

Selbstgefühl.

Die sanfte, liebenswürdige Dichterin Karschin mußte beynahe bis in ihren Tod mit einem, ihrer unwürdigen Schicksale, und besonders mit drückenden Nahrungssorgen kämpfen. Es gelang ihr, den großen König von

Preussen mit ihrer Lage bekannt zu machen. Aber Friedrich, der sie vielleicht, wäre sie eine Französin gewesen, auf ihr ganzes Leben versorgt hätte, schickte ihr — zween Thaler. Sie fühlte mit tiefem Unwillen die ganze Erniedrigung, die in dieser Wohlthat lag. Sie gab dem Könige sein Geld wieder zurück, und begleitete es mit folgenden Versen:

Zwey Thaler giebt kein großer König;
Denn die vergrößern nicht mein Glück.
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum geb' ich sie zurück! —

3.

Der edle Seeräuber.

Kriege und gewaltsame Staatsumwälzungen sind der Schauplatz der Rohheit, der Grausamkeit, der Habsucht, und der Unterdrückung. Aber mitten im Gewühle der zügellosen, wilden Sinnlichkeit erhebt oft ein einzelner Edler sein Haupt, und versöhnt durch eine große That die entartete Menschheit wieder.

Renaudet, der Befehlshaber eines französischen Raubschiffes, nahm im Monat April 1795 bey den karaibischen Inseln zwey englische

Fahrzeuge weg, die 450 Negersklaven am Bord hatten. Nach den Gesetzen der französischen Nation ist jeder leibeigene Mensch frey, so bald er das Gebiet der Republik betritt. Renaudet hätte aber diesem Gesetze ausweichen können, ohne es zu übertreten; er hätte mit den Sklaven in einen neutralen Hafen einlaufen, und sie daselbst zu seinem Vortheil um eine sehr große Summe verkaufen können. Allein der edle Mann war über jeden Gewinnst erhaben in einem Falle, wo es die Rechte der Menschheit galt. Er landete mit seiner Beute auf Domingo, in der französischen Stadt Cayes, und erklärte ihnen, nachdem er sie ausgesetzt hatte, daß sie nun des ihnen vom Gesetze eingeräumten Vortheils theilhaftig seyen. Unter dem Jubel und Beyfallgeschrey des Volkes zogen die Gefangenen durch die Strassen der Stadt; der dort kommandirende General Rigault kündigte ihnen die Freyheit an; sie wurden unter die Bürger der Stadt ausgetheilt, und wohlthätige Menschen drangen sich hinzu, um die 30 Kinder, die mit gefangen waren, in ihre Häuser zur Erziehung aufzunehmen. Rigault theilte unter die Matrosen des Corsa-

ren 20000 Livres aus; Renaudet aber war, auser dem Beyfall seines eigenen Herzens, über jede Belohnung erhaben.

4.

Spaß und Ernst.

Nichts gleicht der Rachgier des Wohllüstlings, womit er die Tugend verfolgt, von der er sich zurückgestoßen sieht; und oft steigt diese Rachgier bis zur Mordlust und Grausamkeit, besonders, wenn sie von der einen Seite durch Spott gereizt wird.

Der Fürst P** in Wien, bekannt durch seine Ausschweifungen und durch seine Verschwendung lernte die schöne, tugendhafte und liebenswürdige Tochter des dortigen Banquiers Wagners kennen, und wurde durch ihre Reize gefesselt. Er verschafte sich Zutritt in das Haus, und verrieth früh genug seine Absichten. Das Mädchen wies ihn erst mit Bescheidenheit und Höflichkeit zurücke. Der Fürst wurde aber mit jedem Tage zudringlicher und beleidigte endlich das zarte Gefühl der Schönen so empfindlich, daß sie sich genöthigt sah, ihren Vater um Schutz gegen den unverschämten

Gast zu bitten. Der Alte beschloß die Unbescheidenheit des Fürsten dadurch zu bezahlen, daß er ihn dem öffentlichen Spotte Preis gab. Bey seinem nächsten Besuche stellte er seine vier Bedienten mit brennenden Fackeln auf die Treppe, gieng ins Zimmer, sagte dem Fürsten, er möchte sich entfernen, und ließ ihm dann, am hellen Vormittage, durch die Fackelträger, die gravitätisch vor ihm herschritten, auf die Strasse hinaus leuchten, während er dem abgehenden Gaste die tiefsten Bücklinge unter der Hausthüre machte. Da das Schauspiel auf dem Meelmarkte, einer der gangbarsten Gegenden der Stadt gegeben ward; so waren sehr viele Menschen Zeugen desselben, und einige Tage hindurch blieb es der Gegenstand der Unterhaltungen und Gespräche der ganzen Stadt.

„Diese Beleidigung, schwur der vornehme Wohllüstling, soll nicht ungerochen bleiben!“ und er hielt Wort. Das Mädchen ward plötzlich kränkelnd, die Rose ihrer Jugend verwelkte, und nach zweyen Monaten schlummerte sie im Sarge. Der Bösewicht hatte sie, höchstwahrscheinlich, durch ein langsam wirkendes Gift getödtet, und da sein Verbrechen nicht mit der

von

von den Gesetzen geforderten Strenge bewiesen werden konnte, so — krähte kein Hahn darnach.

5.

Rettertod.

Sein Leben der äusersten Gefahr aussetzen, um es seinem Bruder zu erhalten, ist das Meisterstück der Menschenliebe. Jedermann pries deshalb den Tod des edlen Leopolds von Braunschweig; aber nicht geringern Preis verdient der Tod zweyer nicht weniger edlen Jünglinge, die sich in demselben hohen Berufe aufopferten, unter dem auch Leopold erlag.

Im Sommer 1789 stürzte die Tochter des Müllers zu Hausen, im Gebiete der Reichsstadt Ulm, ein Mädchen von neun Jahren, von einem hohen Stege in den vorüberfliessenden Filsfluß. Das Wasser war durch anhaltendes Regenwetter sehr hoch angelaufen, und riß das unglückliche Kind mit sich fort. Ein Baurensohn aus dem Dorfe, Namens Schrag, arbeitete auf einer Wiese am Wasser. Ein klägliches Jammergeschrey machte ihn aufmerksam. Er eilte ans Gestade, und sahe die Arme

mit

mit den Fluthen kämpfen. Unbekümmert um die Warnungen seiner Gesellschaft sprang er in den Fluß, erhaschte das Mädchen glücklich, und näherte sich schwimmend mit ihr dem Ufer. Schon jauchzten die Umstehenden, aber — eine hohe Welle stürmte über den braven Jüngling und seine Beute herein, und begrub sie. — Eine Viertelstunde weiter unten spühlte das Wasser ihre Leichname ans Land. Die Arme fest um einander geschlungen, lagen sie am Ufer.

Um dieselbe Zeit badeten einige Bürgerssöhne aus der Reichsstadt Eßlingen im Nekar. David Hausburg, der einzige Sohn einer Wittwe, sah sich in der Mitte des Stroms von den Fluthen übermannt, und rief, während er in immer größere Tiefen fortgerissen wurde, seinen Kameraden um Hülfe. Diese waren alle schon am Ufer und beschäftigt, sich wieder anzuziehen. Wilhelm Laible, ein Kieferpursche, sieht kaum die Gefahr seines Freundes, als er sogleich die Kleider von sich wirft, und ihm nacheilt. „Halt, Wilhelm, ruft ihm sein Bruder ängstlich zu, du bist mit ihm verlohren!" — „Seys, erwiederte der

bra-

brave Jüngling, ich wage alles für meinen Kameraden!" und stürzt in die Wellen. Plötzlich hatte er Hausburgen an den Haaren und bringt ihn in die Höhe. Dieser klammerte sich aber so fest an den Leib seines Retters an, daß ihm die zum Schwimmen erforderliche freye Bewegung geraubt war. Sie sinken beyde mit einander unter. Andreas Feihl eilt muthig seinen Freunden zu Hülfe, faßt Leiblen derb an den Haaren, und bringt ihn in die Höhe; aber Hausburg hat sich untrennbar um ihn geschlungen. Die Last ist dem neuen Retter zu schwer. Seine Kräfte nehmen ab. Seine Freunde entsinken seiner müden Hand. Der Strom schleudert sie fort. Er rettet sich noch mit Mühe. — Nach einer halben Stunde wurde erst Wilhelms und dann Davids Leichnam ans Land gezogen. Unzähliche Thränen flossen bey ihrer Beerdigung, und Andreas weinte am bittersten, daß sein so edler Muth vergeblich verschwendet war.

6.

Weibliche Festigkeit.

Während des Krieges, den die Englän-

der in Ostindien mit den Maraten führten, wohnte die Gattin des englischen Vicekönigs, des berühmten Hastings in der Stadt Benares. Ihr Gemahl, der die Armee in das Land der Feinde geführt hatte, war weit von den Seinigen entfernt, und ahndete nichts weniger, als daß sie auf einer Seite von Gefahr bedrohet würden. Aber unversehens erschien ein abgeschicktes, starkes Korps der Barbaren, vor der Stadt, und fieng an, sie regelmäßig zu belagern. Madame Hastings sprach den Officieren und Soldaten Muth ein, und leitete durch ihre Klugheit die Unternehmungen. Aber mit jedem Tage ward ihre Verlegenheit größer. Die englische Armee war von der Festung abgeschnitten; man wußte nicht einmal mehr, ob sie nur noch existirte; und der Mangel an Lebensmitteln nahm stündlich überhand. Die Besatzung hätte sich ohne die Entschlossenheit und List der Gemahlin ihres höchstens Befehlshabers in der Verzweiflung ergeben. Aber dieses muthvolle Weib, — ob sie schon nicht das Mindeste von ihrem Gatten wußte, denn alle seine Briefe wurden im Lager aufgefangen, — belebte die Standhaftigkeit der Streiter durch

die

die kühnste Täuschung. Sie gab ihnen erdichtete Nachrichten vom Zustande der Armee, las ihnen Briefe vom Vicekönig vor, versicherte ihnen baldige Hülfe, und ermunterte sie zur Tapferkeit und zum Widerstande. So voll ihr Herz von Angst und Besorgnissen war, so erschien sie doch immer mit heiterm Gesichte, stellte öffentliche Lustbarkeiten an, und erfüllte durch ihre eigene Zuversicht aller Herzen mit Hofnung. — Endlich am drey und funfzigsten Tage der Belagerung kam ein junger Bramine, der unaufgehalten durch das Lager geschlichen war, in die Festung, und brachte ein kleines Briefchen von Hastings, das er in einer Federkiele verborgen hatte. Das war genug, die Stadt zu retten, und die Standhaftigkeit der Inwohnerschaft noch so lange zu fristen, bis ihr Entsatz herbey kam.

So verdankte also England einem Weibe die Erhaltung eines seiner wichtigsten Plätze in Ostindien. — Dieß Weib ist eine Deutsche, und in Stuttgardt gebohren. Ihre geistige und körperliche Reize haben sie von einem dunkeln Ursprung bis zu dem hohen Grade von

Reichthum und Ansehen erhoben, auf dem sie sich noch befindet.

7.
Die braven Weiber.

Die Gattin eines sehr armen Taglöhners, Namens Andreas Bäuerlen, zu Abstatt in der Grafschaft Löwenstein, starb im Jahre 1791 während einer unglücklichen Geburt, unter den Händen des Accoucheurs. Wer war übler daran, als der gute Andreas? Das Weib, das ihm für seine Kinder so manchen Groschen verdient hatte, war eine Leiche, und sein Beutel war so leer, daß er sie nicht einmal ehrlich begraben, viel weniger den Arzt bezahlen konnte. „Ich weiß mir nicht anders zu helfen in meiner großen Noth, klagte er seinen Nachbarn, als daß ich meinen Sonntagsrock verkaufe,“ und bange Zähren rollten über die Wangen des bedrängten Mannes. Sein Elend ward in dem Dorfe kund. „Wie? sprachen die Weiber auf der Straße, müßten wir uns nicht schämen, wenn eine unsrer Schwestern, die in unserm schönsten Berufe gestorben ist, ohne Sang und Klang begraben würde,

oder der wackere Andres am Sonntage nicht mehr in die Kirche gehen könnte? Laßt uns eine Beysteuer sammlen, und den guten Bürger aus seiner Noth retten.“ Die Tochter des Beamten setzte sogleich das Patent zur Kollekte auf, die Gattin des herrschaftlichen Kiefers trug es von Haus zu Hause, jedes Weib steuerte nach Vermögen, und in kurzer Zeit war so viel Geld beysammen, daß Andreas seine Todte begraben, den Accoucheur bezahlen und seinen Sonntagsrock im Kasten hängen lassen konnte.

8.

Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben.

Im Jahre 1790 starb zu Stuttgardt eine wohl bemittelte, kinderlose Wittwe. Ihr einziger gesetzmäßiger Erbe war der dasige Kaufmann Lotter. Dieser vermuthete, seine Schwester dürfte ein Testament hinterlassen haben, und erkundigte sich deßhalb bey der Obrigkeit, die aber seine Frage verneinte. Lotter untersuchte die schriftliche Hinterlassenschaft der Verstorbenen, und fand auch da nichts, bis sich endlich ein Aktuar aus der Stadt meldete,

und für das Koncept einer testamentlichen Disposition, die er schon vor 7 Jahren auf ihr Verlangen entworfen, die Bezahlung forderte, welche er bis zur Solennisirung derselben anstehen lassen wollte. Lotters Gattin fand auch dieses Koncept wirklich in einem Packe Leinewand. Da es aber weder unterschrieben noch obrigkeitlich bestätiget war, so galt es so viel als nichts, und die bürgerlichen Gesetze legten Lottern keinen Zwang auf, den Willen seiner Schwester zu erfüllen. Aber er, ein Mann, der die Forderungen des Gewissens eben so streng befolgen zu müssen glaubte, als andere die durch Gewalt unterstützten Gesetze des Staates befolgen, freute sich, die Gesinnungen der Verstorbenen kennen gelernt zu haben, sammelte die in jenem Entwurf genannten Leute um sich her, und zahlte ihnen — denen er keinen Heller hätte bezahlen müssen, — von dem Nachlasse seiner Schwester eine Summe von mehr als 7000 Gulden aus. — Welch eine edle, der Unsterblichkeit würdige Handlung! So erhebt die Gerechtigkeit den Tugendhaften über jedes menschliche Gesetz.

9.
Der bestrafte Vorwitz.

Der Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz gerieth in einen Zwist mit dem Herzoge von Lothringen; man rüstete sich zum Kriege, die Heere zogen von beyden Seiten aus, und der Pfälzer erhielt bey dem Dorfe Genzingen eine tüchtige Schlappe. „Hab ichs nicht gesagt, sprach die naseweise Wirthin zu Weinheim zu ihren Gästen: hätten die Fürsten den Krieg mit den Federn geführt. Ich will dem Unsrigen künftig einen Stall voll Gänse halten, dann mögen seine Schreiber streiten, wo er vielleicht mehr Ehre und Nutzen erndten wird.“ Das hinterbrachten einige Aufpasser dem Churfürsten, und sogleich ergieng folgende Kabinetsordre:

„Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstliche Durchlaucht in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wührts Frau zum Bock zu Weinheim ohnlängst sich gegen hohe Personen verlauten lassen, Chur-Pfalz hinführo eine Anzahl Gänß zu halten, damit man lieber mit Federn als im Feldt Krieg führe; als ha-

haben Ihre Churfürstl. Durchl. ihr Anerbieten in Gnaden angenommen, undt ist dero gnädigster Befehl, daß gedachte Wührtsfrau die Chur = Pfälzische Canzley jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini, und zwar nächstkünftigen Martini das erstemal richtig liefern, auch daß dieses also geschehe, Canzley = Direktor von Wollzogen darob halten solle.

Heidelberg den 20. August 1669.

Carl Ludwig."

10.

Der Lohn der Tugend.

Der Stammvater des noch existirenden grossen Handlungshauses Zois in Laibach kam als ein armer Knabe aus der venetianischen Landschaft Pergamo, seinem Vaterlande, zu dem reichen Kaufmanne Peter Codelli, in die besagte österreichische Stadt. Durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Liebe seines Principals in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht nur zu seinem ersten Geschäftsführer machte, sondern auch

zum

zum Mitinteressenten in seine Handlung aufnahm, und ihn dadurch in den Stand setzte, daß er nach seinem Tode die sämtlichen Geschäfte seines Hauses unter der bisherigen Firma auf eigene Rechnung fortsetzen konnte. Ein Pupillenvermögen von 60000 Gulden, das der Stadtmagistrat zu Laibach seiner Redlichkeit anvertraut hatte, trug das meiste zur Gründung seines Kredits und zur Ausbreitung seiner Thätigkeit bey.

Im Jahre 1742 kam ein neuer Gouverneur nach Laibach, der aus Haß gegen den wackern Kaufmann dieses Kapital aus seiner Kasse zurückforderte. Zois gerieth in die äusserste Noth. Die Sache machte Aufsehen; alle seine Gläubiger ahmten das Beyspiel des Gouverneurs nach; jeder fürchtete den Sturz des jungen Mannes. — Dazu kam noch ein neues Unglück. Zois hatte ein Haus in Venedig, und gerade um diese Zeit hörte sein dortiger Faktor, durch unglückliche Spekulationen zu Grunde gerichtet, zu bezahlen auf. Er eilte dahin, untersuchte unter der Aufsicht der Obrigkeit die Bücher seines Geschäftsführers, fand ihn schuldlos an seinem Unglück und noch einen Ueber-

schuß von 7000 Gulden. Aber diese 7000 Gulden konnte er nicht hinwegnehmen, ohne die Familie des Faktors ins tiefste Elend zu stürzen. Was thut der edle Mann? Er streicht seine Forderung aus, und erläßt der jammernden Frau und ihren Kindern die ganze Summe.

Ganz Venedig erstaunte über diese schöne That, die durch die Rücksicht auf Zois bedrängte Lage in einem so großen Glanze erschien. Jedermann interessirte sich für ihn, besonders aber die Kaufmannschaft. Er erschien auf der Börse. Bekannte und Unbekannte drangen sich um ihn her. Die reichsten Häuser boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit und ihre Kassen an, und alle hielten Wort. Gerettet reißte er nach Laibach zurück, und die Tücke des Gouverneurs waren vereitelt.

Bald nachher besuchte er die Messe zu Sinigalia, wo besonders sehr viel Eisen gehandelt wird. Es war ein unermeßlicher Vorrath von diesem Metall, aber kein Käufer angekommen. Zois übernahm den ganzen Vorrath in geringen Preißen, und nach zwey Tagen ströhmten die Käufer schaarenweis herbey. Er machte einen ungeheuren Profit. In kurzer Zeit

war

war sein Haus eines der ersten. Er starb im Jahr 1768 als einer der reichsten Männer in der ganzen österreischen Monarchie.

Der Schwarze und der Weiße.

Ein Schwank von Voltaire.

(Aus dem Französischen *)

Das Abentheuer des jungen Rustan ist in der Provinz Kandahar jedermann bekannt. Er war der einzige Sohn eines Mirzah des Landes, welches so viel ist, als bey uns ein Marquis, oder bey den Deutschen ein Reichsfreyherr. Der Mirzah, sein Vater, besaß ein ansehnliches Vermögen. Der junge Rustan sollte ein Fräulein, oder eine Mirzahse von seinem Range heurathen. Beyde Familien verlangten es mit größtem Ernst. Er sollte dadurch seinen Aeltern Freude bereiten, die junge Dame glücklich machen, und selbst durch sie glücklich werden.

N 5 Aber

*) Romans et Contes par Mſr. Voltaire I. Tom. p. 267. (à Bouillon 778.)

Aber leider! hatte er die Prinzessin von Kaschemire auf der Messe zu Kabul gesehen; der größte Jahrmarkt in der ganzen Welt und weit mehr besucht, als der zu Bassora und Astrakan. Der Grund, der den alten Fürsten von Kaschemire bestimmte, mit seiner Tochter diese Messe zu besuchen, war wichtig genug. Er hatte nämlich die zwey schönsten Stücke seines Schatzes verlohren. Das eine war ein Diamant von Daumens Dicke, worauf das Bild seiner Tochter gestochen war; eine Kunst, die damals in Indien geübt, später aber wieder unbekannt wurde. Das andere war ein Wurfspieß, welcher traf, wo man wollte; eine Sache, die bey uns eben nicht sehr ungewöhnlich ist; aber in Kaschemire zu den größten Seltenheiten gehörte.

Ein Fakir von Ihro Gnaden hatte Hochdenenselben diese zwey Kleinodien geraubt, und sie der Prinzessin eingehändiget. „Bewahren Sie diese Stücke sorgfältig. Ihr Schicksal hängt davon ab!" So sprach er, verschwand, und wurde von Stund an nicht mehr gesehen. Der Fürst von Kaschemire beschloß in der Verzweiflung die Messe von Kabul zu besuchen,

und sich zu erkundigen, ob von allen Kaufleuten, die von den vier Enden der Erde hier zusammenflossen, keiner seinen Diamant und seinen Wurfspieß hätte. Seine Tochter begleitete ihn auf allen seinen Reisen. Den Diamant führte sie wohlverwahrt in ihrem Gürtel mit sich; aber den Spieß, der sich nicht so leicht verbergen ließ, hatte sie zu Kaschemire sorgfältig in ihr großes chinesisches Koffer verschlossen.

Rustan und sie sahen sich zu Kabul, und liebten sich sogleich mit der ganzen Treuherzigkeit ihres Alters, und mit aller Wärme ihres Landes. Die Prinzessin gab ihm zum Pfande ihrer Liebe ihren Diamant, und er versprach ihr beym Abschiede, sie heimlich zu Kaschemire zu besuchen.

Der junge Mirzah hatte zween Günstlinge, die ihm als Sekretaire, Waffenträger, Haushofmeister und Kammerlakaien dienten. Der eine, Namens Topazes, war schön, wohlgebaut, weiß wie eine Cirkassierin, gefällig und dienstfertig, wie ein Armenier, und weise wie ein Gueber. Der andere Namens Ebenes, war ein sehr artiger Neger, viel

viel besorgter und geschäftiger als Topazes, und unbekümmert bey jeder Schwierigkeit, die ihm in den Weg treten mochte. Er theilte diesen seinen Entschluß wegen der Reise mit. Topazes bemühte sich, mit dem vorsichtigen Eifer eines Dieners, der nicht mißfallen will, ihn davon abwendig zu machen, und stellte ihm alle die Gefahren vor, denen er sich aussetzte; wie er zwey Familien in Verzweiflung stürzen, wie er den Dolch in das Herz seiner Aeltern stossen würde; — er machte Rustan wankend. Aber Ebenes bestärkte ihn in seinem Entschlusse, und hob alle seine Skrupel.

Es fehlte dem jungen Mann an Geld zu einer so weiten Reise. Der weise Topazes würde nie ein Anlehn für ihn gemacht haben; aber Ebenes unterzog sich sogleich diesem Geschäfte. Er nahm ohne weiteres den Diamant seines Herrn, ließ einen demselben ähnlichen falschen verfertigen, den er an seine Stelle legte, und gab den ächten einem Armenier für einige tausend Rupien in Versatz.

So bald der Marquis die Rupien hatte, war alles zur Abreise fertig. Man belud einen Elephanten mit seinem Gepäcke; man setzte sich

zu

zu Pferde. Ich habe mir die Freyheit genommen, sagte Topazes seinem Herrn, Ihnen gegen Ihr Vorhaben Einwendungen zu machen; aber da ich nun das Meinige gethan habe, so gehorche ich Ihnen. Ich bin ganz der Ihrige, ich liebe Sie; ich folge Ihnen bis an das Ende der Welt. Aber wollen wir erst, ehe wir uns auf den Weg machen, das Orakel um Rath fragen, das zwo Meilen von hier entfernt ist? — Rustan war es zufrieden. Das Orakel antwortete: Wenn du gegen Morgen gehst, wirst du gegen Abend sehen. Der Jüngling begriff den Sinn dieses Götterspruches nicht. Topazes behauptete, daß er nichts Gutes enthalte. Der allzeit gefällige Ebenes aber bewies ihm, daß er äuserst vortheilhaft sey.

Es war noch ein anderes Orakel in Kabul. Sie befragten auch dieses, und erhielten die Antwort: Wenn du besitzest, wirst du nicht besitzen; wenn du siegest, wirst du nicht siegen; wenn du Rustan bist, wirst du es nicht seyn. Dieser Spruch schien noch unverständlicher als der erstere. Seyen Sie auf Ihrer Hut! — sagte Topa-

zes. Seyen Sie unbesorgt! — sagte Ebenes; — und dieser Diener hatte, wie man begreift, allzeit Recht bey seinem Herrn, weil er seiner Leidenschaft und seinen Hofnungen schmeichelte.

Der Weg von Kabul führte durch einen großen Wald. Man setzte sich auf das Moos zu essen; die Pferde ließ man weiden.

Indem man sich anschickte, den Elephanten abzuladen, der die Lebensmittel und das Tafelgeräthe trug, bemerkte man, daß Topazes und Ebenes nicht mehr bey der kleinen Karavane waren. Man rief ihnen. Durch den ganzen Wald hallten ihre Namen. Die Knechte suchten sie auf allen Seiten, und erfülleten die Gegend mit ihrem Geschrey. Sie kamen zurück, ohne etwas gesehen oder gehört zu haben. Wir haben nichts entdeckt, sagten sie Rustan, als einen Geyer, der mit einem Adler kämpfte und ihm alle seine Federn ausrupfte. Die Nachricht von diesem Kampfe machte den Jüngling neugierig. Er gieng zu Fuß auf den Platz, und sah weder Geyer noch Adler, wohl aber seinen Elephanten, noch ganz beladen mit dem Gepäcke, und angefallen von einem großen

Rhi-

Rhinoceros. Dieses stieß mit seinem Horn; jener vertheidigte sich mit seinem Rüssel. Beym Anblicke des Rustans verließ das Nasehorn seinen Fang; man führte den Elephanten zurück; aber — nun waren die Pferde weg. Wenn man in Wäldern reißt, geht es oft nicht mit rechten Dingen zu, rief Rustan aus. Die Knechte waren bestürzt, und der Herr rang mit Verzweiflung über den so unerwarteten Verlust seiner Pferde, seines lieben Negers und des weißen Topazes, den er immer geliebt hatte, ob er gleich nie nach seinem Sinne war.

Die Hofnung, bald zu den Füßen der schönen Prinzessin von Kaschemire zu liegen, war sein einziger Trost. Plötzlich stieß er auf einen großen gestreiften Esel, den ein starker, gräßlicher Bengel mit hundert Stockstreichen vor sich hertrieb. Nichts ist so schön, noch so selten, noch so träg in seinem Gange, als die Esel dieser Art. Dieser erwiederte die wiederholten Streiche seines Führers mit Fußstößen, welche eine Eiche hätten umwerfen müssen. Der junge Mirzah nahm vernünftiger Weise die Parthie des schönen Thiers. Der Bengel floh eiligst davon, indem er zu dem Esel sagte:

du wirst mich rächen. Das Thier dankte seinem Befreyer in seiner Sprache, näherte sich ihm, ließ sich schmeicheln und schmeichelte wieder. Nach dem Mittagessen bestieg es Rustan, und setzte seine Reise fort. Die Bedienten folgten ihm nach. Einige giengen zu Fuß, die andern setzten sich auf den Elephanten.

Kaum war er auf seinem Esel, als derselbe, statt Kaschemire zuzugehen, gegen Kabul umlenkte. Der Reuter mochte den Zaum noch so gut führen, den Zügel in die Höhe reissen, die Knie einklemmen, die Spornen gebrauchen, den Zaum schießen lassen oder anhalten, rechts oder links peitschen, — es half alles nichts; das eigensinnige Thier lief immer Kabul zu.

Rustan schwitzte, er warf sich hin und her, er gerieth in Verzweiflung. Zum Glück begegnete ihm ein Kameelhändler. Mein Herr, sagte dieser zu ihm, Sie haben einen bösartigen Esel, der Sie hinträgt, wo Sie nicht hin wollen. Belieben Sie mir denselben abzutreten, Sie sollen sich dafür vier Kameele auswählen dürfen. Rustan prieß die Vorsehung, die ihm ein so unverhoftes Glück bereitet hatte. Wahrlich sagte er, Topazes hatte sehr Unrecht,

als

als er mir eine unglückliche Reise prophezeihte. Er bestieg den schönsten Kameel; die andern folgten ihm nach. Er fand seine Karavane wieder und sah sich auf dem Wege zu seinem Glück.

Er mochte ungefähr vier Meilen weiter gezogen seyn, als er an einem tiefen, breiten, wilden Strom anlangte, der sich durch Felsen, weiß gefärbt von Schaum, hindurch drang. Die beyden Ufer boten schreckliche Abstürze dar, welche das Gesicht schwindeln machten und den Muth erlahmten. Es war nirgends möglich, weder überzusetzen noch auf die Seite umzulenken. Ich fange an zu fürchten, sagte Rustan, daß Topazes Grund gehabt hat, mich vor meiner Reise zu warnen, und daß ich sie zu meinem Schaden unternommen habe. Wär' er nur hier! Ach, er könnte mir durch seine Klugheit helfen. Hätte ich meinen Ebenes bey mir, er würde mich trösten und mir Auskunftsmittel an die Hand geben; aber so bin ich ganz verlassen. — Seine Unruhe ward durch die Bestürzung seiner Begleiter noch vermehrt. Die Nacht war finster. Man brachte sie mit Klagen hin. Endlich versenkten Müdigkeit und Entkräftung den verliebten Wanderer

in einen tiefen Schlaf. Mit anbrechendem Tage erwachte er wieder, und siehe, eine schöne Brücke von Marmor verband die beyden Ufer des Stromes.

Was das für ein Jubel, für ein staunendes Lermen, für ein Freudengeschrey war! Ist es möglich? Ists ein Traum? Welches Wunder? Welche Bezauberung? Sollen wir es wagen, überzusetzen? — Die ganze Gesellschaft warf sich auf die Knie, erhub sich wieder, gieng auf die Brücke, küßte die Erde, blickte gen Himmel, streckte die Arme aus, schritt taumelnd fort, gieng, kehrte wieder um, war in Entzückung, und Rustan sprach: Wohl mir, mich begünstiget der Himmel; Topazes wußte nichts; das Orakel war vortheilhaft für mich; Ebenes hatte Recht; ach, daß er nicht bey uns ist!

Kaum war die Truppe über dem Strome, als die Brücke mit einem schrecklichen Geprassel ins Wasser stürzte. So recht, so recht, rief Rustan aus; Gott sey gelobt! Er will nicht, daß ich wieder in mein Land zurück kehre, wo ich nur ein bloßer Edelmann seyn würde. Er will, daß ich mich mit meinem Liebchen ver-

mähle. Ich werde dann Fürst von Kaschemire seyn; ich werde mit dem Verlust meiner kleinen Herrschaft in Kandachar den Besitz meines Mädchens erkaufen; ich werde Rustan seyn, und ich werde es nicht mehr seyn, weil ein Fürstenthron meiner wartet. So enthüllt sich ein großer Theil des Götterspruches zu meinem Vortheile. Das Uebrige wird sich schon auch ergeben. Ich bin gar zu glücklich. Ach, daß Ebenes nicht bey mir ist! Ich vermisse ihn tausendmal mehr als Topazes.

In der größten Eile zog er einige Meilen weiter. Aber am Abend des Tages sah sich die Karavane von einer Kette von Bergen, steiler als die Abdachung eines Walles und höher als der babylonische Thurm gewesen wäre, wenn er seine Vollendung erhalten hätte, umschlossen, und von neuer Furcht waren ihre Herzen beengt.

Alle schrien: Gott will, daß wir hier umkommen! Er hat die Brücke eingestürzt, uns die Hofnung der Rückkehr zu rauben, und dieses Gebürge aufgethürmt, um uns die Fortsetzung unsers Zuges unmöglich zu machen. O unglücklicher Mirzah, nie werden wir Ka-

schemire sehen, und nie werden wir wieder in unser liebes Kandachar zurücke kommen.

In der Seele des Rustan folgte der quälendste Schmerz und die tiefste Muthlosigkeit auf die unmäßige Freude, welche seine erträumten Hofnungen in ihm erzeugt hatten. Nun war er weit davon entfernt, in den Orakelsprüchen etwas Vortheilhaftes zu sehen. O Himmel, o väterlicher Gott, jammerte er, ach daß ich meinen Topazes verlohren habe!

Indem er diese Worte unter tiefen Seufzern und vielen Thränen in der Mitte seiner verzweifelten Begleiter hervorstöhnte, öfnete sich der Fuß des Berges. Es stellte sich dem schwindelnden Blicke in einem von hundert tausend Fackeln erleuchteten Gewölbe ein langer Gang dar. Rustan schreit laut auf. Seine Leute werfen sich auf die Knie nieder, und fallen aus Erstaunen hinter sich; sie rufen Mirakel! Mirakel! Rustan ist der Günstling des Whistnu, der Geliebte des Brancha; er wird Herr der Welt. — Das glaubte Rustan, er war entzückt; aus sich selbst herausgehoben, rief er aus: Ach Ebenes, mein lieber

der Ebenes, wo bist du? Ach daß du kein Zeuge aller dieser Wunder seyn sollst! Daß ich dich verlohren haben soll! Schöne Prinzessin von Kaschemire, wann werde ich deine Reize sehen?

Er zog mit seinen Bedienten, seinem Elephanten und seinen Kameelen durch die Höhle des Berges. Am Ende derselben kam er auf eine Wiese, geschmückt mit Blumen, und umflossen von Bächen; am Ende der Wiese in Alleen, deren das Auge kein Ende sah; und am Ende der Alleen an einen langen Fluß, auf beyden Seiten mit tausend Lusthäusern, und angenehmen Gärten besetzt. Ueberall hörte er Gesang und Musik. Er sah tanzen. Er eilte, um über eine von den Brücken des Flusses zu kommen, und den ersten Menschen, der ihm begegnete, fragte er um den Namen dieses schönen Landes.

Sie sind, antwortete man ihm, in der Provinz Kaschemire. Sie sehen die Inwohner voll Freude und Vergnügen; wir feyern die Vermählung unsrer schönen Prinzessin, welche ihre Hand dem Herrn Barbabu geben wird, dem sie ihr Vater versprochen hat. Gott lasse

sie glücklich werden! — Bey diesen Worten sank Rustan unmächtig nieder. Der Kaschemische Herr, welcher glaubte, er sey mit der fallenden Sucht behaftet, ließ ihn in sein Haus bringen, wo er lange ohne Bewußtseyn lag. Man rief die zween geschicktesten Aerzte der Gegend herbey. Sie untersuchten den Puls des Patienten. Er erholte sich ein wenig, stieß einen Seufzer aus, schlug die Augen auf und jammerte von Zeit zu Zeit: Topazes, Topazes, wie sehr hattest du Recht!

Der eine von den Aerzten sagte dem kaschemirischen Herrn: ich sehe aus der Sprache dieses jungen Mannes, daß er aus Kandachar ist; die Luft unsers Landes schlägt ihm nicht zu; man muß ihn nach Hause bringen; sein Blick beweißt mir, daß er wahnsinnig ist; überlassen Sie mir ihn, ich werde ihn in sein Vaterland führen und heilen. Der andere Arzt versicherte, er sey blos aus Schwermuth krank. Man müsse ihn auf die Hochzeit der Prinzessin führen und tanzen lassen. Während sie sich berathschlagten, erholte sich der Kranke; die Aerzte wurden verabschiedet, und Rustan blieb allein bey seinem Wirthe.

Mein Herr, sagte er zu diesem, vergeben Sie mir, daß ich vor Ihnen unmächtig geworden bin. Ich weiß, daß dieß gegen die Höflichkeit ist. Ich bitte Sie, meinen Elephanten, als einen Beweis meiner Dankbarkeit, für die Wohlthaten, womit Sie mich beehrt haben, anzunehmen. Er erzählte ihm zugleich alle seine Abentheuer; nahm sich aber dabey wohl in Acht, von dem eigentlichen Zwecke seiner Reise zu sprechen. Doch fuhr er fort: ich beschwöre Sie bey Whistnu und Brancha, daß Sie mir sagen, wer dieser glückliche Barbabu ist, der die Prinzessin von Kaschemire heurathet, — warum ihn ihr Vater zum Schwiegersohn erwählt, — und warum sie ihn als Bräutigam angenommen hat.

Mein Herr, erwiederte der Kaschemirier, die Prinzessin ist nichts weniger als in Barbabu verliebt. Vielmehr weint sie unaufhörlich, während das ganze Land in hoher Freude ihre Vermählung feyert. Sie schließt sich in den Thurm ihres Pallastes ein, und will an keiner der Ergötzungen Theil nehmen, die man um ihretwillen veranstaltet hat. Als Rustan diese Worte hörte, ward er gleichsam neu gebohren,

ren, der Glanz seiner Farbe, den der Schmerz verwischt hatte, erschien wieder auf seinem Gesichte. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, fuhr er fort, warum der Fürst von Kaschemire darauf besteht, daß seine Tochter diesen Barbabu heurathen soll, den sie nicht liebt.

Die Sache verhält sich so, entgegnete der Kaschemirier. Sie wissen es vielleicht nicht, daß unser erhabene Fürst einen großen Diamant und einen Wurfspieß verlohren hat, die ihm sehr am Herzen lagen? Ach, ich weiß es nur allzugut, sagte Rustan. Nun denn, fuhr der Wirth fort, so hat unser Fürst, verzweifelt, je mehr etwas von seinen Kleinodien zu hören, nachdem er sie lange in allen Ländern aufgesucht hatte, seine Tochter demjenigen versprochen, der ihm das eine oder das andere verschaffen würde. Nun kam der Herr Barbabu, brachte den Diamant, und morgen macht er Hochzeit.

Rustan erbleichte, stotterte ein Kompliment heraus, nahm Abschied von seinem Wirthe, und eilte auf seinem Kameele in die Hauptstadt, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Er langt in dem Pallaste des Fürsten an, sagt, daß er ihm wichtige Sachen zu eröfnen habe,

erbit=

erbittet sich Audienz und erhält die Antwort, daß der Fürst mit den Vorbereitungen auf das Vermählungsfest beschäftiget sey. Eben darüber, sagte er, will ich ihn sprechen. Er läßt nicht ab, bis er vorgeführt wird.

Gnädigster Herr, sagte er, Gott kröne Ihre Tage mit Ruhm und Herrlichkeit. — Ihr Schwiegersohn ist ein Schurke.

Wie? Ein Schurke? Sie unterstehen sich, so was zu sagen? Spricht man so mit dem Fürsten von Kaschemire von dem Eidam, den er sich erwählet hat?

Ja, ein Schurke ist er, erwiederte Rustan. Zum Beweise sehen Sie hier Ihren Diamant.

Der Fürst, ganz erstaunt, verglich die beyden Steine, und konnte bey ihrer großen Aehnlichkeit nicht entscheiden, welches der ächte war. Zween Steine, sagte er, und ich habe nur eine Tochter. Ich befinde mich in der äusersten Verlegenheit. Er ließ Barbabu rufen und stellte ihn zu Rede, ob er keinen Betrug gespielt hätte. Barbabu schwur, er habe den Stein von einem Armenier erkauft; der andere sagte aber nicht, wo er den

Seinigen her hatte, sondern proponirte ein Auskunftsmittel, welches dariun bestand, daß es seiner Hoheit gefallen möchte, zu erlauben, sich mit seinem Nebenbuhler zu schlagen. Es ist nicht genug, sagte er, daß ihr Eidam den Diamant gebracht hat; es ziemt sich auch, daß er eine Probe seiner Tapferkeit ablege. Ist es Ihnen gefällig, so überlassen Sie dann Ihre Prinzessin demjenigen, der den andern erlegt. — Das leuchtet mir ein, sagte der Fürst; das wird ein schönes Schauspiel für den Hof seyn. Schlaget euch sogleich mit einander. Der Sieger nehme dann die Waffen des Ueberwundenen, nach der Sitte von Kaschemire, und heurathe meine Tochter.

Die beyden Prätendenten begaben sich in den Hof. Auf der Treppe zeigte sich eine Aelster und ein Rabe. Der Rabe schrie: schlaget euch, schlaget euch! Die Aelster: Laßt es bleiben! Der Fürst lachte über diese Erscheinung; die beyden Nebenbuhler aber bemerkten sie kaum. Der Kampf begann. Die Hofleute machten einen Kreis um die Kämpfer. Die Prinzessin, immer eingeschlossen in ihren Thurm, wollte keine Zeugin dieses Schau-

spiels

spiels seyn. Sie war weit entfernt, sich einzubilden, daß ihr Günstling zu Kaschemire sey; vor Barbabu aber hatte sie einen so grossen Abscheu, daß sie seinen Anblick nicht ertragen konnte. Der Kampf gieng trefflich aus. Barbabu ward erlegt. Der Pöbel gerieth darüber in die unbändigste Freude. Denn der Ueberwundene war garstig; Rustan aber sehr hübsch. Ein Umstand, der beynahe immer über die Volksgunst entscheidet.

Der Sieger zog den Panzer und die Schärpe des Erlegten an, bedeckte sich mit seinem Helm, und stellte sich, begleitet von dem ganzen Hofe, unter dem Schalle der Kriegsmusik, unter den Fenstern seiner Gebieterin dar. Alles schrie: Schöne Prinzessin, sehen Sie Ihren schönen Gemahl, der seinen häßlichen Nebenbuhler erlegt hat! Ihre Frauenzimmer wiederholten diese Worte. Die Prinzessin trat unglücklicher Weise ans Fenster; und da sie die Rüstung des Mannes sah, den sie verabscheute, lief sie in der Verzweiflung an ihr chinesisches Koffer, schoß den unglücklichen Wurfspieß ab, und bis ans Heft drang er dem lieben Rustan in die Seite. Er erhub ein großes Geschrey,

und an diesem Geschrey glaubte sie die Stimme ihres armen Liebhabers zu erkennen.

Mit fliegenden Haaren eilte sie hinunter, den Tod in den Augen und im Herzen. Rustan lag blutend in den Armen ihres Vaters. Welch' ein Anblick! Wer vermag das Schmerzhafte, das Durchdringende, das Schreckliche desselben zu malen? Sie wirft sich auf ihn hin; sie umschließt ihn mit ihren Armen; du erhältst, sagte sie ihm, die ersten und die letzten Küsse deiner Liebhaberin und deiner Mörderin. Sie zog den Pfeil aus der Wunde, stieß ihn in ihr Herz, und starb so, auf dem Leibe ihres Geliebten liegend. Der Vater, von Schrecken und Entsetzen ergriffen, bereit mit ihr zu sterben, bemühte sich vergeblich, sie ins Leben zurückzurufen. Sie war nicht mehr. Er verfluchte den unglücklichen Wurfspies, zerbrach ihn in Stücken, warf die beyden fatalen Diamanten hinweg, und statt ihrer Hochzeit machte er nun Anstalten zu ihrer Beerdigung. Der mit Blut besprützte Rustan wurde in den Pallast getragen. Es war noch eine Spur von Leben in ihm.

Man legte ihn zu Bette. Sogleich erblickte

er

er auf beyden Seiten seines Sterbelagers Topazes und Ebenes. Dieser überraschende Anblick regte seine Kräfte wieder auf. Grausame, sagte er, warum habt ihr mich verlassen? Wäret ihr bey dem unglücklichen Rustan geblieben, vielleicht lebte die Prinzessin noch. Ich habe Sie keinen Augenblick verlassen, sagte Topazes. Und auch ich war stets an Ihrer Seite, setzte Ebenes hinzu.

Wie? Ihr wollt noch in meinen letzten Augenblicken meiner spotten? erwiederte Rustan mit matter Stimme. Ich sage Ihnen die Wahrheit, fuhr Topazes fort. Sie wissen, daß ich diese unglückliche Reise niemals gebilliget habe, weil ich ihre traurigen Folgen voraussah. Ich war der Adler, der mit dem Geyer kämpfte, und von ihm entfiedert wurde; ich war der Elephant, der Ihr Gepäck wegtrug, um Sie zur Rückkehr in Ihr Vaterland zu zwingen; ich war der gestreifte Esel, der Sie wider Ihren Willen nach Kandahar zurückführen wollte; ich habe ihre Pferde geraubt; ich habe den Strom gebildet, der Sie an der Fortsetzung Ihres Zuges hinderte; ich habe das Gebürge aufgethürmt, das Sie in einen so finstern

Paß

Paß einschloß; ich war der Arzt, der Ihnen Ihre vaterländische Luft empfahl; ich war die Aelster, die Sie vor dem Zweykampfe warnte.

Und ich, sagte Ebenes, war der Geyer, der dem Adler die Federn ausrupfte; das Rhinoceros, das dem Elephanten hundert Hornstöße gab; der Bengel, der den gestreisten Esel trieb; der Kaufmann, der Ihnen die Kameele gab, um Ihrem Verderben entgegen zu reisen; ich habe die Brücke gebaut, auf der Sie übersetzten; ich habe die Höhle gegraben, durch die Sie zogen; ich bin der Arzt, der Ihnen den Tanz vorschlug; der Rabe, der sie zum Kampfe ermunterte.

Jetzt erinnere dich des Götterspruches, fuhr Topazes fort: wenn du nach Morgen gehst, so wirst du gegen Abend sehen. Denn hier, setzte Ebenes hinzu, begräbt man die Todten, das Gesicht gegen Abend gewandt. Das Orakel war deutlich, ob du es schon nicht faßtest. Du hast besessen, und wirst nicht besitzen. Denn du hattest den Diamant; aber er war falsch, und du wußtest es nicht. Du bist Sieger, und du stirbst. Du

bist

bist Rustan, und du hörst auf, es zu seyn. Alles ist erfüllt.

Indem er also redete, bedeckten vier weiße Flügel den Körper des Topazes, und vier schwarze Flügel flatterten an Ebenes. Himmel, was sehe ich? rief Rustan aus. Du sieheſt deine zween Engel, antworteten beyde zugleich. Aber meine Herren, fuhr der Sterbende fort, was ist euer Amt? Und wozu zween Engel für einen armen Sterblichen? — Das ist Gesetz der Natur, erwiederte Topazes, daß ein jeder Mensch zween Geister zu Begleitern habe. Zuerst behauptete dieses Plato, und andere haben es ihm nachgebetet. Du sieheſt, daß die Sache ihre Richtigkeit hat. Ich, der ich mit dir rede, bin dein guter Engel; und mein Beruf war es, dich zu schirmen bis in den letzten Augenblick deines Lebens. Ich habe meine Schuldigkeit treulich erfüllt.

Aber, sagte der Sterbende, wenn du dazu bestimmt warst, mir zu dienen, so muß ich von einer viel höhern Natur seyn, als du; und überdieß, wie kannst du dich erdreisten, dich für einen guten Engel auszugeben, da du alle meine Unternehmungen scheitern, und mich und mei-

meine Geliebte elendiglich sterben liessest? — Das war Dein Schicksal, erwiederte Topazes. — Hänge ich, versetzte der Sterbende von einem unvermeidlichen Schicksale ab, wozu dann ein Schutzgeist? Und du, Ebenes! mit deinen zwey schwarzen Flügelpaaren, du bist ohne Zweifel ein böser Engel? — Der bin ich, erwiederte Ebenes. — Du warst wohl auch der böse Engel meiner Prinzessin? — Nein; sie hatte ihren eigenen, den ich aber treulich unterstützte.

Verdammter Ebenes, bist du ein solcher Bösewicht, so stehest du wohl mit Topazes nicht unter einem Oberhaupte? Ihr scheint beyde von zwey verschiedenen Urwesen, einem von Natur Guten und einem Bösen gebildet!

Das folgt noch nicht, sagte Ebenes; indeß hat die Sache ihre Schwierigkeiten.

Es ist nicht möglich, versetzte der Jüngling, daß ein gutes Wesen einen so bösartigen Geist schaffen kann.

Möglich oder nicht möglich, entgegnete Ebenes, die Sache ist, wie ich dir sage.

O, bemerkte Topazes, mein armer Freund, siehest du nicht, daß dieser Schurke die

noch die Bosheit hat, dich in einen Zwist zu verwickeln, damit dein Blut in Hitze gerathe, und dadurch dein Ende beschleuniget werde.

Gehe, versetzte Rustan, ich bin mit dir so wenig zufrieden, als mit ihm. Er gesteht es doch, daß er mich unglücklich machen wollte, und du, der du dich zu meinem Vertheidiger aufwirfst, hast mir zu gar nichts gedient.

Es ist mir leid, sagte der gute Geist, und mir auch, fuhr der Sterbende fort, indeß ist hier etwas im Spiele, was ich nicht begreife. Ich nicht weniger, sagte der arme gute Engel. Noch ein paar Augenblicke, so wird sich mir alles aufklären, bemerkte Rustan. Wollen sehen, setzte Topazes hinzu, und plötzlich verschwand die ganze Erscheinung. — Rustan sah' sich in dem Hause seines Vaters, und in seinem Bette, wo er — ein Stündchen geschlafen hatte.

Er fuhr auf, vom Schrecken ergriffen, mit Schweiß bedeckt, in einem Zustande von der äusersten Verwirrung. Er betastet sich. Er ruft. Er schreit. Er läutet. In der Nachtmütze und gähnend eilt sein Kammerdiener Topazes herein. Was? bin ich todt oder lebe ich?

Wird die schöne Prinzessin von Kaschemire sich noch retten? schrie Rustan. Träumt mein gnädiger Herr? erwiedert Topazes ganz kalt.

Was träumen, brüllte Rustan. Wo ist denn der barbarische Ebenes mit seinen vier schwarzen Flügeln hingekommen? Dieser hat mich einem so grausamen Tode aufgeopfert.

Droben schläft er. Soll ich ihn herunter rufen?

Der Bösewicht! Sechs ganze Monate verfolgt er mich unaufhörlich. Er hat mich auf die unglückliche Messe von Kabul geführt, er hat mir den Diamant, den ich von der Prinzessin erhielt, gestohlen; er allein ist die Ursache meiner Reise, des Todes meiner Prinzessin und des Pfeilschusses, der mich in der Blüthe meines Lebens hinweggeraft hat.

Beruhigen Sie sich, sagte Topazes. Sie sind nie auf der Messe von Kabul gewesen; auch giebt es keine Prinzessin von Kaschemire. Der dortige Fürst hat nur zween Söhne, die noch in die Schule gehen. Sie haben niemals einen Diamant gehabt, und die Prinzessin von Kaschemire kann nicht gestorben

ben seyn, weil sie nie gelebt hat. — Sie haben wunderliche Dinge im Kopfe, gnädiger Herr.

Wie? Standest du mir nicht zur Seite, als ich im Bette des Fürsten von Kaschemire starb? Hast du mir nicht gestanden, daß du, um mich vor so vielem Unglücke zu bewahren, ein Adler, ein Elephant, ein gestreifter Esel, ein Arzt und eine Aelster gewesen bist?

Gnädiger Herr, Sie haben alles dieses blos geträumt. Sollten Sie nicht wissen, daß unsre Vorstellungen im Schlafe nicht so von uns abhängen, wie im Wachen. Gott wollte durch diese Reihe von Ideen, die durch Ihren Kopf schoß, Ihnen einige Belehrungen geben, von denen Sie Nutzen ziehen können.

Du spottest, sagte Rustan! — — Wie lange habe ich geschlafen?

Gnädiger Herr, Sie haben nur eine Stunde geschlafen.

Nun denn, verwünschter Schwätzer, wie ist es möglich, daß ich in einer Stunde auf der Messe von Kabul gewesen, — von wo ich doch vor sechs Monaten schon abgereißt bin, — daß ich die Reise nach Kaschemire ge-

macht, und daß wir gestorben sind, Barbabu, die Prinzessin und ich.

Nichts ist leichter und gewöhnlicher, und Sie würden in einer noch kürzern Zeit die Reise um die Welt gemacht, und noch mehr Abentheuer erstanden haben. Können Sie nicht in einer Stunde den Auszug der persischen Geschichte vor Zoroaster lesen? Und doch umfaßt dieser Auszug hundert tausend Jahre. Alle Ereignisse dieser langen Periode tragen sich vor Ihren Augen nacheinander in einer Stunde zu. Folglich müssen Sie mir gestehen, daß es auch dem Brancha so leicht ist, sie såmtlich in den Raum einer Stunde zusammen zu drången, als sie auszudehnen in den Raum von achtmal hundert tausend Jahren. Das ist ganz gleich. Stellen Sie sich vor, daß sich die Zeit um ein Rad drehe, dessen Durchmesser unendlich ist. Um dieses unermeßliche Rad drehen sich eine unzählige Menge Råder in einander herum. Das im Mittelpunkte ist unmerklich, und macht eine unendliche Zahl von Umschwüngen, genau in derselben Zeit, in der sich das Große nur einmal dreht. Folglich ist es klar, daß alle Begebenheiten vom Anfange der Welt bis an ihr

Ende

Ende, sich in einer viel geringern Zeit zutragen können, als der hundert tausendste Theil einer Sekunde ist, und man darf sogar sagen, daß sich die Sache wirklich so verhält.

Die Feyer.

Eine Erzählung.

In einer glücklichen Unabhängigkeit, mit einer Seele voll Ruhe und Frieden, und geschätzt von allen Rechtschaffenen in seinem Kreise, durchlebte der ehrwürdige Sophron die spätern Jahre seines Alters auf einem schönen Landgute, in einer der angenehmsten Gegenden seines Vaterlandes. Er hatte den frühern Theil seines Lebens dem Dienste des Staates gewidmet, und sich durch seine Weisheit und Gerechtigkeit den Dank und den Segen aller seiner Mitbürger erworben. Als er aber seine Kräfte abwelken sah, und sich nicht mehr für tüchtig hielt, seine Pflichten nach der strengen Vorschrift seines Gewissens zu erfüllen: so trat er von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens ab, und zog sich in die stille, friedliche Wohnung zu-

zurücke, welche die einzige Frucht seiner vieljährigen, uneigennützigen Thätigkeit war. Hier beschäftigte er sich mit landwirthschaftlichen Spekulationen und Arbeiten, trieb Philosophie und schöne Künste, machte die Resultate seiner langen Erfahrung zur Verbesserung der Verfassung und Gesetzgebung seines Landes den Bewohnern desselben bekannt, und lehrte seine Familie durch seinen Unterricht und sein Beyspiel, Weisheit, Mäßigkeit und Menschenliebe.

Sophron hatte zween Söhne und eine Tochter. Die ersteren waren von ihm nicht zum Dienste des Staates bestimmt, weil er wußte, daß in ihm das Verdienst seine Krone sehr selten empfange, vielmehr gemeiniglich mit Undank belohnt werde, und daß die Versuchungen zur Ungerechtigkeit so häufig und so stark seyen, daß auch das höchste Maas von Rechtschaffenheit kaum zureiche, um sie gänzlich zu überwinden. Er hatte beschlossen, zu seiner Zeit einem jeden die Hälfte seines Gutes zu übergeben, und dieses Erbtheil war einträglich genug, sie als fleißige und brave Bürger mit Ehren zu nähren. Auf diese Bestimmung war auch schon ihre ganze Erziehung berechnet.

Landwirthschaft war ihr Hauptstudium. Bey allen übrigen Wissenschaften bezielten sie aber bloß den Zweck, weise und gebildete Menschen zu werden, ihre Würde und ihren Beruf kennen und schätzen zu lernen, und nach den Forderungen des einen und des andern zu wandeln.

Beyde waren ihres rechtschaffenen Vaters werth, und so verschieden auch ihre geistigen und körperlichen Anlagen seyn mochten, so entsprossen aus ihnen gleich schöne Produkte. Theophron war ernsthaft, nachdenkend und vorsichtig; Phädon war froh, rasch, entschlossen, und sahe beynahe alles mit dem ersten Blicke auf der rechten Seite. Theophron liebte in den Geschäften einen langsamen, regelmäßigen und überlegten Gang; Phädon war für große und kühne Unternehmungen, und plötzliche Wagstücke. Theophron war streng, gerecht, gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, achtete Form und Konvention, urtheilte sehr behutsam über die Menschen, verschloß seine Geheimnisse in sich, und hielt genau über Wahrheit und Ordnung. Phädon aber handelte ohne lange Prüfung seiner Maxime, nach der glücklichen Bestimmung seines natürlich guten Herzens,

hielt alle Menschen für liebenswerth, so lange er nicht von dem Gegentheile überzeugt wurde, urtheilte freymüthig über ihre Fehler, verachtete äuseres Gepräge und Costüme, ward bald der Freund seines Nachbars, und goß dann sein ganzes Herz vor ihm aus, verschwendete seinen Vorrath an Nothleidende, wie sein Zutrauen an Unwürdige, und ward nicht selten da, wo sein Bruder sorgsam dem Urtheile seiner Vernunft horchte, von seiner schwärmenden Phantasie fortgerissen. Beyde waren gute Menschen; nur hatte das Gute des erstern den höhern Werth. Denn es entsprang bey diesem aus Achtung für die Forderungen des Gesetzes; bey jenem aber war es großen Theils natürliche Aeuserung glücklicher Anlagen, wozu der freye Entschluß oft gerade am wenigsten beytrug.

Meta, die Schwestern dieser beyden braven Jünglinge war ein tugendhaftes, sittsames, anspruchloses Mädchen, ein unverdorbenes Kind der Natur, begünstiget durch ausgezeichnete körperliche Reize. Erzogen von einer Mutter, die Wirthlichkeit und häuslichen Fleiß an ihrem Geschlechte über alles schätzte, nahmen ihre Neigungen ihre Richtung hauptsächlich

auf

auf diese Tugenden, und so viel schliechten, gesunden Verstand sie auch besaß, so berührte ihr Nachdenken doch nie die Gränze der wissenschaftlichen Erkenntniß, die, nach den Grundsätzen des alten Sophrons, für ein Mädchen aus ihrer Klasse, stets unzugänglich bleiben sollte.

Meta wurde von einem Jüngling in der Nachbarschaft, der zugleich ein entfernter Verwandter ihres Hauses war, geliebt. Diese Liebe war aber für die ganze Welt ein Geheimniß. Es geschah selten, daß sich die beyden Liebenden sahen, und immer in Gegenwart solcher Zeugen, vor denen man sich nicht entdecken mochte. Bey solchen Gelegenheiten wurden gegenseitig lange Briefe ausgewechselt, worinn man sich ewige Zärtlichkeit und Treue schwur; — und das war die ganze Mittheilung, die unter dem schönen Paare statt fand. Diese große Verborgenheit hatte aber einen andern Grund bey Meta, einen andern bey dem jungen Arist. Sie hielt eine gewisse Schamhaftigkeit, welche bey Mädchen guter Art, wenn auch von der unschuldigsten Liebe die Rede ist, sehr oft bemerkt wird, zurücke, irgend einem

Menschen diese, wie sie glaubte, entehrende Blöße aufzudecken, und den Verdacht zu erregen, daß sie gegen eine Person vom männlichen Geschlechte mehr als Freundschaft fühlen könne. Er aber hörte seinen Vater so oft den Grundsatz predigen, daß ein Jüngling durch Liebe immer verliehre, wenn er nicht im Stande sey, den Gegenstand derselben sogleich durch eine unzertrennliche Verbindung an sich zu ketten, und er hatte zu viel kindliche Ehrfurcht für den lieben Alten, als daß er ihn durch die öffentliche Verhöhnung einer seiner Lieblingsmeinungen hätte beleidigen können. Mit Sehnsucht, aber beruhigt durch die sichere Hofnung, einst ihrer Wünsche froh zu werden, und glücklich im Genusse ihrer itzigen Empfindungen, sahen sie der Zeit entgegen, in der sie den Schleyer, der ihre Herzen vor der Welt bedeckte, hinwegziehen zu dürfen glaubten.

Am Abend eines Tages rief Sophron seine beyden Söhne zu sich in die Laube des Gartens. Setzet euch hier nieder, meine Kinder, sprach er, ich habe euch einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen, und ihr werdet ihn, wenn euch meine Wünsche nicht gleich-

gültig sind, gerne erfüllen. — Gerne, herzlich gerne, lieber Vater, erwiederten die Jünglinge.

Ich habe euch, fuhr der Greis fort, mit einer Aufmerksamkeit und Sorgfalt erzogen, daß ich auch in dem Falle, wenn ihr schlechte und unnütze Menschen geworden wäret, doch von meinem Gewissen hätte das Zeugnis erhalten müssen, meine Pflicht nicht vernachläßigt zu haben. Aber ich muß es zu meiner Freude gestehen, daß meine Mühe nicht vergeblich war, und ich hoffe zuversichtlich, daß sich, so lange wenigstens ihr lebet, der gute Ruf, den unsre Familie seit Jahrhunderten behauptet hat, nicht verliehren wird. Ihr habt nun beyde die Gränze des männlichen Alters erreicht, und ihr seyd es werth, Häupter einer Familie zu werden, und euch, unabhängig von meiner Vormundschaft, selbst zu beherrschen. Ich überlasse einem jeden von euch die Hälfte meines Gutes, nach der Abtheilung, die ich schon vor etlichen Jahren gemacht, und in der darüber ausgefertigten Urkunde genau genug bestimmt habe, daß hierüber unter euch keine Streitigkeiten entstehen können. So bald die Erndte geendiget ist, werde ich euch dieses euer Eigenthum mit den erforderlichen

Förmlichkeiten übergeben. In eurem itzigen Zustande könnt ihr aber die Verwaltung desselben nicht antreten. Wähle sich deshalb ein jeder eine Gefährtin des Lebens, mit der er glücklich zu werden glaubt, und überlasset mir dann das süsse Bewußtseyn, euch nothdürftig versorgt, und meiner Vaterpflicht eine Genüge gethan zu haben.

Die Jünglinge küßten gerührt dem bidern Alten die Hände. — Wir hängen ganz von Ihnen ab, sprachen beyde, wählen Sie für uns Gattinnen, und Ihre Wahl wird uns nicht täuschen.

So sehr ich auch euer Zutrauen verdienen mag, meine Söhne, fuhr der Alte fort, so könnt ihr mir doch diese Wahl nicht ausschliessend überlassen. Zwar würde ich in diesem Falle alles anwenden, was ich vermag, um die liebenswürdigsten Mädchen für euch aufzufinden; ich würde mich durch keinen zufälligen Vorzug, sondern bloß durch Vollkommenheiten des Geistes und Herzens bestimmen lassen; ich würde zugleich die Uebereinstimmung eurer eigenen Anlagen und Gesinnungen mit dem Charakter eurer künftigen Weiber in genauen An-

schlag bringen; — und doch wäre es möglich, daß ich bey allen diesen redlichen Bemühungen euch solche aufbürdete, zu denen ihr durchaus keine Liebe empfinden könntet. Denn jeder Mensch hat sein eigenes Ideal von dem, was er liebenswürdig heißt, und es kommt dabey gewöhnlich auf so kleine, kaum bemerkbare Züge an, daß sich ein anderer unmöglich ganz in die Vorstellung des einen versetzen kann. Ohne Liebe zu heurathen, möchte ich euch aber um alles nicht erlauben. Denn ihr begienget dadurch eine Ungerechtigkeit gegen euch selbst, und einen verdammlichen Betrug gegen die Unglückliche, die sich mit euch verbände. Deshalb wählet nach eurem eigenen Geschmacke, nur vergesset dabey nicht, daß Liebe verschwinde, wie der Geruch der Rose, wenn sie nicht auf Tugend und innern Werth gegründet ist. Darf ich euch indessen rathen, — doch legt euch mein Rath nicht den mindesten Zwang auf, — so wendet euch an meinen alten vertrauten Freund Arist; er hat zwey an Geist und Körper gleich vortrefliche Töchter, — wenigstens schienen sie mir so, als ich ihn vor drey Jahren das letztemal besuchte, — und ich zweifle gar nicht

daran, daß er sie euch, falls ihr sie eurer werth haltet, mit Freuden folgen lassen wird.

Die Jünglinge befolgten diesen Wink ihres Vaters um so williger, da sie selbst Arists Töchter als liebenswürdige Mädchen kannten, und ihrer auch ohne denselben wahrscheinlich vor allen andern gedacht haben würden. Reiset hin zu Aristen, setzte er hinzu, beobachtet seine Töchter mit Rücksicht auf euren Zweck, eröfnet mir den Eindruck, den sie auf euch gemacht haben, und überlasset dann das Uebrige meiner Vermittlung. Aber was ich euch schon so oft gesagt habe, das wiederhole ich itzt mit allem Ernst und mit aller Sorgsamkeit meines väterlichen Herzens. Nicht äusere Form und Gestalt, nicht Weltton, Artigkeit und Grazie, nicht Witz, Kunst und Belesenheit müssen euch in eurer Wahl bestechen; dieß alles ist entweder unächter Schimmer und wandelbarer Schmuck, oder giebt wenigstens keinen unabhängigen Werth; Anmuth, gesunder Verstand, und ein tugendhaftes, reines Herz sind die einzigen Bestimmungsgründe eines weisen Freyers.

Die Jünglinge reißten am folgenden Morgen, mit alle der Unruhe, Sehnsucht und Hof-

nung

nung ab, die von ihrem Vorhaben unzertrennlich waren. In sich vertieft und überlegend wanderte Theophron seine Strasse; durch die lachendsten Aussichten, in die Zukunft beglückt schlenderte Phädon an seiner Seite hin; Meta aber, die sie begleitete, harrte ungedultig des Augenblicks, in dem sie den Erwählten ihres Herzens nach einer langen Entfernung wieder zu sehen hofte.

Arist nahm die Kinder seines Freundes mit der zärtlichsten und rührendsten Zuvorkommung auf. Die Thränen der Freude rollten über seine runzlichten Wangen, als sie ihm den Gruß ihres Vaters meldeten. Gleiche Schicksale und gleiche Gesinnungen, sagte er, haben mich und Sophron längst aufs engste verbunden. Ach daß uns keine so weite Ferne von einander trennte! Ich möchte nie über die Schwäche des Alters klagen, als nur dann, wenn ich mich erinnere, daß sie mich hindert, den Vertrautesten meiner Freunde hienieden noch einmal zu umarmen. Seyd gerne bey mir, Jünglinge, geniesset das kleine Vergnügen, das euch in meinem Hause zu Theil werden kann, und er-

richtet mit meinen Kindern dieselbe Freundschaft, die unter den Vätern schon so lange besteht.

Kaum hatten sich die Fremden niedergelassen, als noch ein kleiner Trupp von Gästen aus der Stadt in das Zimmer trat. Es waren zwey Mädchen und zwey junge Herren, nahe Verwandte des Hauses, und jedes Paar war Bräutigam und Braut. So soll mir denn dieser Tag ein rechter Tag der Freude werden, begann der freundliche Alte bey ihrem Eintritte, — daß ihr euch gerade zusammen finden müßt, ihr Kinder meines theuren Sophrons mit diesen lieben Paaren. Werdet Freunde unter einander. Ihr seyd es alle werth, euch gegenseitig zu schätzen. — Arists Töchter und ihr altes Mütterchen legten den Gästen Speise und Trank vor, man setzte sich zusammen an den Tisch, man erzählte sich alles Neue, was sich seit dem letzten Besuche ereignet hatte, alles war heiter und froh, und viele Gesundheiten wurden auf den Ruf des redlichen Alten ausgeleert.

Theophrons Söhne beobachteten, wie es sich von selbst versteht, die Töchter des Hauses mit der größten Aufmerksamkeit, während Meta an der Seite ihres jungen Freundes

Liebe las in seinen Blicken, und diese mit verschämtem Lächeln erwiederte. Kallia, Arists ältere Tochter, ein Mädchen von zwey und zwanzig Jahren, war eine der ersten Schönheiten des Landes. Geist, Anmuth und Gefälligkeit lagen im lebhaftesten Ausdrucke in ihrem Gesichte. Ihr Wuchs war nach den Regeln des reinsten Ebenmaaßes angelegt, und ihre Bewegung war voll Grazie und Würde. Dabey hatten ihr ein durch Lektüre und Beobachtung gebildeter Verstand, eine reiche Phantasie, ein glücklicher Witz, ein großer Vorrath von Kenntnissen, und überdieß ein vorzügliches, durch Uebung angebautes Talent zur Dichtkunst, eine hervorragende Stelle unter den geistvollen Frauenzimmern der Gegend eingeräumt. Ueberdieß war sie von einer heitern, fröhlichen Laune, äuserst behutsam im Umgange mit Männern, redlich und wohlmeinend gegen jedermann, und tugendhaft im strengsten Sinne des Wortes; Schade, daß das Gefühl ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheiten ihr ein gewisses übermäßiges Zutrauen zu sich selbst einflößte, und sie manchmal bestimmte, andern ihre Reize und Talente absichtlich zur Schau zu bieten. —

Arethe stand an Geist und Schönheit um ein Beträchtliches tiefer, als ihre Schwester. Zwar besaß sie von dem einen und von dem andern so viel, daß sie auch bey der ausschliessenden Hinsicht auf diese Vorzüge noch immer liebenswürdig genug war; aber das stärkere Licht, das ihr in Kallia stets zur Seite stand, mußte ihre schwächere Flamme unvermeidlich verdunkeln. Sie war nicht schön, aber artig; kein Genie, aber verständig; kein Original, aber eine weise Nachahmerin; und ihr Herz — es war das Herz eines Engels. Diese himmlische Güte, diese Anspruchlosigkeit, diese innige Mitgefühle mit ihren Nebenmenschen, diese ernste Achtsamkeit auf die Stimme des Gewissens, diese Reinigkeit der Gesinnungen und Neigungen, dieser Eifer in ihrem Berufe, diese aufrichtige Religiosität, diese Selbstständigkeit und Festigkeit, — was war gegen alles dieß der höchste körperliche Reiz und das glänzendste Genie? — Wenn Kallia die Sinnen durch ihren äusern Schmuck fesselte, so gewann Arethe die Herzen durch ihre Tugend.

Theophron schmiegte sich der ältern Schwester mit einer Freundlichkeit und Hinge-

bung an, die es seinem Bruder frühe genug verrathen mußte, daß er ihr den Vorzug vor Arethen einräume. Er bat sie, daß sie sich an seine Seite möchte; er drückte ihr, als sie seine Bitte erfüllte, zärtlich die Hand; er sprach nur mit ihr, und war nur auf ihre Gespräche aufmerksam; und sie, die die Empfindungen seines Herzens zu wittern schien, erwiederte seine Artigkeiten mit allen Beweisen der größten Zufriedenheit. Niemand bemerkte alles dieß bälder als Phädon, und es erregte in ihm ein mißbehagliches Gefühl, daß ihm sein Bruder sollte den Rang abgelaufen haben. Denn er hatte gleich bey seinem Eintritte Kallia für sich gewählt, und der Argwohn, daß sie ihm von Theophron streitig gemacht werden dürfte, konnte ihn um so weniger beunruhigen, da die ernste, sittsame, bescheidene Arethe dem philosophischen Charakter seines Nebenbuhlers weit gemäßer schien, als dem seinigen. Aber er bemerkte leider! nur allzudeutlich, daß auch die Empfindungsorgane des Philosophen durch Grazie und schöne Formen so stark berührt werden können, daß sie der Vernunft eine Weile Stilleschweigen gebieten, — und fühlte sich

durch diese Bemerkung nicht wenig verstimmt. Die trockene, ernste Arethe ist einmal nicht für mich, sprach er bey sich selbst; — mag Theophron durch Kallia glücklich werden, durch Arethen werde ich es nie seyn.

Arist hatte für seine Gäste auf den Abend des Tages ein kleines Fest veranstaltet, und bey dieser Gelegenheit wurde die Eifersucht der beyden Brüder so gar auch der Gesellschaft sichtbar, der Hausvater hatte einige Musikanten in das Gartenhaus bestellt, daß sich die jungen Leute mit dem Tanze belustigen möchten. Jeder von den Jünglingen mußte sich diejenige aus dem Kreise der Mädchen auswählen, der er sich bey dem Feste zunächst widmen wollte, und diese Auswahl geschah durch eine Art von Gesellschaftsspiel, dessen Regeln aus dem weitern Verfolge der Erzählung erhellen wird.

Die Frauenzimmer setzten sich im Gartenhause im Kreise umher; in ihrer Mitte saß das alte ehrwürdige Haupt der Familie. Hinter ihnen standen die Jünglinge, mit Blumensträussen auf den Hüten. Der Greis stellte den Prüfer der Talente und des Charakters der Mädchen

chen vor, und machte einige Fragen an sie, welche so gestellt waren, daß die Beantwortung derselben für eine Probe ihres Geistes und ihrer Gesinnungen gelten konnte. Jeder Jüngling gab dann derjenigen den Preis, die nach seinem Gefühle jene Fragen am richtigsten aufgelößt hatte, und verband sich dadurch mit ihr auf die Zeit des Festes. Erhielte eine gar keinen oder mehrere Preise, so mußte der Alte als Kampfrichter entscheiden.

Es waren drey Fragen, welche von ihm den jungen Schönen vorgelegt wurden: was wünschest du dir für einen Mann zur Ehe? welchen Menschen hältst du für den Glücklichsten? welches ist dein schönster Wunsch? — Jede beantwortete dieselben nach ihrer Weise. Zuletzt kam die Reihe an die Töchter des Hauses.

Kallia behauptete: sie komme durch die erste Frage in Verlegenheit; denn der Gedanke an Heurath und Ehe sey ihr so fremde, daß sie nur etwas Albernes darüber sagen könne. Indeß, fuhr sie fort, wenn es je soll geheurathet seyn, so wünsche ich mir einen Mann von Alcibiades Schönheit, von Lucians Witz, und von

Sokrates Tugend; der glücklichste Mensch wäre ein Weib, die einen solchen Mann besässe; nud — man vergebe mir meine Offenheit — einen schönern Wunsch kann es kaum geben, als diese glückliche selbst zu seyn.

So witzig bin ich nicht, wie meine Schwester, sagte Arethe; aber vielleicht hat meine Antwort das Verdienst grösserer Wahrheit. Sie ist kurz, und befriediget mit einemmale — ich würde sagen, wenn ich nicht seine Tochter wäre, den Vorwitz des Fragers. Wenn ich einen tugendhaften Mann habe, so bin ich der glücklichste Mensch, und mein höchster Wunsch ist erfüllt.

Es versteht sich, daß die jungen Herren aus der Stadt ihren Bräuten den Vorzug zuerkannten, und daß Meta von ihrem Liebhaber vor allen andern erkohren ward. Aber der Kampfrichter hatte seinen Spruch:

Wählt, Jünglinge, aus diesem schönen Kreis!

noch nicht vollendet, als Theophron und Phädon zugleich ausriefen, indem sie beyde der ältern Schwester den Strauß darreichten:

Ver-

Verschmäh' ihn nicht; du, du verdienst den Preis!

Nun war also der Fall eingetreten, daß Kallia, weil sie zwey Preise erhalten hatte, unter ihren Liebhabern denjenigen auswählen durfte, der ihr am besten gefiel. Nach den Gesetzen des Spieles mußte ihr Anspruch auf die Gunst des Mädchens auf die nämliche Weise erprobt werden, wie zuvor der Werth der Schönen erprobt war. Der Kampfrichter legte den Jünglingen die nämlichen Fragen vor, die die Frauenzimmer schon beantwortet hatten, nur daß in der erstern, wie sich's von selbst versteht, von der Gattin die Rede war.

Theophron antwortete zuerst: Mein Ideal von einer vollkommenen Gattin ist in Kallia realisirt; eine solche zu besitzen ist das höchste Erdenglück und mein höchster Wunsch.

Mein Bruder schmeichelt, sagte Phädon mit einem hämischen Blicke; ein Weib von Aspasiens Schönheit, von Sapho's Geist, und von Lukretiens Tugend ist mein Ideal; wer ein solches Weib erhält, ist der glücklichste; und

und eines solchen Weibes werth zu werden, ist mein stolzester Wunsch.

Dieß Ideal erreiche ich nicht, mein Phädon, sagte Kallia, suchen Sie sich, setzte sie neckend hinzu, eine Gesellschafterin über den Sternen! Sie reichte Theophron den Strauß mit dem Spruche:

Du bist der Sieger. Hier das wohlverdiente Pfand!
Den Strauß, — und hier, o Sieger! meine Hand!

Freudig umschlang Theophron die schöne Göttin, und ein allgemeines Gelächter bestrafte seinen überwundenen Nebenbuhler. Der Kampfrichter setzte sich, und sprach das Urtheil über ihn aus, indem er auf Arethen hindeutete:

Du hast ein gutes Mädchen tief betrübt;
Geh' hin, und siehe, ob sie dir vergiebt!

Phädon küßte Arethen demüthig die Hand, und sie vergab ihm mit dem Spruche:

Du hast mein Herz verkannt, doch ich vergebe gern.

Denn Stolz und Rache sind von diesem
Herzen fern.

Der Tanz begann und währte tief in die Nacht.

Die beyden Brüder reißten am folgenden Tage auf ihr Gut zurück. Es erhub sich unter Weges ein mächtiger Zank unter ihnen über die Frage: welche von den Mädchen eines jeden seyn sollte? Theophron erklärte, daß sein Herz unwiderruflich für Kallia entschieden habe. Ihm, behauptete er, gebühre als dem Aeltern die erste Wahl; überdieß habe das Mädchen deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er ihre Gunst besitze, und dann habe in seinem Herzen bereits eine solche Liebe gegen sie gewurzelt, daß es ihn die schwersten und gefährlichsten Kämpfe kosten würde, diese Liebe zu bezähmen. Phädon widerlegte alle diese Gründe mit der ihm eigenen Beredsamkeit. Er begreife nicht, sagte er, aus welchem Grunde Theophron in dieser Sache einen Vorzug in den Zufall der Erstgeburt bauen könne. Er, der Philosoph, der sonst immer so eifrig gegen alle aus verdienstlosen Eigenschaften entspringenden Auszeichnungen unter den Menschen deklamire, beweise durch

diesen lächerlichen Anspruch, daß seine Praxis himmelweit von seiner Theorie unterschieden sey. Die Gefälligkeiten, die Kallia gegen ihn geäusſert habe, können für weiter nichts, als Höflichkeitsbezeugungen gelten, und die thörichte Voraussetzung, daß sie Proben von Zärtlichkeit seyen, beweise, wie sehr er von seiner Eigenliebe irre geführt werde. Er, der frostige, gefühllose Vernunftmann spreche auf einmal von zärtlichen Empfindungen, deren er doch nicht fähig sey. Aber ich, fuhr Phädon fort, werde trostlos und unglücklich seyn auf mein ganzes Leben, wenn ich dieß göttliche Mädchen nicht erlange; — und auch sie würde an Deiner Seite dasselbe Schicksal haben. Denn sie kann fühlen mit einem empfindenden Herzen; aber sie vergänge, wenn sie mit einem Manne leben müßte, der ihren erhabenen Sinn nicht verstünde. Arethe, Bruder! ist ein Mädchen für dich. Sie ist Dir vollkommen ähnlich. Kallia aber kann von dem Himmel niemand bestimmt seyn, als mir.

Wir werden diesen Zank nicht schlichten ohne Mittelsmann, sagte Theophron; mag unser Vater entscheiden.

Nein,

Nein, nein, erwiederte Phädon. Ueber die Angelegenheiten meines Herzens erkenne ich keinen Richter über mich, und ich lasse mir auch keine Entscheidung gefallen, es sey denn, daß dieß Mädchen mir zuerkannt werde.

Der Weg führte die beyden Brüder durch eine kleine Stadt, in der sie sich eines Auftrages von ihrem Vater zu entledigen hatten, der über ihrem Zanke beynahe vergessen worden wäre. Hier wohnte nämlich in der tiefsten Verachtung einer der ehemaligen ersten Lieblinge des Fürsten, der durch seinen Einfluß das Land unumschränkt beherrscht, und eine geraume Zeit hindurch mit allen Plagen einer willkührlichen Regierung gegeisselt hatte. Er hatte von seinem Ansehen den gröbsten Mißbrauch gemacht, die schreyendsten Ungerechtigkeiten und Betrügereyen begangen, manchen rechtschaffenen Mann gestürzt, und manchen Schurken erhoben, und sich durch schlimme Künste einen großen Reichthum gesammelt. Es bildete sich aber allmählich eine mächtige Partey gegen ihn an dem Hofe, die dem Fürsten seine Verbrechen aufdeckte, und es durch Klugheit und Entschlossenheit einleitete, daß er nicht nur in Ungnade fiel, sondern aller seiner

Wür-

Würden entsetzt, seines ganzen Vermögens beraubt, und in dieses obscure Landstädtchen verwiesen wurde, wo er im bittersten Mangel und Elend von den Wohlthaten lebte, welche ihm von Menschen, die durch den auserordentlichen Umschwung seines Glückes gerührt waren, zugeworfen wurden. Aber diese Wohlthaten waren sehr kärglich, und schützten ihn kaum vor dem Hungertode. Denn der Unglückliche hatte sich in seiner glänzenden Periode so viele Feinde gemacht, und seinen Untergang durch so auffallende Verbrechen bereitet, daß die Erinnerung an seinen vorigen Zustand einen großen Theil des Mitleidens wieder verlöschen mußte, die der Anblick seiner itzigen Leiden etwa hervorbringen mochte.

Niemand hatte im ganzen Lande die Hand dieses Verbrechers schwerer gedrückt, als den redlichen Arist. Er hatte ihn bey dem Fürsten verläumdet, aller seiner Aemter entsetzt, eines Theils seines Vermögens beraubt, und sogar zu einigen beschimpfenden Strafen verdammt, die seinem Herzen weit empfindlicher waren, als jeder andere Verlust. War es ein Wunder, wenn der unschuldige Mann, als er seinen Ver-

folger von seiner Höhe herabstürzen sah, die Gerechtigkeit des Himmels pries, in seinem Elende ein göttliches Strafgericht bemerkte, und sich nicht für verbunden achtete, etwas zur Linderung desselbigen beyzutragen?

Diesen Unglücklichen sollten Sophrons Söhne besuchen, und ihm eine kleine Gabe von ihrem Vater einhändigen. Sie fanden ihn in einem Winkel des Städtchens, in einer finstern Kammer auf ein elendes Bett hingestreckt; ein Wasserkrug und ein schimmlichtes Stück Brod lag neben ihm. Sein blasses, runzlichtes Gesicht und sein matter Blick verkündigten den Zustand seines Herzens. Seine Tochter saß in einem ärmlichen Anzuge zu seinen Füssen und strickte.

Dem Alten und dem Mädchen rollten bittere Thränen von den Augen, als die Jünglinge den Namen ihres Vaters nannten, und ihm sein Geschenk in die Hände drückten. Er schilderte ihnen seine unglückliche Lage auf eine erschütternde Weise. Zwar gestand er, daß er sich während seines öffentlichen Lebens, aus Leichtsinn und Uebermuth, kleiner Fehlschritte schuldig gemacht habe. Aber, setzte er hinzu, diese

trau-

traurigen Tage des Alters habe er doch nicht verdient. Er habe auch viel Gutes gestiftet, und viele Leute glücklich gemacht. Er sey von lauter solchen Menschen gestürzt worden, die wenigstens nicht mehr werth gewesen, als er selbst. Und nun sehe er sich von jedermann verlassen. Sogar diejenigen, an deren Unterstützung er ein Recht hätte, weil sie ihm ihr ganzes Glück zu danken haben, seyen am gleichgültigsten gegen ihn. Ich würde, fuhr er mit Heftigkeit fort, ich würde der ganzen Menschheit fluchen, wenn nicht noch ein einziger ihre Ehre rettete, und so oft den in mir aufsteigenden Gedanken widerlegte, daß es für freye Wesen unter dem Monde kein anderes Triebwerk zum Handeln gäbe, als den Eigennutz.

Geben Sie diesen Gedanken auf, unglücklicher Mann, erwiederte Theophron. Er ist bloßer Ausbruch Ihres Unwillens über die Menschen, von denen Sie sich nicht so behandelt sehen, wie Sie es wünschen.

Aber den Namen des Edlen, fiel Phädon ein, möchte ich kennen, der in Ihrer Meinung die Ehre seines ganzen Geschlechtes rettet, wenn

Sie

Sie mir diese wohlgemeinte Frage nicht als Vorwitz auslegen wollen?

Ach, daß ich meine Retterin nicht nennen darf! fuhr Phanias fort. Sie überhäuft mich mit ihren Wohlthaten im Stillen. Längst hätten Noth und Hunger mich aufgezehrt, wenn die Hand dieser Einzigen mich nicht täglich labte. Ich würde sie nennen; aber sie kann mir nur in der geheimsten Verborgenheit Gutes thun, weil sie von Menschen abhängt, die mich hassen.

Glauben Sie, sagte Phädon, daß wir fähig sind, von den Geständnissen eines Unglücklichen einen Mißbrauch zu machen?

O mein Herz ist zu voll von Dankbarkeit, als daß ich schweigen könnte, unterbrach ihn der Alte. Sie sind Kinder eines würdigen Mannes. Sie verdienen dieß schöne Geheimniß zu wissen, damit Sie nach meinem Tode der Welt sagen können, was ein tugendhaftes Mädchen für einen armen alten Mann gethan hat, auf dem der Fluch und der Abschen eines ganzen Landes lag. — Sie kennen Aristen und wenn ich uicht irre, ist er ein Verwandter von Ihnen. Bey der bekannten Revolution, die sich während meiner Verwaltung unter der

ersten Dienerschaft unsres Fürsten ereignete, erhielt auch er seinen Abschied, und mußte noch dazu sehr beträchtliche Summen in seine Kasse zurückzahlen, und auf seine rückständige Besoldung Verzicht leisten. Dieser Mann schrieb seinen Sturz einzig mir zu, so wie ich überhaupt der Urheber aller Ungerechtigkeiten und Tyranneyen seyn mußte, die in der kurzen Periode, in der ich die Gunst des Herrn genoß, begangen wurden. Arist erklärte es mir selbst mit einer tödtenden Bitterkeit, daß er nur mich für den Stifter seines Unglücks halte, und noch ist er derselben Meinung. Damals hielt ich es nicht der Mühe werth, seinen Irrthum zu berichtigen, weil mir mein Ansehen eine Schutzwehr gegen das Mißfallen aller Menschen schien; seit meinem Sturze aber, da mir so viel an der Aufmerksamkeit und dem Mitleiden anderer zu thun ist, durfte ich es nicht wagen, mich ihm zu nähern, aus Furcht, von ihm zurückgestoßen zu werden. Vor einem Jahre ungefähr führte ein Zufall seine jüngste Tochter Arethe in mein Zimmer. Sie sah meine Noth und mein Leiden. Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte, und bat sie, ihren Vater von meiner Unschuld zu über=

überführen. Der Anblick unsrer Dürftigkeit, meine Klagen und die Thränen meiner Tochter rührten das gute Mädchen. Sie schüttete ihren kleinen Geldvorrath auf mein Bette aus, und tröstete uns mit dem holden Mitgefühle eines Engels. Am folgenden Tage schrieb sie meiner Tochter: ihr Vater halte mich noch immer für den Stifter des Unrechts, das er erlitten habe, und ein so guter, edler Mann er sonst sey, so empfinde er doch die ihm von mir erwiesenen Kränkungen noch immer viel zu tief, als daß ich etwas von seiner Großmuth erwarten dürfte. Indeß, setzte sie hinzu, leide sie unser ganzes Unglück mit uns, und glaube, ihre Kindespflicht nicht zu übertreten, wenn sie, auch wider den Willen ihres Vaters, fortfahren werde, uns im Stillen Gutes zu thun. Und seit dem ist dieß gute Mädchen unsre Erhalterin. Jede Woche kommt ihre Magd, die die Erzeugnisse ihres Gutes hieher zu Markte trägt, zu uns, und bringt uns die ersten Nothwendigkeiten des Lebens, die oft noch von Erquickungen begleitet sind, welche man nur in den Häusern der Reichen findet. Ohne sie wären wir längst in unserm Elende vergangen. — Gott, du hast kaum

der Gaben genug, um dieser Treflichen zu lohnen! Jedermann hat mich verlassen; aber dieser Engel begleitet mich und pfleget meiner freundlich auf dem dornichten Wege, auf dem ich meinem Grabe entgegen wanke.

Diese Erzählung that auf die Herzen der Jünglinge auserordentliche Wirkung. Beyde weinten mit dem unglücklichen Greise, und Arethe stand vor ihnen in einer herrlichen Gestalt, im hohen Glanze der Tugend, der allen körperlichen Schmuck ihrer schönern Schwester in Dunst und Nebel auflößte.

Ihr kommt so stille und so nachdenkend, meine Söhne, sprach lächelnd ihr Vater bey ihrem Eintritte, als reute euch euer Gang, oder als hätte ein Zwist euch getrennt. Vielleicht erhielt von den Töchtern meines Freundes eine den Preis von euch beyden.

Den Preis wohl, erwiederte Theophron; aber nun ist der Zwist geschlichtet. Phädon besteht auf Kallia; ich aber habe mir Arethe erwählt.

Daß ich auf Kallia bestehe? — fiel Phädon hastig ein; — Arethens Tugend hat mein ganzes Herz bezaubert. Ich bin der jüngere

gere Sohn; es ziemt mir deshalb nicht, die ältere Tochter zu heurathen.

Was wir doch für ein sonderbares Schicksal haben, versetzte Theophron. Unsre Gesinnungen sind geändert, und unser Zwist ist noch derselbe. Möge unser Vater Richter unter uns seyn. — Er erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer Reise, zeichnete genau den Charakter der beyden Schwestern, gestand, welch' einen Eindruck Kallia's Grazie auf sie gemacht habe, und erklärte, wie er durch Arethens Tugend wieder verlöscht worden sey.

Der Alte entschied noch nichts. Ihr habt, sprach er, Meta in Arists Hause zurück gelassen. Wir gehen nach einigen Tagen hin, sie abzuholen. Dann will ich euch entdecken, was mein Verstand bey eurem Streite denkt, und was mein Herz bey demselbigen empfindet.

Am dritten Tage früh rief Sophron seine Söhne vor sein Bette. Ich bin entschlossen, meine Kinder! sprach er, heute mit euch zu Aristen abzureisen, und euch durch die Entscheidung eurer wichtigsten Angelegenheit glücklich zu machen. Aber ich möchte erst euren

Zwist geschlichtet sehen, daß kein Unwillen und kein Neid diesen schönen Tag entheilige.

Ich habe alles überlegt, erwiederte Theophron, und in meinem Herzen ist es Friede. Kallia und Arethe sind liebenswürdig, und das Mehr oder Weniger läßt mich nun so unbesorgt, daß ich jeder willig meine Hand reichen werde, welche mein Vater mir zuführen wird.

Theophron — sprach Phädon — soll mich nicht an kindlichem Sinne übertreffen. Des Vaters Wille sey auch der meinige.

Ist's euch Ernst, Kinder, mit diesem Entschlusse? fragte der Alte. Ihr waget einen großen Schritt, und ich hoffe nicht, daß eure itzige Gesinnung aus blossem Streben, mir zu gefallen, entsprungen ist. Bisher hattet ihr in dieser Sache einerley Ziel, und dadurch habt ihr euch getrennt. Itzt habt ihr wieder denselben Entschluß, der euch nicht trennt, wenn er nur feste ist.

Er ist fest, sprachen beyde. — So laßt uns abreisen, setzte der Greis hinzu.

Die Ankunft solcher lieben Gäste erfüllte das ganze Haus des frommen Arist mit hoher Freude. Mit einer Thräne im Auge streckte er

sei-

seine Arme nach seinem alten Busenfreunde aus, und in stumme Wonne versenkt, standen die edlen Greise, sich umschlingend, und ihre Kinder um sie her. Sophron nahm Aristen bey der Hand, führte ihn ins Nebenzimmer und entdeckte ihm mit aller Geradheit der vertrautesten Freundschaft die Absicht seines so unerwarteten Besuches. Mit Freude ergriff der Alte seinen Vorschlag, und die fromme Mutter des Hauses bewunderte in Sophrons Werbung das himmlische Geschick.

Hand in Hand giengen die Aeltern hinaus zu den harrenden Kindern. Sophron gab Kallia dem ältern Sohne; ihre frohe Heiterkeit, sprach er, wird deinen Ernst mildern; — und Arethen führte er dem jüngern zu; dein flüchtiger Sinn, sprach er, bedarf der Leitung dieses tugendhaften Engels. Feurige Küsse und der Segen der Alten versiegelten den Bund der guten Kinder.

Der Elende, sprach Phädon zu Arethen, der mir dein himmlisches Herz bekannt gemacht hat, soll länger nicht im Elende schmachten. Laßt uns ihm künftig sein bitteres Loos durch unsern Ueberfluß versüßen. Oder

soll der düstere Gedanke, daß er sein Elend verdient hat, unsre Herzen vor ihm verschließen?

Nein, nein, sprach Arist, vereint wollen wir ihn ernähren.

Und ich, sprach Arethe, nehme seine Tochter zu mir ins Haus.

Ein schöner Bund, fiel Sophron ein, den ein Werk der Liebe heiliget.

Aber wie, begann der junge Arist, indem er seine Meta bey der Hand faßte, sollen wir nicht auch einst unsrer höchsten Wünsche Krone erlangen? Ich liebe Meta! Sie liebet mich! Gute Aeltern, macht alle eure Kinder glücklich!

Seyd glücklich, sprachen die Alten; — auch euren Bund kröne der Seegen des Himmels!

Kamtschatka.

Ein Gemälde aus der Länderkunde. *)

Von der großen Erdzunge, die sich im nördlichen Theile Asiens tief ins Eismeer hinein er-

*) Auser den ältern Quellen sind hier besonders die Nachrichten in Lesseps Reise

erstreckt, und nur durch eine unbeträchtliche Meerenge von dem festen Lande von Amerika getrennt ist, ragt ein langer Arm, beynahe gerade gegen Mittag, in das große Weltmeer hinaus, und bildet die Halbinsel, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Kamtschatka bekannt geworden ist.

Eine Landenge, so schmal, daß man auf dem höchsten Rücken derselben das Meer zu beyden Seiten sehen kann, verbindet sie mit dem festen Lande. Schnell dehnt sie sich aber in die Breite aus, die beynahe in der Mitte am größten ist, zieht sich dann wieder zusammen und verliehrt sich mit einer Landspitze, die wegen ihrer Gestalt von den Inwohnern die Schaufel genennt wird. Von dieser Landspitze an zieht sich eine Reihe kleiner Inseln, die nur durch sehr schmale Wasserräume von einander getrennt sind, in gerader Linie gegen Mittag hin, und führen durch ihre Lage sehr natürlich auf die Vermuthung, daß sie einst ein Theil des festen Landes gewesen, und durch eine gewaltige Revolution im

durch Sibirien und Kamtschatka, nach des ältern Hrn. Forsters deutscher Ausgabe (gr. 8. Berl. 1791.) benützt.

Erdkörper davon losgerissen seyn worden dürften. Sie sind unter dem Namen der kurilischen Eilande bekannt. Die größte Länge der Halbinsel mag 120, die größte Breite derselben aber 50 deutsche Meilen betragen. An ihre nördliche Gränze stößt das Land der Koriäken, eines mit den Kamtschadalen vermischten Volkes, das zum Theil keine beständige Wohnsitze hat, sondern mit seinen Rennthieren von einem Orte zum andern zieht, und seine Lagerplätze, nach den Forderungen des Bedürfnisses und der Laune, unaufhörlich verändert.

Kamtschatka gehört unter die bergigtsten Striche der Erde. Eine lange Gebürgkette zieht sich von Norden gegen Mittag gerade durch das Land, und bildet einen Erdrücken, der sie gerade der Länge nach durchschneidet. Zu beyden Seiten strecken sich von dieser Bergreihe Arme in die Breite aus, die zum Theil das Ufer des Meeres berühren und als mächtige Vorgebürge in sein Gebiet hineinragen. Diese Berge sind meist kahl und felsicht, und fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt. An ihreu Füßen entspringen viele Flüsse, welche die

die zwischen ihnen liegenden Thäler bewässern. Der größte unter denselben, sowohl in Ansehung seiner Wassermenge, als auch der Weite seines Laufes, ist der Kamtschatkafluß, der das Land von Mittag gegen Mitternacht durchströhmt, sich in einen Busen des östlichen Weltmeers ergießt, und mit kleinen Schiffen befahren wird. Der Bolschaia Reka bewässert nur einen kleinen Theil der südlichen Gegenden, fließt mit einer auserordentlichen Schnelligkeit, und ist in seiner Mündung so breit und tief, daß zur Zeit der Wasserhöhe große Seeschiffe darauf einlaufen können. In den Thälern trift man hie und da beträchtliche Landseen an, unter denen der Kronotskaysee der größte ist.

Schon die nördliche Lage dieser Halbinsel läßt ein strenges, rauhes und kaltes Klima erwarten. Der Winter dauert gewöhnlich vom Oktober bis in den May, und bedeckt das ganze Land mit einem tiefen Schnee, der sich durch die heftigen Windstürme, die sich um diese Zeit einzustellen pflegen, an manchen Orten so sehr angehäuft, daß die Häuser unter ihm begraben, ganze Thäler verschüttet und alle Wege

von einem Dorfe in das andere unzugänglich gemacht werden. Der Frühling geht mit einem regnerischen Thauwetter schnell vorüber, löst den Schnee in den Tiefen auf, verursacht verheerende Ueberschwemmungen, und ein so hoher Grad von Hitze folgt der empfindlichsten Kälte so plötzlich nach, daß gewöhnlich in den Thälern die Erdgewächse in voller Blüthe stehen, ja sogar ihre Reife erreichen, während es auf den Bergen noch schneiet.

Um die in der Kälte des Klima's liegenden äusern Hindernisse des Fruchtbarkeitstriebes so viel möglich durch eine von innen wirkende Kraft aufzuheben, hat die Natur, als eine weise und vorsichtige Haushälterin, die Ingeweide der Erde in diesem Lande mit einer Menge heißen und erwärmenden Stoffes geschwängert. Man findet allenthalben vulkanische Berge, die ehemals Feuer gespieen, und mit demselben einen großen Vorrath brennender und glühender Materie ausgestoßen haben. Einige von diesen Bergen rauchen noch itzt beständig, und werfen zu gewissen Zeiten Asche und verbrannte Steine aus. Bey manchen ist der emporsprühende Dampf so heiß, daß man nicht

ohne

ohne den empfindlichsten Schmerz die Hand darein halten kann, und bey vielen hört man öfters, wie bey den Vulkanen in Italien, ein schauerliches inneres Brausen und Getöse. In der Nähe dieser Berge finden sich mehrere heisse Quellen, die zum Theile mit äuserster Heftigkeit aus der Erde hervorsprudeln und kleine Bäche bilden, welche ihre Wärme lange erhalten. Die Menge von Kalk, Alaun und Schwefel, welche in diesen Gegenden die Erde bedeckt, sind ein neuer Beweis für die besagte Anstalt des Schöpfers, dieß Land durch die Anhäufung solcher Materien, die untereinander gähren und in Hitze gerathen, von innen zu erwärmen; so wie die Erscheinung, daß manche Flüsse bey der strengsten Kälte nicht gefrieren, als eine Wirkung derselben gelten kann.

So rauh und kalt die hiesige Luft ist, so schrecklich die Sturmwinde sind, die oft alles zu verheeren scheinen, und so große Ueberschwemmungen zur Zeit des Frühlings durch den schmelzenden Schnee und die heftigen Regengüsse entstehen, — so ist doch das Land bey weitem nicht so öde und unfruchtbar, als manche andere, sogar südlichere Gegenden Asiens.

Man stößt in den zwischen den Gebürgen vertieften Thälern auf die schönsten Landschaftspartien, die bald durch ihre lachende Ueppigkeit, bald durch die überraschende Abwechslung des Sanften und Wilden äuserst interessiren. Das Gras ist in manchen mit den schönsten und gewürzhaftesten Blumen vermischt, und steht nicht selten so hoch, daß es die darinn weidenden Thiere bedeckt. An den Ufern der Flüsse findet man eine Menge Pappeln, Weiden, Erlen und anderer Wasserstauden, und in der Nähe der Gebürge breiten sich ansehnliche Waldungen von Eichen und Nadelholz aus, die, wenn sie, während in den Thälern der höchste Sommer herrscht, von frierendem Dufte ganz eingepudert sind, einen sehr malerischen Anblick gewähren. Dabey wachsen noch sehr viele andere Pflanzen, die zum Theil für die Inwohner äuserst nützlich sind. Einige werden zum Essen, oder auch als Arzney gebraucht; andere zur Kleidung und zum Hausgeräthe; und eine gewisse Art von Nesseln bearbeiten sie eben so wie wir den Flachs und zu demselben Zwecke. Nur mit dem Anbau der europäischen Getreid- und Gemüßarten wollte es bisher nicht recht fort;

theils

theils weil es den Pflanzern bald an der erforderlichen Geschicklichkeit, bald an genugsamem Fleisse fehlt, theils weil die Strenge des Winters und die Kürze des Sommers sehr oft die vollständige Ausreifung jener Gewächse hindert. Jedoch da man sich immer mehr in die Beschaffenheit des Bodens richten lernt, und bereits eine Erndte den Saamen fünffältig wieder gegeben hat, so stehet zu erwarten, daß die Klugheit und Unverdrossenheit der Menschen endlich auch hier die Natur zwingen und ihre Kargheit mildern werde.

Die Hausthiere, welche bey uns am häufigsten angetroffen werden, und für uns die nützlichsten und unentbehrlichsten sind, das Rindvieh, Pferde und Schaafe sind auf Kamtschatka noch immer selten. Als die ersten Europäer dahin kamen, waren sie ganz unbekannt. Man fieng an, sie herein zu verpflanzen; aber es hielt bis auf diese Stunde äuserst schwer, diese Nahrungsquelle bey einer Nation, welche die Viehzucht und den Ackerbau aus Hang zur Bequemlichkeit verabscheut, und unter einem Himmelsstriche, wo diese Thiere drey Viertheile des Jahres ganz unbeschäftigt im Stalle erhal-

erhalten werden müssen, — in Gang zu bringen. Die Kosaken und europäischen Bauren, die sich hier niedergelassen haben, betreiben zwar diesen Zweig der Landwirthschaft so gut sie können, und die Regierung hat selbst eine beträchtliche Stutterey angelegt; aber die Eingebohrnen finden es äuserst selten der Mühe werth, die erstern nachzuahmen und die letztern zu benützen. — Den Dienst der Pferde und Ochsen beym Fuhrwerke vertreten bey ihnen die Hunde. Jeder Kamtschadale besitzt nämlich einige Paare von diesen Thieren, welche gewöhnlich die Größe unserer gemeinen Dorfhunde und den zottichten Pelz unserer Schäferhunde haben. Man kauft das Paar derselben um ungefähr 10 Thaler, und ist einmal diese Auslage gemacht, so bedürfen sie sonst keines Aufwandes mehr. Denn ihr Unterhalt kostet beynahe gar nichts, indem sie mit verfaulten Fischen und andern Aesern, die man überall an den Gestaden der Flüsse findet, vorlieb nehmen müssen; den Sommer hindurch erhalten sie aber von ihren Eigenthümern gar nichts. Da man sie um diese Zeit zur Arbeit nicht nöthig hat, so streifen sie immer im Freyen herum und leben von der Jagd. So

bald hingegen mit dem Anfang des Winters der erste Schnee fällt, so kehren sie in die Wohnungen ihrer Herren zurück, und vertauschen ihre bisherige Freyheit mit der härtesten Sklaverey. Man spannt sie Paar und Paar vor die Schlitten; ein einzelner läuft aber voraus und bestimmt für die andern die Bahn, auf der er durch gewisse Töne, die ihm der Fuhrmann zuruft, geleitet wird. Dieser bedient sich keines Leitseils, sondern dirigirt seinen Zug vermittelst eines krumm gebogenen Stockes. Das Geschirr ist aus Leder verfertiget, und liegt hauptsächlich auf der Brust an, mit der die Thiere den größten Theil ihrer Last fortschieben. Wenn der Kutscher die erforderliche Geschicklichkeit besitzt, so geht dieses Fuhrwerk auserordentlich leicht und schnell. Man macht vermittelst derselben auf Kamtschatka alle Reisen, oft tief in Sibirien hinein, wobey aber die armen Hunde auserordentlich viel ausstehen müssen. Denn ihre Führer behandeln sie meistens sehr grausam und unbarmherzig, und füttern sie, auch bey den äusersten Strapazen, des Tags nur einmal. Wenn zuweilen die Lebensmittel ausgehen, und die guten Thiere nichts

zur

zur Stillung ihres Hungers finden können, so erheben sie ein klägliches Geschrey, welches das Gehör auf die widrigste Art afficirt. Im Nothfall fressen sie einander wohl selbst auf, oder fallen gar die Menschen an, die sie begleiten.

An wilden Thieren nähret diese Halbinsel eine große Menge, so daß die Natur die Hindernisse, die sie der Zucht der Hausthiere entgegen setzt, in diesen wieder zu vergüten scheint. Wölfe, Bären und Rennthiere, die in allen nordischen Ländern einheimisch sind, findet man auch hier überall in den Waldungen und Gebürgen; nur ist es Schade, daß die Inwohner von den letztern nicht den Nutzen zu ziehen wissen, den ihre Natur gestattet. *) Zobel, Hermeline, Füchse, Fischottern und

*) Darauf versteht sich keine Nation besser als die Lappländer, welche ihren ganzen Lebensunterhalt diesem Thiere abgewinnen. Von ihm ziehen sie Speise, Trank, Kleidung, Hausgeräthe, Waffen, — kurz alles, was sie, um ihr Daseyn zu erhalten, nöthig haben.

und mehrere Arten von Seebibern werden in Menge gefangen, und verschaffen durch ihre kostbare Pelzwerke dem Lande seinen wichtigsten Handlungsartikel. Auf den felsichten Bergen hausen Steinböcke und Gemsen, und neben ihnen Hasen, Vielfraße und mehrere auch bey uns einheimische Thiere aus dem Geschlechte der Ratten. An den Ufern des Meers tödtet man viele Seehunde und Seebären, von denen die Haut als Leder verarbeitet, das Fleisch aber gespeißt wird. An Fischen giebt es einen auserordentlichen Ueberfluß, besonders findet sich eine so ungeheure Menge von Lachsen, daß sie, wenn sie aus der See in die Flüsse hervor kommen, den Strom derselben zurück halten, und nach grossen Ueberschwemmungen bleiben ihrer so viele auf dem Lande liegen, daß der Geruch von ihren faulenden Körpern ganze Gegenden erfüllt. Auch von Hechten, Heringen, Aalen, Lampreten und Stockfischen wimmeln die Flüsse und die See, und zuweilen streifen die Wallfische aus den nördlichen Meeren ans Ufer, wo sie von den Einwohnern getödtet und zur Speise gebraucht werden. An den Flüssen

nisten Schwäne, Enten, Taucher und andere Wasservögel, und in den höhern Gegenden schwarze und weiße Adler und andere Raubvögel, ingleichem Lerchen, Schwalben und ähnliche kleine Geschöpfe aus dieser Klasse.

Bey diesem Ueberflusse wilder Thiere scheinen die Inwohner von der Natur selbst aufgefordert, ihre Hauptbeschäftigung und ihre Nahrung in der Jagd zu suchen, und sie befolgen auch diese Aufforderung insgesamt, und erwerben sich dadurch alles, was sie zur Erhaltung ihres Lebens bedürfen. Gewöhnlich tödten sie alle diese Thiere durch Schießgewehre; manche aber, die sie lebendig zu erhaschen wünschen, wissen sie mit aller Klugheit und Vorsicht geübter Jäger zu fangen. Dieß gilt besonders von Rennthieren. Man pflanzt im Winter um eine beträchtliche Strecke Landes Pallisaden, läßt zwischen denselben an gewissen Plätzen Oefnungen, spannt in dieselben ein starkes Netz, treibt die Thiere darauf los, und sie bleiben mit dem Halse oder mit dem Geweihe in dem Netze hängen. Auf eine noch viel einfachere Art bemächtiget man sich der Zobel, welche gewöhnlich im Anfange des

Winters gejagt werden. Verfolgt von den Hunden, suchen sie ihre Sicherheit auf einem Baume. Der Jäger nähert sich dem geängstigten Thiere mit einer Schlinge, und wirft ihm dieselbe, indem es freywillig den Hals gegen ihn ausstreckt, gleich als betrachtete es ihn als seinen Retter, um den Hals. Den Bären werden Fallen gelegt, die ihnen den Kopf zerquetschen, oder die Beine zerschlagen. Oft geht aber der Kamtschadale auch, mit einer Flinte und Lanze bewafnet, auf ihn auf den Anstand, und wenn es ihm nicht gelingt, das Thier durch den Schuß zu tödten, so ficht er gegen dasselbe mit der Lanze, wobey er freylich manchmal den Kürzern zieht. Eben so tödtet er auch die größern Seethiere.

Man kann sich kaum etwas ärmlicheres und dürftigeres vorstellen, als die Gebäude, welche der größte Theil der Kamtschadalen bewohnet. Ehemals hatten sie alle ihren Aufenthalt in elenden Erdhöhlen, welche von den Russen Jurten genannt werden, und noch trift man viele derselben in dem nördlichen Theile des Landes an. Da die Regierung viele verschütten

ließ, und die Erbauung von neuen verboten hat, weil ein Volk, so lange es so elend wohnet, keinen Schritt in der Kultur weiter kommen kann, so werden sie immer seltener. Diese Jurten bestehen in einem großen viereckigten in die Erde gegrabenen Loche, das an den Seiten mit Balken und Brettern bekleidet ist, deren Ritzen sorgfältig mit Erde oder Stroh verstopft sind. Einige Säulen, die sich aus der Tiefe erheben, tragen ein Dach, welches zur ebenen Erde anfängt, und die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat. An dem Gipfel des Daches eröfnet sich ein viereckigtes Loch, das den gedoppelten Dienst des Schornsteins und der Hausthüre leistet, in welchem letztern Falle man auf einer Art von Leiter hineinsteigt. Eine Reihe von Pallisaden umgiebt in einer kleinen Entfernung das Ganze, und schützt den Bewohner, theils vor der Gewalt des durch Sturmwinde herbey geführten Schnees, theils vor feindlichen Ueberfällen. Das Innere besteht aus einem einzigen Gemach, an dessen Seiten eine Erhöhung herumläuft, welche die Lagerstätte vorstellt, und in der Mitte steht der Feuerheerd. Da oft sehr viele Menschen in einem

sol-

solchem Loche beysammen wohnen, und sich aller natürlichen Bedürfnisse in demselbigen entledigen, so wagt es selten ein Europäer, wegen des ihm entgegen duftenden unausstehlichen Gestankes, hineinzusteigen. Abends verstopfen sie noch zur Erhaltung der Wärme die Hausthüre, und dann möchte man von dem gespannten Rauche umkommen.

Auch die überirdischen Gebäude der Kantschadalen, wenigstens die sogenannten Balaganen, die nur im Sommer bewohnbar sind, haben keine großen Vorzüge vor den Jurten. Sie bestehen in einer Reihe von Säulen, welche eine Höhe von ungefähr 12 Fuß haben, und eine aus Balken zusammen gesetzte, mit Thonerde gemauerte Decke tragen. Ueber diese erhebt sich in Kegelgestalt ein mit Stroh gedecktes Dach, welches das einzige Gemach des Hauses, worinn alles durcheinander lebt, ißt und schläft, umfaßt. In der Mitte ist der Feuerheerd, von dem der Rauch durch eine in der Spitze des Daches angebrachte Oefnung hinweggeführt wird. Das Licht fällt durch eine kleine Thüre von der Seite ein, durch die man, vermittelst eines Baums, in den elende Stuffen

gehauen sind, in das Gemach gelangt. Unter der Decke hängt man die Fische zum Trocknen auf, und dieser Platz ist hierzu in der That sehr bequem, weil er mit dem freyen Durchzuge der Luft einen beständigen Schatten vereinigt. Die Kolonnade, die das Ganze trägt, stellt den Stall der Hunde vor, welche, wenn man ihrer zur Arbeit nicht bedarf, an die Pfähle angebunden werden. — Was diese hungerigen Thiere nicht leiden müssen, indem sie stets eine Menge Fische über ihrem Körper hängen sehen, ohne einen derselben erschnappen zu können.

Die Isbas, oder die eigentlichen Winterwohnungen, sind unsern europäischen Häusern schon etwas ähnlicher, und auch in Absicht auf ihre innere Einrichtung viel bequemer. Die Seitenwände bestehen aus Balken, welche dicht auf einander gelegt und mit Moos verstopft sind, und ein mit Binsen oder Brettern bedecktes Dach tragen. Das Innere enthält zwey Gemächer, davon das eine die Wohnstube vorstellt. Die Fenster sind klein und aus geschabten Fischhäuten oder Blasen von Thieren zusammen gesetzt, durch die natürlich nur ein sehr mattes

Licht

Licht einfällt; bey wohlhabendern Leuten aber siehet man doch schon Fensterscheiben aus Marienglas. Breite, an der Seite befestigte Bänke, eine mit Bärenhäuten bedeckte Lagerstätte und ein ärmlicher Tisch machen das ganze Ameublement eines kamtschadalischen Zimmers aus. Die Wände sind meistens mit elenden Heiligenbildern verziert. Uebrigens herrscht auch hier die ekelhafteste Unreinigkeit und der abscheulichste Gestank.

Die Flecken und Dörfer sind aus lauter solchen Gebäuden, besonders von der letztern Art, zusammen gesetzt, und haben um deßwillen ein sehr dürftiges Aussehen. Zwar wohnen die Russen in Häusern von einer mehr europäischen Form, so wie auch die Kirchen und öffentliche Gebäude sich vor den andern auszeichnen; allein sie sind im Ganzen doch nicht viel besser, sämtlich von Holz gebaut und ohne äussere und innere Verschönerung. Deßwegen sind auch die sogenannten Städte dieser Halbinsel weiter nichts als Gruppen armseliger Hütten, unter denen die bessern sich blos durch ihre Größe unterscheiden. Die Hauptstadt Nischnei hat nur hundert und funfzig Gebäude, wel-

che um eine sogenannte Vestung her aufgeführt sind, deren ganze Stärke aber in einer blosen Einfassung mit Pallisaden besteht. Selbst die Kirche und die Wohnung des Kommendanten zeichnen sich blos durch ihre Größe aus. Noch unbeträchtlicher ist die Stadt Bolscheretzk, die auf einer Insel des Bolschaia Reka liegt, und beynahe aus lauter dürftigen Isbas besteht. Tief im Süden liegt der Hafen St. Peter und Paul, der einige öffentliche Gebäude und ungefähr 40 kamtschadalische Wohnungen hat, und wegen seiner bequemen Lage von der Regierung immer mehr in Aufnahme zu bringen gesucht, und wahrscheinlich bald der angesehenste Ort des Landes seyn wird. Im Winter erscheinen diese Städte und Flecken gar zu elend. Denn oft häufen die Orkane den Schnee so sehr gegen dieselben an, daß sie bis an die Spitzen der Häuser in ihn vergraben sind.

Die Bewohner dieser Halbinsel sind theils Fremde, theils Eingebohrne. Unter den letztern verstehen wir die eigentlichen Kamtschadalen, von deren Sitten und Charakter hier ausschliesend die Rede ist. An den nördlichen Gränzen sind sie mit den Koriäken, und an

den

den südlichen mit den Kurilen vermischt, welche letztere sich aber in Absicht auf Sprache und Lebensart so wenig von ihnen unterscheiden, daß beynahe alles das auch von ihnen gilt, was von den erstern gesagt werden kann. Die Fremden sind meistens Russen und Kosaken, welche sich theils im Civil= und Militärdienst des Staates, theils um der Handlung und des Feldbaues willen hier niedergelassen haben, und von allen Reisenden das Zeugniß empfangen, daß sie wegen ihrer Härte, Grausamkeit und Betrügerey gegen die armen Eingebohrnen mit allem Rechte die Geisel derselben genannt zu werden verdienen.

Unter den Russen trift man viele Exulanten an, das heißt, Leute, welche gewisser Verbrechen halber aus ihrem Vaterland verbannt und auf diese Halbinsel geschickt worden sind, um unter dem Drucke eines rauhen und unfruchtbaren Erdstrichs für ihre Uebertretungen zu büßen. Unter diesen Verwiesenen hat besonders ein gewisser russischer Edelmann, Namens Iwaschkin, als ein trauriges Opfer des Despotismus, und durch die Stärke des Geistes, womit er sich seiner unglücklichen Lage an=

zuschmiegen wußte, die Aufmerksamkeit aller neuern Reisenden auf sich gezogen. Dieser merkwürdige Mann diente in seiner Jugend, während der Regierung der Kaiserin Elisabeth, als Sergeant unter einer Garde. Dieser Posten gestattete ihm täglichen Zutritt zu der Monarchin, und eröfnete ihm, zumal da er ihre Gunst im vollsten Maase besaß, die schönsten Aussichten in die Zukunft. Aber da in der Welt nichts unsicherer und wandelbarer ist als die Gnade ihrer Großen, so verschwand auf einmal der glänzende Schimmer seines Glückes, und er stürzte plötzlich von dem beneidenswerthesten Standpunkte in das bemitleidenswürdigste Elend herab. Er wurde in Verhaft genommen und gleich dem ärgsten Verbrecher zur Knute verdammt. Man schlitzte ihm die Nase auf, und verbannte ihn auf sein ganzes Leben nach Kamtschatka. — Und niemand, ja er selbsten wußte das Verbrechen nicht einmal, womit er diese schreckliche Strafe verdient haben sollte. War es eine unvorsichtige Rede, die ihm entfuhr, oder ein Mißverständniß, oder ein Streich seiner Feinde und Neider, — kurz, ein Verbrechen war es nicht, was ihn so un-

glücklich machte. Als er in Kamtschatka angekommen war, wurde er mit unerhörter Grausamkeit behandelt; sogar die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden ihm entzogen; er mußte sein tägliches Brod eben so erwerben wie die Hochverräther, Mörder und Straßenräuber, die gleiches Schicksal mit ihm theilten. Aber bald wurden seine Peiniger inne, daß man einen weisen und gerechten Mann zwar kränken und mishandeln, daß man ihm aber nie die Stärke des Geistes und den Muth rauben könne, die ihn über alle äusere Zufälle erheben. Iwaschkin mischte sich unter die Eingebohrnen seines neuen Aufenthaltes, lernte ihre Sprache, vertauschte seine europäische Kleidung mit der ihrigen, nährte sich eben so wie sie mit Jagd und Fischfang, wurde ein völliger Kamtschadale, und erwarb sich durch seine Redlichkeit und Klugheit ihre Liebe und ihr Zutrauen. So lebte er viele Jahre, und so lebt er vielleicht noch. Als man ihn zur Erleichterung seines Schicksals in eine mildere Provinz versetzen wollte, so lehnte er es durch die Erklärung ab, daß er es unmöglich über sich gewinnen könne, die Zeichen seiner Entehrung in

einer

einer andern Gegend zur Schau zu tragen, und ein braves, bidres Volk zu verlassen, das ihn einer Achtung und einer Anhänglichkeit werth halte, die er sonst nirgens zu finden hoffe. Er wohnt zu Werchnoi-Kamtschatka im südlichen Theile des Landes, wird von allen Reisenden besucht und mit Wohlthaten überhäuft, und dient ihnen durch seine Gefälligkeit und durch seine Kenntnisse.

Die Nation der eigentlichen Kamtschadalen ist gar nicht zahlreich, und vermindert sich mit jeden Jahren immer mehr, so, daß dieselbe, wenn ihre Abnahme in dem bisherigen Verhältnisse fortdauert, nach einem kurzen Zeitverfluß ganz mit Russen und Kosaken vermischt seyn, und als kein besonderes Volk mehr bestehen wird. Den Hauptstoß bekam sie im Jahre 1767 da ein Matrose, der mit einem rußischen Schiffe von Ochotzk ankam, die Blattern ins Land brachte, die sich so schnell verbreiteten, und in einer Zeit von 2 Jahren eine so schreckliche Verheerung anrichteten, daß drey Viertel der ganzen Nation, oder 5368 starben; und als man einige Jahre später eine Volkszählung vornahm, so fanden sich auf dem

festen

festen Lande nicht mehr als 706, und auf den kurilischen Inseln nur 114 Familien steuerbarer unvermischter Kamtschadalen. Da sich ihre Töchter häufig an die angesiedelten Fremdlinge verheurathen, ihre Ehen im Durchschnitte nicht fruchtbar sind, und der Despotismus und die Bedrückungen der Russen so manche Bedingung einer wachsenden Bevölkerung hinweg nehmen, so hat unterdessen die angegebene Volkszahl noch um ein Beträchtliches mehr abgenommen.

Die Kamtschadalen sind, wie alle Völker des tiefern Nordens, klein von Statur. Ihre Männer messen höchstens fünf Fuß; aber ihr Körper ist breit, rund, untersetzt und fleischigt. Sie haben flache, breite Gesichter, kleine, tiefliegende Augen, eingedrückte Nasen und weit hervorstehende Backenknochen. Ihre Haare sind schwarz und kurz, und ihre Gesichtsfarbe fällt ins Tiefbraune. Dabey haben die Männer beynahe gar keinen Bart. Man findet weder unter diesen, noch unter dem weiblichen Geschlechte eine Form, die nach unsern Begriffen von Schönheit auch nur erträglich

lich wäre. Alle ihre Bewegungen sind unbehülflich, träg und langsam.

Es hat noch kein Beobachter diese Nation besucht, der ihr nicht das Zeugnis gegeben hätte, daß sie an natürlicher Gutartigkeit alle andere nordische Völker übertreffe, und daß man unter ihr nie die Züge von Grausamkeit, düsterm Mißtrauen und Dieberey bemerke, die besonders ihre Nachbarn, die Koriäken charakterisiren. Sie haben im Durchschnitte einen entscheidenden Hang zur Ruhe, Unthätigkeit und Bequemlichkeit. Ihr Blut geräth selten in Wallung. Sie sind stets mit der Welt und mit sich selbst zufrieden, wenn sie nur ungestöhrt auf ihrem Lager rasten können, und unfähig, einen verbrecherischen Streich auszuführen, der einige Ueberlegung und Anstrengung des Geistes voraussetzt. Dadurch entsteht bey ihnen eine Gutmüthigkeit, eine Sanftmuth und eine Friedfertigkeit, die sie zu den verträglichsten Geschöpfen macht; dadurch entsteht aber zugleich die ihnen eigene Gefälligkeit gegen Unbekannte, und die Freygebigkeit, mit der sie die Reisenden nicht nur mit Speise und Trank, sondern wohl gar auch mit kostbarem Pelzwerke überhäufen. Aus

dem=

demselben Grunde bleiben sie in allem gerne der våterlichen Sitte getreu, und kopiren von den Europåern, die mit ihnen vermischt sind, weniger als andere rohe Vőlker, die Unarten und Laster der feinern Welt. Desto fester bleiben sie aber auch an den Thorheiten und moralischen Fehlern hången, die unter ihrem Himmelsstriche von jeher Sitte waren.

So viel die Regierung bisher gethan hat, sie zum Ackerbau und zur Viehzucht zu ermuntern, so wenig sah sie dadurch bewirkt. Die auslåndischen Ansiedler mőgen neben ihnen arbeiten und gewinnen; das låßt sie ganz gleichgůltig. Die faule Art findet es weit zutråglicher, nichts zu thun, oder sich hőchstens zuweilen ein wenig auf der Jagd zu zerstreuen, als die Hand an der Hacke, oder den Fuß im Acker zu ermůden. Sehen sie ihren Nachbar etwas arbeiten, so kommen sie ihm gleich zu Hůlfe, theils, damit er sich nicht zu sehr anstrengen důrfe, theils, damit sie in dem nåmlichen Falle auch auf seine Unterstůtzung Anspruch håtten. Ja, ihre sorglose Trågheit geht oft so weit, daß sie sich nicht in Bewegung setzen kőnnen, um den zu ihrer Erhaltung nőthigen Vorrath

von

von Lebensmitteln für den Winter einzusammlen; eine Versäumnis, die sie natürlich oft dem Hungertode nahe bringen muß. Aus ihr entsteht auch die eckelhafte Unreinlichkeit, die in ihren Häusern und in all' ihren Geräthschaften herrschet, und oft auf einen so hohen Grad getrieben ist, daß sie die wißbegierigsten und die habsüchtigsten Europäer von ihnen zurücke stößt.

Die Neigung zum Trunke, und insbesondere zum Brandtewein haben die Kamtschadalen mit allen nördlichen Völkern gemein. So lange sie mit der letztern Art von Getränk versehen sind, kümmern sie sich sonst weiter um gar nichts, und befinden sich in einem steten Rausche. Man kann vermittelst desselben alles von ihnen erhalten, was sie haben, und eigennützige Europäer nützen diese Leidenschaft oft genug zu ihrem großen Schaden. Sie erhalten von ihnen für ein Glas Brandtewein oft die kostbarsten Pelzwerke. Ja, manche Russen sind sogar niederträchtig genug, sie erst berauscht zu machen, und ihnen dann ihren ganzen Vorrath von Fuchs- und Zobelbälgen zu stehlen. Dadurch gerathen die armen Leute oft in die

hülfloseste Lage. Ihr einziges Vermögen ist im Taumel einer wilden Leidenschaft verschwendet; sie wissen ihre Bedürfnisse, und besonders ihre Abgaben an die Regierung, die mit der äusersten Strenge eingetrieben werden, nicht mehr zu bestreiten; sie sehen sich auf allen Seiten verlassen, und retten sich aus ihrer Verlegenheit durch — einen freywilligen Tod; eine Entschliessung, die sie leicht fassen, und mit aller Kaltblütigkeit vollziehen. Diese Neigung zum Trunke ist übrigens bey den Frauenzimmern eben so gemein, als bey den Männern.

Jene, die Frauenzimmer, sind sehr empfänglich für alle Arten von Zerstreuungen und Vergnügungen, zur Heiterkeit und zum Frohsinn gestimmt, lieben Tanz und Musik, und betragen sich gegen das männliche Geschlecht mit einer Freyheit und Zudringlichkeit, die sie bey uns, nach unsern strengern Begriffen von weiblicher Züchtigkeit, bald genug in den schlimmsten Ruf bringen würden. Vielleicht suchen sie hierinn Entschädigung für ihr hartes Schicksal, das sie zur schimpflichsten Sklaverey verdammt hat. Ihre Männer, unfähig für die Empfin-

dungen reiner, geistiger Liebe, betrachten sie als ihre leibeigene Mägde, die blos dazu vorhanden sind, ihnen Bequemlichkeit und Vergnügen zu verschaffen, ohne selbst weder das eine noch das andere zu geniessen. Während sich diese die Zeit mit Schlafen, Trinken und Nichtsthun vertreiben, müssen sie die Angelegenheiten der Wirthschaft besorgen, und die Bedürfnisse der Familie nicht bloß zubereiten und austheilen, sondern sogar auch größten Theils herbeyschaffen. Selbst die Einsammlung der Früchte, Kräuter und Wurzeln, die man auf den Winter nöthig hat, ist ihr Beruf, und der Mann trägt nur durch Fischfang und Jagd, die ihm eine unterhaltende Beschäftigung geben, zur Vermehrung des Vorraths in den Magazinen bey. Bey jener Arbeit verbreiten sie sich gewöhnlich schaarenweise auf den Feldern, und maßen sich das Recht an, allen nur möglichen Unfug zu verüben, und besonders jede Person männlichen Geschlechts, die ihnen unter den Weg kommt, mit einer tüchtigen Tracht Schläge nach Hause zu schicken. Eine traurige Rache der Härte und Tyranney, unter der sie seufzen. Ihr Schicksal wird noch um so härter, daß auf

Kamtschatka, auch in dem Falle der unerträglichsten Mißhandlung, keinem Weibe die Hofnung übrig bleibt, ihres Peinigers anders, als durch den Tod los zu werden. Denn die Ehen sind hier schlechterdings unauflöslich. Selbst der Fall des Ehebruchs trennt sie nicht, weil nie darüber Klage geführt wird, indem man es mit der ehelichen Treue so wenig genau nimmt, daß Eifersucht auf Kamtschatka eine ganz unbekannte Leidenschaft zu seyn scheinet. Die Mädchen werden sehr früh mannbar, gebähren schon im zehnten und elften Jahre, und blühen auch früh wieder ab. Die Geburten gehen meistens leicht und ohne fremde Hülfe von statten. Manche Kinder erblicken das Licht der Welt auf freyem Felde, in welchem Falle die Mütter die Nabelschnur ohne Weiteres mit Haaren unterbinden, die sie sich aus dem Kopfe reissen. Sie säugen ihre Kinder oft bis ins vierte und fünfte Jahr.

Die gemeinste Speise gewähren die unzählichen Arten von Fischen, welche theils in den Flüssen des Landes, theils an den Ufern der offenbaren See gefangen werden. Da man sich dieses Nahrungsmittel ohne die geringste Mühe

verschaft, und auch die Zubereitung desselben sehr leicht und einfach ist, so wird es auf den Tafeln dieses trägen Volkes noch lange vor allen andern den Vorzug behaupten. Viele Fische werden ganz roh gegessen. So bald der Kamtschadale sie erhascht hat, reißt er ihnen die Kiefer ab, oder schneidet sie in Stücken, und verzehrt sie, noch blutend und zuckend mit größtem Appetit. Die gedörrten Fische aber werden theils gesotten, theils gebraten, und wohl auch, wenn sie die erforderliche Mürbigkeit haben, roh aufgestellt. Für das leckerhafteste Gericht gilt eine Art von Lachsen, welche man so lange in die Erde gräbt, bis sie in völlige Fäulnis übergegangen sind. Ein Europäer findet ihren Gestank unausstehlich; für den Kamtschadalen aber ist er der kitzlendste *haut gout*. Aus dem Pflanzenreich benützt man besonders die Saranawurzel für die Küche. Nachdem sie getrocknet und zermalmet worden, verfertiget man aus dem Mehle eine Art sehr nahrhafter, gesunder und wohlschmeckender Kuchen, welche die Stelle des Brodes vertreten. Aus dem Knoblauche wird ein scharfer, widriger Trank abgezogen,

den

den man entweder lauter genießt, oder als Brühe zu Fleischspeisen gebraucht.

Die Kleidung der Kamtschadalen ist genau nach dem Bedürfnisse berechnet, und deßhalb hauptsächlich zum Schutze gegen die Kälte eingerichtet. Im höchsten Winter, wenn diese am strengsten ist, sehen sie vorzüglich auf die Verwahrung des Kopfes durch eine große Pelzmütze, durch eine Halsbinde von Zobel- oder Fuchspelz und durch ein Stirnband, das aus demselben Stoffe oder auch aus Seeotterfell gemacht ist. Auf dem blosen Leibe tragen sie ein kurzes und enges Hemd, und über demselben ein weites Oberkleid, das aus Rennthierhäuten oder anderm Pelzwerke gemacht, und auf der einen Seite gegerbt ist. Die Füße sind mit Beinkleidern aus eben diesen Materialien bedeckt, und den untern Theil derselben zieren Stiefel aus Robben- oder Rennthierhäuten. Die Tracht der Frauenzimmer hat wenig Unterscheidendes; nur ahmen sie in vielen Stücken die russischen Moden nach. Im Sommer werden die Kleider etwas verändert. Der Oberrock und die Beinkleider bestehen alsdann aus Häuten ohne Haare, und die Stiefel aus Zie-

gen- oder Hundsfellen; die Pelzmütze wird aber immer beybehalten. Bey wohlhabenden Leuten, oder auch an Festtägen siehet man schon Beweise von einem über alle Erwartung großen Luxus. Die Damen tragen wohl Hemden und Röcke von Seiden, und die Herren Oberkleider von Samt, — Stoffe, welche hier um einen auserordentlich hohen Preis erkauft werden müssen. — Der Anzug der Kinder ist sehr einfach und sonderbar. Sie tragen ein den ganzen Körper bedeckendes Kleid von Rennthierhaut, das überall so fest anschließt, daß sie in dasselbe eingenäht zu seyn scheinen.

Der allen Völkern der Erde gemeine Ausdruck froher Heiterkeit, der Tanz, wird von den Kamtschadalen sehr geliebt. So bald eine Gesellschaft zusammen kommt, um sich einen vergnügten Tag zu machen, so fängt gleich ein Theil derselbigen an, einen äuserst einfachen und monotonischen Gesang, dessen Text gewöhnlich ohne Sinn ist, zu intoniren, und die übrigen drehen sich unter einander herum, indem sie zugleich dumpfe, schwerfällige Töne hervorpressen, die den Takt ihrer Bewegungen bezeichnen. Ursprünglich war jeder

Tanz Pantomime, und auch in unsern deutschen Tänzen ist es, besonders unter dem Landvolke, wo sie am wenigsten ausgeartet sind, noch bemerkbar, daß sie das Sträuben eines verschämten Mädchens gegen das Zudringen ihres Liebhabers ausdrücken. Auf Kamtschatka aber haben sie einen ganz andern Gegenstand. Sie ahmen die verschiedenen Leidenschaften und Bewegungen der Thiere nach, die man auf der Jagd verfolgt, und unter diesen insbesondere die Bären. Das Brummen, der träge, tölpische Gang, der Angriff, die Vertheidigung, die Wuth dieses Thieres — wird zum Bewundern genau ausgedrückt. Dadurch verlieren aber die hiesigen Tänze alle Aehnlichkeit mit den unsrigen, und werden ein so buntes und sonderbares Gemische von Bewegungen, Schwenkungen und Sprüngen, die ein Europäer nicht ohne Lachen ansehen kann.

Unter einem Volke, das von den künstlichen Giften des Luxus und der Verfeinerung einen nur so geringen Theil genießt, durch ein rauhes Klima und eine eben so rauhe Lebensart abgehärtet ist, und nicht so, wie wir, durch tausend heftige Leidenschaften verzehrt wird,

 müs-

müssen die unzählichen Krankheiten, die uns von Jugend auf verfolgen, und größtentheils Wirkungen unser Entfernung vom Pfade der Natur sind, nothwendig selten seyn. Der Kamtschadale wird — in der Regel — gesund und stark gebohren, wächst schnell und derb empor, und bleibt gesund bis seine Kräfte, durch ihre natürliche Abnutzung, allmählich dahin schwinden. Man findet hier wenige verstümmelte, hinkende und krüppelhafte Menschen, und diese wenigen sind es meistens durch Unglücksfälle auf der Jagd und ungeschickte Kuren geworden. Der häufige Gebrauch des Knoblauchs und der daraus abgezogenen Säfte verwahrt sie vor faulenden und andern ansteckenden Krankheiten. Am häufigsten zeigen sich Lungensucht und äusere Geschwüre, welche letztere gemeiniglich eine Folge ihrer Unreinigkeit sind. — Es ist aber ein Glück für dieß gute Völkchen, daß es so wenig an Krankheiten leidet, da es in Absicht auf chirurgische und medicinische Kenntniß ganz unwissend, und — was noch mehr Schaden stiftet — voller Aberglauben und Vorurtheile ist. Aeusere Schäden werden ohne Weiteres durch Abhauen und Einschnei-

schneiden geheilt, welche letztere Operation man gewöhnlich vermittelst eines spitzigen Steines verrichtet. Die Bärenwurzel gilt für alle Verwundungen als Universalmittel. Da die Leute bemerkt haben wollen, daß der Bär, wenn er eine Verletzung erhalten hat, sich auf dem Kraute derselbe wälze, oder es zu seiner Heilung fresse, so glauben sie, daß es in dem menschlichen Körper die nämliche Wirkung haben müsse. Gegen innere Krankheiten bedienen sie sich der Hülfe gewisser Zauberer, die unter dem Namen der Schamanen sehr viel Unheil stiften, und durch übernatürliche Weisheit die Kunst besitzen wollen, den kranken Körper gesund zu machen. Durch die Anstalten und Vorstellungen der Russen, so wie auch durch eigene Erfahrungen belehrt, haben aber diese Betrüger einen großen Theil ihres Kredits verlohren. Allein an ihrer Stelle treten nun alte Weiber mit denselben Anmassungen auf, und prellen und morden das arglose Volk eben so wohl als ihre Vorläufer.

Der Religionszustand der Kamtschadalen könnte kaum elender und bemitleidenswerther seyn, als er in der That ist. Seitdem die

Russen diese Halbinsel entdeckt haben, machten sie sich ein Hauptgeschäfte daraus, unter den Einwohnern derselben das Christenthum zu pflanzen, und ihre Bemühungen hatten auch den Erfolg, daß nun — wenn man nämlich den Namen für die Sache gelten lassen will — ihr Glaube als die herrschende Religion angesehen werden kann. Man findet überall in dem ganzen Lande Popen oder russische Priester ansässig, welche einem Vorsteher untergeordnet sind, der seinen Sitz zu Nischney hat, und von dem Erzbischoffe von Irkutzk abhängt. Man zählt 8 Hauptkirchen, in welche die sämtlichen Bewohner des Landes eingepfarrt sind. Aber, wie gesagt, den Namen ausgenommen, haben sie beynahe kein Merkmahl des Christenthums, wenn man nicht die Taufe und das mechanische Anbeten der Heiligenbilder, die sie in ihren Zimmern aufgestellt haben, dafür gelten lassen will. Sie kennen nicht einmal die ersten Grundlehren des Evangeliums, und von der Uebung seiner Pflichten kann ohnehin bey einem Volke keine Rede seyn, das für keinen andern Bestimmungsgrund seiner Handlungen empfänglich ist, als für die For-

derungen seiner Sinnlichkeit. Diese Unfruchtbarkeit einer Religion, die schon bey so manchem andern Volke den ersten Grund zur höhern Kultur seiner Seelenkräfte gelegt hat, ist eine unvermeidliche Folge des Charakters ihrer Lehrer. Denn die hiesigen Popen sind die unwissendsten und sittenlosesten Leute von der Welt. Ihre Religionsbegriffe sind so roh als sie irgendwo bey dem Pöbel seyn können. Sie betrachten ihre Aemter so, wie jeder andere Mann sein Handwerk, als Erwerbsquelle, und nähern sich ihren Zuhörern nur, um ein Almosen von ihnen zu erpressen, oder sich auf ihre Kosten zu berauschen. Unter der Maske des Religionseifers und der Proselytenmacherey erlauben sie sich die gröbsten Bedrückungen und Ungerechtigkeiten gegen die armen Kamtschadalen. Wer kann es diesen also verüblen, wenn sie gegen eine Religion gleichgültig sind, oder sie wohl gar im Herzen hassen, deren Diener sich durch ihre Habsucht und durch ihre Laster so verächtlich machen? —

Diese Fälle treten auch nur allzuhäufig ein. Denn sehr viele Kamtschadalen beten ihren alten Nationalgott Kutka an, versichern sich

bey

bey wichtigen Unternehmungen seiner Unterstützung, und bringen ihm Zobel und andere Thiere zum Opfer. Manche vereinigen in ihrer Einfalt diesen Götzendienst mit dem Christenthum, und beten in einer Stunde mit derselben Andacht zu Kutka und zu einem russischen Heiligen. Deßhalb sind auch die Schamanen, welche von der besagten Gottheit begeistert zu seyn vorgeben, noch immer im Stande, ihr betrügerisches Spiel fortzusetzen. Zwar ist die Regierung zu wachsam über sie, als daß sie es wagen dürften, so wie ehemals, öffentlich in ihrer magischen Kleidung aufzutreten. Aber desto öfter sammlen sich die aberglaubischen Kamtschadalen im Stillen um sie her, schreyen und singen sich heiser, während der Zauberer in ihrer Mitte sein Hokuspokus macht; bewundern die Bockssprünge und Grimassen des Vertrauten der Gottheit, und horchen in ehrfurchtsvoller Stille den Lügen, die er ihnen auf Eingebung des höchsten Geistes vorträgt.

Die Sprache dieses Volks hat sehr viel Aehnlichkeit mit der mongolischen, und führt um deßwillen, auser andern Gründen, auf eine siche-

sichere Spur von seiner Abstammung. Sie ist hart, rauhschallend, hohl, gebrochen und wird in jedem Dorfe wieder in einem andern Dialekte gesprochen.

Kamtschatka, ein Theil des großen russischen Reiches, ist seit dem Jahre 1775 der Irkutzkischen Statthalterschaft einverleibt. Die Kommendanten der Städte und Dörfer, die von einander ganz unabhängig sind, stehen sämtlich unter den Kommendanten und Gerichtshöfen von Ochatzk, und diese unter dem Generalgouvernement von Irkutzk. Die wichtigste obrigkeitliche Stelle ist das Amt des Generalinspektors der Halbinsel, welcher darüber zu wachen hat, daß Ordnung, Ruhe und Sicherheit erhalten, die Gesetze respektirt und die Ausbildung der Nation immer mehr befördert werde. Deßhalb reiset er alljährlich in den Flecken und Dörfern umher, hört die Klagen und Beschwerden der Inwohner, schlichtet ihre Streitigkeiten, bestraft die Uebertreter, sucht Handlung, Jagd und Ackerbau in Aufnahme zu bringen, ermuntert die Trägen zur Arbeitsamkeit, treibt die rückständigen Steuren herbey und untersucht den Zustand der Wege, Brücken

cken und übrigen öffentlichen Anstalten. Die Kommendanten der Dörfer sind meistens Leute von der Armee, welche, wenn sie als Officiere hingeschickt werden, gedoppelten Sold beziehen. Unter ihnen stehen die sogenannten Tojons, welche mit unsern Dorfschultheißen eine Aehnlichkeit haben. Sie werden von den Kamtschadalen aus ihrer Mitte gewählt, und sorgen für die Policey, die Einziehung der Steuren und die Vollstreckung der Regierungsbefehle in ihrem Amtsbezirke.

Die Abgaben bestehen in einer Art von Kopfsteuer, welche auf die Kinder sowohl als auf die Alten umgelegt, und nicht in Geld, sondern in Pelzwerk entrichtet wird.

Streitigkeiten und Processe von einiger Erheblichkeit werden vor besondern Gerichtshöfen nach russischen Gesetzen abgewandelt. Die Todesstrafe ist hier sowohl als in allen andern Staaten der russischen Monarchie abgeschaft. Verbrecher werden gewöhnlich durch Schläge gezüchtiget; ein Strafmittel, das den europäischen Tyrannen, die hier ihr Wesen treiben, Gelegenheit genug verschaft, ihre rohe Gefühl-

losig-

losigkeit und ihre unmenschliche Härte zur Schau auszubieten.

Sprüche der Weisen. *)

(Für die Stunden des ernsten Nachdenkens.)

Reise nicht auf der Heerstraße. — Zerhaue das Feuer nicht mit dem Schwerde. — Reiche nicht Jedermann deine Rechte. — Berühre, wenn es donnert, die Erde. — Bleibe nicht auf der Schwelle stehen. — Zeige nicht nach den Sternen mit den Fingern.

Pythagoras.

Die

*) Den Frauen und Jungfrauen, die diese Sprüche langweilig finden, und keinen Gebrauch davon zu machen wissen, dient es zum Troste, daß sie sich vermittelst derselben doch in dem Falle, wenn ihnen ein Stammbuch überreicht wird, leicht aus ihrer Verlegenheit helfen können.

Die Uebung macht mehr Leute tugendhaft als die Natur.

Demokrit.

Willst du reich seyn, so bemeistere deine Begierden, und du wirst bald erfahren, daß du keinen Mangel mehr hast.

Epikur.

Das Leben ist ein Uebel für den glücklichen Bösewicht, und ein Gut für den unglücklichen Rechtschaffenen. Denn es wird zum Gute oder Uebel, nicht durch eine vorübergehende Beschaffenheit, sondern durch sein Verhältniß zu seinem Zwecke.

Rousseau.

O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen. Da kennt, da versteht man einander; da geht einem so alles ans Herz. Da soll man einander lieb seyn, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist. Da ist es so still. Da ist nichts Fremdes und kein Schulgewühl.

Lienhard und Gertrud.

Willst du den Unterschied zwischen einem Weisen und einem Thoren sehen, so schicke sie beyde nackend in ein fremdes Land.

Aristipp.

Me-

Niemand kann rechtschaffen seyn, wer Tod, Schmerz, Verbannung und Armuth fürchtet, oder das Gegentheil derselben für schätzenswerther hält, als das Bewußtseyn, die Stimme des Gesetzes erfüllt zu haben.

Cicero.

Ich möchte lieber der Kammerdiener eines Mannes wie Fenelon *) als der erste Pair von Frankreich seyn.

Rousseau.

Der Fleiß eines Müssiggängers ist schnell und heftig; wie schwere Körper, die zur Schnelligkeit gezwungen werden, sich mit einer ihrem Gewichte angemessenen Heftigkeit bewegen.

Johnson.

Ich vergebe alle Uebertretungen, nur die meinigen nicht.

Cato.

Meine Lästerer machen sich um mich verdient. Denn ich sehe mich durch sie ermuntert, sie

*) Der bekannte Verfasser des Telemachs, Erzbischoff von Cambray, einer der weisesten und tugendhaftesten Menschen seiner Zeit.

sie durch meine Reden und Handlungen Lügen zu strafen.

Philipp der Macedonier.

Die Aufklärung (und die sittliche Kultur) steigen nur allmählich empor. Lange harren sie in der niedern Gegend. Manche Staaten gleichen deßhalb den Alpengebürgen. Wohlthätige Fruchtbarkeit weilt in der Mitte, und die Gipfel bleiben kahl.

Sturz.

Die sogenannten guten Gesellschaften, die Zirkel abgeschliffener Leute bestehen gewöhnlich aus Menschen, bey welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräge mehr kenntlich ist; die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen, wie eine Bürde, fortschleppen, — sie sind auf der Leiter der Wesen nur eine Sprosse höher als die Puppen im Uhrwerke, die, auf ihrer Walze befestiget, sich ewig in der nämlichen Schwunglinie drehen.

Sturz.

In eben der Minute, da wir mit Enthusiasmus sagen: Kein Mensch ist weder edel

noch

noch frey, der den Begierden gehorchet, — ergreift die Begierde lächelnd das Seil, und führt uns — wohin es ihr gefällt.

Salzmann.

Alle Eigenschaften einer Assemblee der vornehmen Welt sind in einem Bowl Punsch begriffen. Der Punsch ist ein Getränk, welches aus einem Spiritus aus scharfen, säuerlichten Säften, aus Zucker und aus Wasser besteht. Der Spiritus, welcher leicht verraucht und welcher brennt, ist das wahre Bild der Lebhaftigkeit und des Witzes. Die Schärfe des Citronensaftes ist dem Beissenden des Tadels ähnlich. Der Zucker ist das Bild der Schmeicheley und des Nachgebens. Das Wasser gleicht dem geschmacklosen Geschwätze.

Johnson.

Andere mögen ihre Weisheit setzen, worein sie wollen; dieß soll meine Weisheit, mein Ruhm und mein Glück seyn, daß ich Gott fürchte, und recht thue, und auf eine bessere Welt hoffe.

Spalding.

Seine Leiden tragen mit Gedult, zeugt von Seelenstärke; sie verschweigen — von Helden-

muth; sie zur Besserung nützen — von Engelskraft; mitten durch sie hin noch empfänglich bleiben des Mitgenusses der Freude unsrer Brüder — von Christus Sinn und Geist.

Lavater.

Zur Zeit der Pest hütet ihr euch, keinem Angesteckten nahe zu kommen; ihr sitzet neben keinen solchen; ihr fliehet seine Ausdünstung. Eben so sorgfältig laßt uns in der Wahl unsrer Freunde handeln, und erst genau untersuchen, ehe wir ihnen die Hand bieten, ob sie nicht durch die sittliche Pest vergiftet seyen.

Seneka.

Wohlthaten austheilen heißt, die Götter — Vortheile davon erwarten, die Wucherer nachahmen.

Seneka.

Viele verherrlicht das Schicksal, indem es sie schlägt.

Seneka.

Unser Herz macht allein sein Glück.

Göthe.

So eine wahre, warme Freude ist nicht in

der

der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich einem öfnet.

Göthe.

Die Eigenliebe ist eine vortrefliche Koloristin, wenn wir in der Abschilderung unseres werthen Selbsts auf diejenigen Theile kommen, welche wir lieber in den dunkelsten Schatten stellen möchten. Sie besitzt ganz eigene Geheimnisse, diese Theile so zu beleuchten und zu nuanciren, daß sie dem Ganzen den möglichst kleinen Schaden thun; ja sie findet wohl gar Mittel, die schönern Theile dadurch zu erheben, und uns glauben zu machen, das Ganze gewinne durch die Fehler selbst.

Wieland.

In unserm Herzen thront die Wahrheit, und unsere Triebe sind der Schwerpunkt, gegen welchen alle Erkenntnis gravitirt, von welchem sich der Verstand nie entfernen kann, ohne durch ihre anziehende Kraft sogleich wieder gegen den Punkt hingerissen zu werden, von welchem er sich entfernen wollte.

Weishaupt.

Die stärksten Pflanzen sind nicht allemal die, welche am geschwindesten wachsen. So ist

auch meistens die Freundschaft nicht fest und dauerhaft, wenn sie nicht langsam entstanden ist. Wer schnell liebet, ist beständigen Trennungen unterworfen.

Toussaint.

Der sicherste Weg zur Ehre ist, tugendhaft zu seyn, ohne einen Ruhm darinn zu suchen.

Socrates.

Die Mannspersonen haben den Fehler, ihre Bewunderung zu versagen, wo man sie dazu auffordert; wo man sie aber zu vermeiden scheint, da pflegen sie solche gern zu leisten. Die sich entfernenden Grazien haben allezeit am meisten angezogen.

Ungenannt.

Ich werde euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaß geben; doch denkt von mir, was ihr wollt. Unsere Meynung von einander kann euch und mich nicht schlechter machen, als wir in der That sind.

Diogenes.

Liebe zur Einsamkeit verräth Verwandtschaft des Geistes entweder mit den Göttern oder mit den Thieren.

Plato.

Mein Leben ist eine beständige Bemühung, die in mir eingewickelten Fähigkeiten abzuwenden. Meine Kräfte arbeiten unaufhörlich an ihrer eigenen Verbesserung. Ich mag als Säugling oder als Greis sterben, ich gehe allemal ausgebildeter von hinnen als ich hergekommen bin. Und der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht größer als der vom Schulknaben zum Neuton.

Mendelssohn.

Kein gemeiner, kein schädlicher Gedanke wird in uns aufsteigen können, so bald wir vernünftige Achtung für uns selbst haben.

Zimmermann.

Ich weiß, aus welchen Fehlern unsre Tugenden fliessen! —

Lessing.

Die Menschen sündigen nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in sie gefahren ist.

Talmud.

Die Denkart des Menschen kann von einem Punkte der Peripherie zu dem entgegengesetzten übergehen, und wieder zurück zu dem vorigen

Punkte, wenn die Umstände ihm den Bogen dahin vorzeichnen.

Claudius.

Mir genüget ein Heerd, ein schwarz beräuchertes Obdach,
Wasser, frisch vom Quell, kunstlos gewachsenes Gras.
Satt sey mein Knecht; nicht allzugelehrt mein Weib. Mir erscheine
Mit der Nacht der Schlaf, ohne Processe der Tag.

Martial.

„Wodurch kann ich mich am beßten an meinen Feinden rächen?" — Durch das, was deinem Feinde am empfindlichsten ist, wenn du selbst ein vortreflicher Mann wirst.

Diogen.

Ich habe das Glück genossen, gewahr zu werden, daß ich täglich besser ward!

Sokrates.

Unglücklich ist der Mann, der über den Grad geliebt seyn will, als Menschen lieben können. Es sey Empfindlichkeit des Herzens, es sey Stolz, welcher dabey zu Grunde liegt; immer

immer wird diese Begierde nach dem höchsten Ideal von Freundschaft ihn unzufrieden mit den Freunden machen, die er wirklich hat, und zuletzt, so groß auch seine Verdienste seyn mögen, diese von ihm entfernen.

Garve.

Es ist überall nichts in der Welt, und überhaupt auch auser derselben zu denken möglich, was an und für sich gut wäre, als allein ein guter Wille.

Kant.

Es giebt keinen Stand unter den Menschen, den man nicht verherrlichen könnte, entweder durch das, was man darinn thut, oder durch das, was man darinn leidet.

Christine von Schweden.

Verhalte dich im menschlichen Leben wie bey einem Gastmahle. Wenn im Herumgeben dir etwas vorgelegt wird, so nehme es mit Bescheidenheit an. Geht es an dir vorüber, so halte es nicht auf.

Epiktet.

Die Stunden, welche wir mit der Aussicht auf künftiges Glück zubringen, sind weit vergnügender, als die Stunden des wirklichen Genus-

nusses. Im ersten Falle kochen wir uns die Speisen nach unserm Apetit, im andern aber kocht die Natur für uns.

Goldsmith.

Es ist noch immer mehr wahre Tugend in der Welt, als es äuserlich scheint. — Denn so wenig eine gesunde Konstitution unsrer Sinne sich durch eine jede Empfindung unterscheidet, so wenig lassen sich auch die einzelnen Handlungen der Redlichkeit, der Treue und der Menschenliebe bemerken. Das Laster ist hingegen, wie der Schmerz, allezeit einzeln empfindlich, weil es gegen die Natur ist.

Jerusalem.

Es waltet eine weise Güte im Schicksale der Menschen. Daher giebt es keine schönere Würde und kein dauerhafteres und reineres Glück, als im Rathe derselben zu wirken.

Herder.

Der

Sophie an ihrem fünfzehnten Geburtstage.

(Von ihrer Mutter.)

Es gehört unter die härtesten Fügungen meines widrigen Schicksals, daß es mir nicht vergönnt ist, Dich, meine liebe Tochter! unter meinen Augen aufwachsen zu sehen, und besonders in derjenigen Periode Deines Lebens, die für Dein Herz die wichtigste, zugleich aber auch die gefährlichste ist, Deine stete Gefährtin und Dein leitender Engel zu seyn. Aber dieses Schicksal hat mich seit dem Tode Deines guten Vaters in so manche Prüfungsschule geführt, und mich dadurch zu einer so großen Geschmeidigkeit und Verläugnung gewöhnt, daß ich noch weit mehr ertragen zu können glaube, als es mir bereits schon aufgebürdet hat. Auch sehe ich überall auf dem mühsamen Wege, auf dem mich meine Pilgerreise fortführt, die Hand einer weisen und gütigen Vorsehung, und ich werde immer mehr überzeugt, daß sie auch dadurch Dein und mein Beßtes bezweckt, daß sie uns so weit von einander entfernt hält.

Demungeachtet werden die Sorgen, welche diese Entfernung in mir veranlaßt, immer grösser und ängstlicher, je mehr Du Dich den Jahren der Reife näherst, weil eben um deßwillen die Reizungen und Verführungen der Welt für Dich immer größere Gefahren bereiten. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß Dich keine dieser Gefahren überwältigen würde, wenn ich Dich stets begleiten, Dich immer auf sie aufmerksam machen, und zur rechten Zeit von ihren Abgründen zurück ziehen könnte. Meine Erfahrungen und meine Warnungen müßten Dir weit mehr zu statten kommen, wenn ich sie Dir stets an Ort und Stelle gäbe, als itzt, da ich sie Dir nur aus der Ferne, in allgemeinen Regeln, mittheilen kann, und ihre Anwendung Deiner eigenen Klugheit überlassen muß.

Doch ich setze sehr große Hofnungen auf die guten Eindrücke, welche die Lehren und das Beyspiel Deines seeligen Vaters, und meine eignen Bemühungen um Deine Bildung auf Dein zartes Herz gemacht haben. Unmöglich kannst Du die schönen Grundsätze, die der Vollendete Dir einprägte, vergessen; unmöglich den feinen Sinn für das Sittlichgute, den

er in Dir erweckte, ersticken; unmöglich die strenge Gewissenhaftigkeit, zu der wir Dich gewöhnten, im Taumel der Leidenschaft, oder in den Zerstreuungen des Weltlebens erlahmen lassen. Diese Produkte einer bessern Erziehung sind so fest gepflanzt, und unter der Pflege einer genauen Aufsicht so groß gezogen, daß sie anders nicht, als durch den ungemessensten Leichtsinn zerstöhrt werden können. Wie sollte aber ein solcher Leichtsinn Deiner Meister werden, so lange das Bild Deines sterbenden Vaters nicht ganz in Deiner Seele erloschen ist, und so lange Du dich noch erinnerst, daß ferne von Dir eine Mutter lebt, die gedrückt und arm auf alle Freuden des Erdenlebens Verzicht gethan hat, die eine ausgenommen, die sie von Deiner Tugend erwartet?

Heute, meine Sophie! an Deinem Geburtstage, möchte ich besonders diese Erinnerungen an Dein Herz zurückrufen, und Dir die Hofnungen recht lebhaft darstellen, die sich Deine Mutter von Dir macht. Ich möchte Dir gern alles aufs Neue vergegenwärtigen, was ich Dir von jeher von dem Werthe der Tugend, der Religiosität, der Sittsamkeit und des Ernsts einge-

geschärft habe, und nachdrücklicher als zuvor nie, das so oft wiederholte Wort in Dein Herz rufen: „Vergiß mich nicht, mein Kind! und nicht die Freude, die ich von Dir erwarte.“

Siehe hier ein Geschenk, von wenig äusserm Werthe, ein kleines Buch, — aber voll schweren Gehalts und voll unschätzbarer Wahrheit. *) Nehme es hin als eine Gabe aus Deiner Mutter Hand, zum Andenken an diesen Tag und an ihre Hofnungen. Mache es zu Deinem unzertrennlichen Gefährten; präge Dir seinen Inhalt tief in Dein Herz ein; mache es zum Spiegel Deines Charakters; werde ein treues Nachbild des darinn aufgestellten Ideals; und denke, daß alles, was die edle Marquisin von Lambert ihrer Tochter sagt, von Deiner Mutter Dir gesagt sey.

Vor allen Dingen, Sophie! vergiß es nie, am allerwenigsten aber itzt in dem Frühlinge Dei-

*) Worte einer edlen Mutter, an den Geist und das Herz ihrer Tochter; (übersetzt und zum Theil umgearbeitet) vom Professor *Heidenreich*, 12. Leipzig 1796.

Deines Lebens, wo die Stimmung Deines Gemüthes in Dir, und so viele lockenden Reizungen auser Dir Dich unaufhörlich zum Genusse des Lebens und zur Freude einladen, daß dieser Genuß nicht Deine Bestimmung sey. Zwar bin ich, wie Du wohl weißt, keine von jenen Frömmlerinnen, die die Heiterkeit der Jugend als sträflichen Weltsinn, und jede Aeusserung froher Gefühle als verdammliche Lust verschreyen, und die Tugend anders nicht zu finden glauben, als nur in dem Gewande der Schwermuth. Ja es würde vielmehr meinem mütterlichen Herzen wehe thun, wenn es Dir irgend eine unschuldig-angenehme Stunde verderben müßte. Aber ein unerträgliches Leiden wäre es für dieses Herz, wenn ich sähe, daß Du, wie so viele andere Deines Geschlechtes und Deines Alters, den Werth des Lebens nur nach dem darinn genossenen Vergnügen mässest, überall nur diesem Vergnügen nachjagtest, und die Zwecke Deiner Thätigkeit immer nach ihrem Verhältnisse zu demselben berechnetest. O, meine Tochter! „die Freuden der Welt sind trüge-„risch; sie versprechen mehr als sie gewähren; „sie beunruhigen uns, indem wir sie suchen; sie

„befrie-

„befriedigen uns nicht, wenn wir sie geniessen, „und machen uns verzweifeln, wenn wir sie „verlieren."

Und — nicht in ihnen liegt unsre Bestimmung; — unser höchster und letzter Beruf ist die Tugend. — O, daß ich Dir, meine Sophie! diese große Wahrheit unauslöschlich in Deinen Verstand und in Dein Herz prägen, daß ich sie Dir stets so gegenwärtig machen könnte, daß es Dir unmöglich wäre, sie je zu vergessen, oder zu vernachläßigen. Diesen Beruf hat der Schöpfer Dir und allen Menschen vernehmlich genug kund gethan. Ihn verkündiget die ganze Einrichtung Deiner Natur; ihn spricht das Gesetz aus, das in Deine Seele gegraben ist; ihn bestätigen alle Deine Erfahrungen, und die Verhältnisse, in denen Du gegen Deine Mitgeschöpfe stehest. Deshalb darf bey keiner Deiner Unternehmungen, und bey keinem Deiner Wünsche die Frage die erste seyn: was ist mir nützlich? oder, was verschaft mir Freude? — Nein, Du sollst immer nur die Untersuchung anstellen: was ist recht? was fordert das moralische Gesetz? — und da Du damit überall den Willen des höchsten Wesens

sens erfüllst: so kann Dir auch der Segen und die Glückseligkeit nicht entgehen, welche dieses Wesen an die Tugend als ihren Lohn geknüpft hat.

Dieß ist der einzige unfehlbare Weg zur wahren Glückseligkeit. Du kannst Dir vielleicht manche vorübergehende Freude bereiten, oder Deiner Sinnlichkeit manchen angenehmen Kitzel verschaffen, wenn Du gleich bey dem Streben nach dem einen oder dem andern um die Forderungen der Sittlichkeit unbekümmert bist. Aber nur vorübergehend wird jene Freude seyn; sie wird sich früh oder spät in Gram und Reue umwandeln; sie wird Deinem Herzen keine Beruhigung geben, sie wird Dir vielleicht gar die Empfänglichkeit für höhere Freuden rauben. Aber auf dem Wege der Tugend gelangt man zur wahren, fortdauernden, unzerstöhrbaren Glückseligkeit, und man erlangt sie in einem um so höhern Maaße, je weniger man sie bezweckt. „Jede Verletzung unsrer Unschuld zieht „Kummer nach sich; auf die Tugend aber folgt „jederzeit für die, welche ihr getreu verbleiben, „Freude.“

Die vortrefliche Verfasserin der Schrift,

welche ich zu Deinem künftigen täglichen Handbuche bestimme, erklärt die Schamhaftigkeit, oder wie ich sie lieber nennen möchte, die Züchtigkeit, für die erste Tugend des Weibes, und sagt, „daß man durch den höchsten Grad derselben für viele Fehler Verzeihung erlange." Aber ich sage noch mehr, sie ist die Stammtugend in dem Charakter unsres Geschlechts; sie ist die stärkste Schutzwehr unserer Unschuld; sie ist der sicherste Bürge unsrer Ehre; sie ist die Quelle unsrer Seelenruhe. Ich meyne nicht jene Züchtigkeit, die, aus Blödsinn oder Ziererey entsprungen, bald einen verwahrloßten Verstand, bald ein eitles Gemüthe verräth, — sondern ich meyne jene Achtung für sich selbst und für seine eigene Würde, jenen Abscheu vor jedem unreinen Gedanken, jenes entschlossene Hinwegweisen jeder entehrenden Zumuthung, jenes feine Gefühl für das Anständige und sittlich Gute, jene Unschuld, die sich das Böse nicht einmal nur zu denken getraut, jene Entfernung von der Frivolität und dem Leichtsinn der sogenannten feinen Welt und des Pöbels, jene liebenswürdige Unwissenheit in den Künsten der Eroberung und der Koketerie,

— die

— die ich Dir so oft vorgemahlt, und so reizend geschildert habe.

Itzt, meine Tochter! ist eben die Zeit vorhanden, wo Du dieser Schutzwehre Deiner Unschuld am meisten bedarfst, itzt, da Deine blühende Reize den Verführer lüstern machen, und die schwache Eitelkeit unsres Geschlechtes Deine Tugend am meisten bedroht. O wohl Dir, wenn Du so unschuldig, so rein, so züchtig bleibst, als Du es zu meiner Freude bisher gewesen bist! Diese Züchtigkeit bewahrt Dich vor tausend Fehltritten, und vor eben so vielen Sorgen und Leiden. Sie erhält Ruhe und Zufriedenheit mit Dir selbst in Deinem Herzen; sie macht Dich sanft, duldend, anspruchlos und gefällig; sie bewahrt Dich vor allen den peinlichen Empfindungen, welche aus Eitelkeit, Hoffarth nnd Eroberungssucht entspringen; sie erwirbt dir Achtung, Freundschaft und Liebe, während ihr Gegentheil die guten Menschen von Dir hinwegscheucht, und nur auf kurze Zeit die Verächtlichen an Dich fesselt, die in einem unwürdigen Betragen Hofnung für ihre unreinen Anschläge finden. Laß Dir diesen Demant der Krone des weiblichen Verdienstes nicht rauben;

die Unzüchtigkeit verdunkelt alle andere Tugenden des Weibes, wenn anders neben ihr noch eine wahre Tugend statt finden kann; aber die Züchtigkeit bedeckt selbst ihre Fehler. Vergiß um deßwillen nie das Urtheil des alten Geschichtschreibers von der Agrippina: sie war ehrsüchtig und stolz; aber alle ihre Leidenschaften waren durch ihre Keuschheit geheiliget.

Es ist meine Meynung gar nicht, meine Sophie, daß dir der Beyfall der Menschen, und insonderheit der Männer, gleichgültig seyn sollte, und du Verachtung und Tadel eben sowohl verschmähen solltest, als das Lob. Die Maxime: verachte die Urtheile der Welt, hat überhaupt sehr viel Schwankendes, und ist höchstens nur in einzelnen Fällen anwendbar, und durchaus keine Maxime für das weibliche Geschlecht. Denn dieses ist überall zu einer Bescheidenheit berufen, die um so viel mehr Aufmerksamkeit auf die Urtheile anderer voraussetzt, je weniger Zuversicht auf sich selbst damit bestehen kann. Ich halte es sogar für erlaubt und einem Mädchen anständig, nach Beyfall zu streben, und insbesondere die Billigung und Achtung der Männer auf die rechte Weise zu bezielen.

Aber

Aber sollte das diese rechte Weise seyn, wenn man den Leidenschaften der Männer schmeichelt, wenn man ihre unsittlichen Erwartungen begünstigt, wenn man seine Unschuld ihrer Sinnlichkeit zum Opfer darbietet, wenn man sich ihnen zudringt? — Sicher nicht. Man erlangt hiedurch vielleicht die äusern Zeichen des Beyfalls, die, durch trügerische Schmeicheley erzeugt, im Innern gewöhnlich die tiefste Verachtung zur Folge haben. Und selbst diesen Schein des Beyfalls, von welcher Art von Männern erhält man ihn? —

Wünsche allein den Rechtschaffenen zu gefallen, meine Tochter, nur ihre Aufmerksamkeit und ihre Achtung ist der Bemühungen eines vernünftigen Frauenzimmers werth. Denn nur diese geben dahin ihre Achtung, wo das wahre Verdienst sich findet; nur sie sind im Stande, es würdig zu schätzen, und nur sie ehren es ohne eine eigennützige Absicht. Das Lob der Unweisen und der Lasterhaften aber hat nicht mehr Werth, als falsche Münze. Denn wie sollten die Erstern wissen, was lobenswerth ist? Und werden die Letztern wohl da ihren Beyfall geben, wo sie keine Aehnlichkeit mit

sich selbst, und keine Einwilligung in ihre Anschläge finden? Sehr wahr hat deßhalb die Marquisin gesagt: „Sinnlichen Männern, wie die gewöhnlichen Weltmenschen sind, gefallen Frauenzimmer immer mehr wegen ihren Fehler, als wegen ihren guten Eigenschaften. Sie wollen nur von den Schwächen liebenswürdiger Personen Gewinn ziehen; mit ihren Tugenden würden sie nichts zu machen wissen. Achten wollen sie überhaupt nichts; sie belustigen sich lieber mit verächtlichen Personen, als daß sie dem Werthe tugendhafter Personen huldigten, welches ihnen lästig ist."

Tugendhafte Mädchen schlagen nie den ihrem Geschlechte so gemeinen Weg ein, um Lob und Beyfall zu erlangen, ich meyne den Weg des Putzes und des Schmuckes. Der große Hause Deiner Schwestern hält eine reizende Gestalt und ein anmuthiges Betragen für die erste und würdigste Bedingung des Beyfalls, und sie wenden deßhalb auch allen Fleiß an, nur in diesen Stücken sich auszuzeichnen, wenn sie auch gleich in dem, was nach dem Urtheile der Vernunft des höchsten Beyfalls werth ist, unendlich zurücke bleiben. Zwar bin ich

ganz einverstanden mit dem Urtheile Deines Handbuches: Frauenzimmer müssen ein liebenswürdiges Verdienst besitzen, sie müssen die Grazien mit der Tugend vereinigen. Aber wehe mir, wenn Du das Liebenswürdige dem Verdienste vorziehen, die Tugend der Grazie nachsetzen, oder, aus allzueifrigem Bemühen nach der letztern, die erstere vernachlässigen wolltest; — und das ist leider so oft der Fall. Aber durch dieses einseitige, übertriebene Streben nach äusern Vorzügen, — was gewinnt man dadurch? Ein Scheingut, das so hinfällig ist, als die Blumen des Frühlings, — ein Herz, leer an Würde und an Trost, — eine fortdaurende Gefahr für die Unschuld dieses Herzens, — ein lächerliches Lob aus dem Munde der faden Pflastertreter, der alten Weiber, der Wohllüstlinge und der Gecken; — und dann am Ende „ist nichts trauriger, als die spätere Lebensperiode der Frauenzimmer, die nichts als schön gewesen sind."

Der ächte, wünschenswerthe Beyfall, der für Männer und Weiber ein würdiges Ziel des Bestrebens ist, gründet sich auf keinen äusern Vorzug, und auch auf keine abhängige oder

blos zufällige Eigenschaft, sondern auf den Charakter der Menschheit, auf die Vernunft, und wird nur demjenigen zu Theil, der durch eine zweckmäßige Bildung der letztern, und durch die Herrschaft des in ihr liegenden Gesetzes jenen Charakter in sich erhält, und immer mehr empor hebt. Wir können uns Lob und Liebe erwerben durch Schönheit, Geschmack, Artigkeit, Witz, Weltton und Kunstfertigkeiten; aber wir können bey diesen Vorzügen sehr schlechte Menschen seyn, und das durch sie erworbene Lob kann sich um deßwillen nicht auf unsern eigentlichen Werth, sondern nur auf jene besonderen Eigenschaften beziehen. Aber wenn wir die Würde der Vernunft in uns behaupten, so erlangen wir das Lob des wahren Menschenwerthes überhaupt, und wir erwerben eine Achtung, die sich auf unser Verdienst, nicht aber auf einen blos schönen oder angenehmen Vorzug gründet. Diese Achtung geben uns dazu gerade die weisesten und besten Menschen; kein äuserer Zufall und kein Wechsel unserer Verhältnisse und unsers Alters kann dieselbe verändern; und wenn sie uns auch hie und da versagt wird: so haben wir den Trost, daß wir derselben

ben nicht bedürfen, da wir der Billigung des untrüglichen Richters unsrer Gesinnungen und Handlungen gewiß sind. Vereinigen wir mit diesem innern, unabhängigen Werthe noch ein zweckmäßiges Maas äuserer Bildung und Anmuth, so gelten wir in jedem Zirkel der Bessern für vortrefliche Menschen, und aller Herzen sind unser.

Ich habe Dir oft die Lektüre als ein unentbehrliches Mittel zur Verstandesbildung empfohlen, und ich hoffe nicht, daß Du dieselbe vernachläßigen werdest. Zwar wäre es mir lieber, wenn Du gar nichts läsest, als wenn du die Lektüre so unordentlich triebest, wie es unter Deinen Mitschwestern zum Theile gewöhnlich ist, die aus derselben ihre Hauptbeschäftigung machen, gleich als wären sie nur um des Lesens willen in der Welt; die alles, Gutes und Schlechtes, durch einander lesen; die nicht lesen, um belehrt, sondern nur um unterhalten zu werden; die keine Nahrung für den Verstand, sondern nur für die Einbildungskraft suchen; die nicht nach Weisheit, sondern nach dem lächerlichen Ruhme des Vielwissens streben. Wenn Du nur wenig liesest, meine Tochter, zu diesem

Wenigen nur das Lehrreiche und Nützliche auswählst, über das Gelesene fleißig nachdenkest, und Dir es dadurch zu eigen machest, und mit der Lektüre Beobachtung Deiner selbst und der Welt, und den Umgang mit weisen Menschen verbindest, dann wird Deine Vernunft immer aufgeklärter und freyer von Vorurtheilen, und Dein Herz immer empfänglicher für das Gute werden.

Besonders bitte ich Dich, in Ansehung der Lektüre der Romane sehr vorsichtig zu seyn, und in der Auswahl derselben Dich immer durch das Urtheil solcher Menschen leiten zu lassen, denen in Rücksicht auf den moralischen Werth schriftstellerischer Produkte eine Stimme zukommt. Dein Handbuch übertreibt die Gefahren dieser Lektüre nicht, wenn es sagt: „Ich „sehe es nicht gern, wenn sich ein junges Frauen„zimmer viel mit Romanen beschäftiget. Sie „geben gemeiniglich dem Geiste eine schiefe Rich„tung. Der Roman ist nie der Natur und der „Wahrheit ganz getreu; er entzündet die Ein„bildungskraft, schwächt das feine Gefühl der „Schamhaftigkeit, misleitet unser Herz, lockt „unsre Leidenschaft zu frühzeitig hervor und

„flößt

„flößt uns ein wildes Feuer ein. Wir müssen „die süße Illusion, welche die Liebe von Natur „mit sich führet, nicht noch erhöhen. Je ver„feinerter die Liebe ist, um so gefährlicher ist „sie." — Deßhalb kann ich Dir auch diese Lektüre nur unter der Einschränkung gestatten, welche die Marquisin hinzusetzt: „Mache nie aus ihr die Hauptsache, sondern unterhalte Dich vorzüglich mit gründlichen Schriften, welche dem Herzen Kraft und dem Geiste Schmuck ertheilen."

Diese Bildungsmittel schaffen zusammengenommen den Nutzen, daß sie den Menschen über den Werth der Dinge und über ihr Verhältniß zu seinem wahren Besten belehren, und ihm dadurch die Bahn seiner Thätigkeit vorzeichnen. Dadurch werden sie zugleich Hülfsmittel zu seiner moralischen Besserung, und erleichtern ihm folglich sein Streben nach seinem höchsten Zwecke. — Woraus entspringen am Ende alle unsre sittlichen Verirrungen, als aus einem falschen Urtheile über den Werth der Dinge, die wir begehren oder verwerfen? Und alle Uebertretungen des Gesetzes, würden sie wohl erfolgen, wenn wir überall das wahrhaft

Gute von dem scheinbar Guten, und das Nützliche von dem Schädlichen zu unterscheiden wüßten? Aber so verwechseln wir die Mittel mit den Zwecken, das Schlechtere mit dem Bessern, das Vorübergehende mit dem Daurenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen und das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen, und vernachläßigen dadurch das, was uns frommt, was uns allein wahre Würde und wahre Beruhigung giebt, und was unsrer Natur gemäß ist. Licht in dem Verstande bewahrt uns vor dieser Verwechslung, und ist dieses Licht kein flammes Feuer, das nur blendet, und kein schwacher Tocht, den jede Erschütterung verlöscht, so erhellt es uns auch den Weg, den unser Wille gehen soll, und stellt uns seine Schönheit so reizend dar, daß wir ihn gerne einschlagen.

Dieses Licht, meine Tochter, ist auch eine große Hülfe in den Widerwärtigkeiten des Lebens, die Du zum Theile schon aus eigener Erfahrung kennst, und wahrscheinlich in der Zukunft noch mehr kennen lernen wirst. Wir können dem Misgeschicke so selten entgehen; aber wir können es uns erleichtern, wenn wir Verstand und Herz genug haben, um die Tugenden

der Geduld, der Standhaftigkeit und der Hingebung in Gottes Willen zu behaupten. Diese Tugenden können wir uns aber nicht erwerben, wenn wir den hohen Werth der sittlichen Güter verkennen, wenn wir die äusern Vorzüge mehr schätzen, als sie es verdienen, wenn wir das Ziel des Menschen in Freude und Vergnügen zu finden glauben, und wenn uns die Wahrheit nicht helle genug einleuchtet, daß wir nur auf dem Wege der Entwicklung und der Uebung zu unserer Bestimmung gelangen. Darum strebe nach Weisheit, meine Tochter, sie allein giebt die Stärke, die unter keinem Uebel erliegt, und in ihrem ganzen vollen Sinne die Ermunterung erfüllt: „Erwarte mit Gesetztheit „das Unglück, welches Dich treffen kann, siehe „es mit geradem Blicke an, denke es Dir mit „den schrecklichsten Nebenumständen und lasse „dann Deinen Muth nicht sinken.“

Diese Weisheit sey auch Deine Gefährtin, meine Sophie, wenn sich Liebe in Deinem Herzen regt. Was könnte ich Dir von ihr sagen, was die edle Mutter, deren Ermahnung an ihre Tochter ich Dir überschicke, nicht schon gesagt hät=

hätte? Ich wiederhole ihre Worte, um sie desto ausdrücklicher zu den Meinigen zu machen.

„Ueberrascht Dich die Liebe, und drohet sie, „sich Deiner Seele zu bemächtigen, so bedenke, „daß ihre Freuden flüchtig sind, und dir nur zu „bald entschlüpfen. Anfangs wird sie Dir nichts „als Blumen darbieten, während sie Dir zu„gleich ihre Gefahren verbergen wird. Sie „betrügt Dich. Immer erscheint sie unter einer „andern Gestalt, die nicht die ihrige ist. Ein„verstanden mit ihr, verbirgt Dein Herz Dir sein „geheimes Interesse, aus Furcht, es möchten, wenn „es laut spräche, Vernunft und Schamhaftig„keit erwachen, und Du erkennst die Liebe in „Dir an, wenn Du schon ihre Sklavin bist. „Fliehe also, so bald sie sich regt. Laß Dein „Herz jammern. Man reißt die Liebe nicht mit „schwachen Waffen aus der Seele. Sie ist zu „innig verbunden mit dem Herzen. Hat sie Dich „einmal eingenommen, so ist alles für sie gegen „Dich, und Dir leistet nichts Hülfe gegen die „Liebe. Alle Deine Kraft mußt Du aufbieten, „um Dich von ihrer Herrschaft zu befreyen. „Unterstütze Dich dabey durch die Hinsicht auf

„die

„die zerstöhrenden Folgen der Leidenschaften,
„wovon die Beyspiele unzählig sind. Besonders die Obergewalt der Liebe stürzt uns oft in
„namenlose Leiden; durch sie wird die Vernunft
„in der Regierung unsres ganzen Wesens unterbrochen. An die Stelle schuldloser Ruhe treten
„Quaalen. Die Blüthe der Unschuld wird gebrochen, unsre Tugend wankend gemacht, und
„Scham wird statt der Ehre unsre Begleiterin.
„Darum fliehe leidenschaftliche Schauspiele, und
„ihre hinreissenden dramatischen Darstellungen.
„Gieb Dich weder der Dichtkunst noch der
„Musik ganz hin, welche zum Gefolge der
„Wohllust gehören. Stärke Deine Vernunft
„durch ernstes Lesen von Schriften der Weisen.
„Lasse Dich nie von Deiner Einbildungskraft
„zur Begünstigung der Liebe bestechen. Sie
„möchte Dir ihre Reize verschönert und betrügerisch darstellen."

Endlich, meine Tochter! vergiß keines der Worte, die ich Dir heute gesagt habe, und keines derer, die mir die Veranlassung dazu gaben. Drohet irgend eine Verführung Dir, so erinnere Dich deiner Mutter, die in der Ferne so viel von Dir hoft, und so ängstlich zu dem Allmächtigen fleht,

daß sein guter Geist Dich leite. Wenn Du nur Deine Unschuld erhältst, und immer an Güte des Herzens zunimmst, so bedarf ich nichts mehr auf dieser Welt, und ich werde dann auch meine Lasten gerne tragen. Aber fände je ein unreiner Gedanke den Weg in Dein Herz, verläugnetest Du je das zarte moralische Gefühl und die Züchtigkeit, die in Deine Seele gepflanzt worden, würdest Du je die Beute des Leichtsinns und der Weltlust, — dann erläge ich unter jenen Lasten. Und wie wäre es möglich, sie länger zu tragen, wenn mir zu ihnen noch das Bewußtseyn aufgebürdet würde, daß ich die Mutter einer ausgearteten Tochter sey!

Doch das fürchte ich nicht von Sophien! — Sollte sie ihrer Mutter noch den letzten Trost rauben können, der ihr nach so vielen Schiffbrüchen auf dem Meere des Lebens allein übrig geblieben ist? —

Die gekrönte Liebe.

(Eine wahre Anekdote aus dem vorigen Jahrzehend.)

Ein junger reisender Beckerpursche, Namens Schmitz, aus der pfälzischen Stadt Kaiserswerth, im Herzogthum Jülich, kam zu dem neuerlich verstorbenen Hofkammerrath Krahe in Düsseldorf, dem Oberaufseher der dortigen Gemäldegallerie, und übergab ihm ein Buch, mit der Bitte, es ihm abzukaufen. Die Bestimmung des Werthes, setzte der Fremde hinzu, wolle er ihm, als einem Kenner, überlassen.

Es war ein auf Befehl des Churfürsten Klemens August von Kölln verfaßtes, und mit vielen Kupferstichen geziertes Gebetbuch.

Wo habt Ihr das Buch her? fragte Krahe. Ich habe es abgeschrieben, erwiederte der junge Mann.

Krahe vergleicht es mit dem Original, und erstaunt über die auserordentliche Kunst, womit dasselbe in dieser Kopie nachgebildet war. Die Kupferstiche waren so fein und treffend

mit der Feder abgezeichnet, daß das geübteste Kennerauge die Nachbildung kaum von dem Urbilde unterscheiden konnte. Und Ihr, fuhr der staunende Krahe fort, seyd mit all' diesem Talente weiter nichts als ein Beckerpursche?

Ich bin arm, erwiederte der Jüngling, und mein Vater konnte mich aus Armuth nichs anders lernen lassen, als das Handwerk, das er selbst treibt. In den Musestunden beschäftigte ich mich mit Zeichnen, wozu ich von Jugend auf eine große Neigung gehabt habe, und in diesen Stunden habe ich auch das Buch nachgezeichnet, das Sie sehen. Ich wußte, daß Sie das Zeichnen lieben und verstehen, und da mir das Geld so eben ausgeht, so dachte ich, Sie dürften mir es etwa abkaufen, und ich könnte dann meine Wanderreise weiter fortsetzen, ohne zu fechten.

Du bleibst hier, braver Junge, sprach Krahe, und kommst Morgen Abends wieder zu mir. Ein solches Genie wäre, bey Gott, viel zu gut für die Backstube!

Mit dem Anbruche des folgenden Tages reißte der Galleriedirektor zu einem seiner

Freunde in die Nachbarschaft, der ein sehr reicher, und ein eben so edler und rechtschaffener Mann war, und keine Kinder hatte. Er schilderte diesem das Talent des jungen Beckerpurschen; er legte ihm das Produkt seiner Kunst vor, bewieß, wie viel er für die Zukunft verspreche, und bat ihn um eine Unterstützung für diesen so ausgezeichneten Kopf, die er ihm nach Verfluß einiger Jahre vielleicht wieder ersetzen könnte. Der Freund ist bereitwillig, 300 Thaler herzuschießen. Freudig eilt Krahe nach Düsseldorf zurück, und verkündigt dem entzückten Jüngling, was er für ihn bewirkt hatte. Dieser legt sein Handwerk nieder, empfängt den Unterricht seines Wohlthäters, lernt Zeichnung und Kupferstecherkunst nach Gründen, studiert die großen Muster in der Gallerie und reist zu einem der verdienstvollsten Künstler heran.

Nach einem Aufenthalte von zwey Jahren schickte Krahe den Jüngling, ausgesteuert mit dem Gelde seines edlen Freundes, nach Paris, um unter dem großen Kupferstecher Wille noch weiter ausgebildet zu werden. Aus Sparsamkeit machte er die Reise zu Fuß. Aber krank

kam er in der Hauptstadt von **Frankreich** an, und ob er wohl in der Person eines Mönchs, dem er empfohlen war, einen sehr theilnehmenden Freund und Helfer fand, so war doch bey seiner Genesung seine ganze Baarschaft aufgezehrt, und seine Lage in dieser großen fremden Stadt die verzweifeltste.

Aber auch da schickte ihm die Vorsehung unerwartet Hülfe.

Schwermüthig und in sich vertieft wandelt er eines Tages auf einem Spaziergange umher. Es begegnen ihm zween Leibgarden. Der eine redet ihn an: Sind Sie wohl ein Deutscher, mein Freund? Ein Wort giebt das andere. **Schmitz** entdeckt seinem Landsmanne seine ganze Lage, seine Armuth, die Absicht seiner Reise, und seine itzige Hülflosigkeit. Noch ist nicht alles verlohren, mein Freund, erwiedert der Garde; wie? wenn Sie unter unsrer Kompagnie Dienste nähmen? Der Kapitän braucht eben einen Mann. Der Dienst ist leicht; auch werden Sie gekleidet und gut bezahlt, und haben nebenbey Zeit genug, Ihrer Kunst abzuwarten. Das leuchtet dem verzweifelten Jüngling ein. Sie begeben sich zu dem Kapitän. Dieser nimmt

ihn sogleich auf, interessirt sich für sein Schicksal und für sein Genie, führt ihn selbst zu Willen, und empfiehlt ihn seiner Vorsorge. Damit war Schmitz gerettet. Er diente 4 Jahre, trieb seine Kunst mit dem äusersten Fleiße, blieb nach seinem Abschiede noch 2 Jahre in Paris, kam dann wieder nach Düsseldorf zurück, und legte Krahen Stücke von seiner Hand vor, die das ganze Erstaunen dieses Künstlers rege machten; dieser stellt ihn bey der Gallerie an, und überzeugt sich zu seinem großen Vergnügen täglich deutlicher, welch' einen braven Mann er glücklich gemacht, und welch' ein großes Genie er für die Kunst gerettet habe.

Ungefähr 2 Jahre später kommt Schmitz nach seiner Gewohnheit in das Haus seines Wohlthäters, findet hier eine große Gesellschaft versammelt, und hört seine Tochter Henriette verlobe sich heute mit einem fremden Jüngling, den man ihm vorführte. Er geräth in eine sichtbare Verlegenheit und verschwindet.

Am folgenden Tage stellte ihn Krahe bey der Arbeit in der Gallerie über sein Betragen zu Rede.

„Ach, erwiederte Schmitz, wie sollte ich es vor ihnen verbergen können? Es war mir eine schreckliche Ankündigung, daß Ihre Henriette sich verlobe. Denn seit meiner Rückkunft von Paris liebe ich sie, und ich zweifle, ob mein Herz diese Vereitlung seiner Hofnungen ertragen wird."

Weiß Henriette von ihrer Liebe?

„Kein Wort."

Warum haben Sie sich nicht früher entdeckt?

„Ich wußte nicht, wie es aufgenommen würde, und ich fürchtete, Ihrer Wohlthaten unwürdig zu werden. Auch war ich damit zufrieden, wenn ich Henrietten nur täglich sehen konnte."

Krahe suchte ihn zu beruhigen. Aber der arme Jüngling fiel in eine tiefe Schwermuth; schloß sich auf sein Zimmer ein; wurde krank; man verzweifelte an seinem Leben. Das dauerte vier Monate.

Henriettens Bräutigam war unterdessen nach Hause gereißt. Seine Familie war mit seiner Verlobung unzufrieden, und verweigerte ihm ihre Einwilligung. Es ward in seinen Briefen allmählich bemerkbar, daß sich ihm

Schwie-

Schwierigkeiten entgegen setzen, und daß seine Gesinnungen nicht mehr die alten waren. Henriette bot ihm die Freyheit an, und er säumte nicht, sie zu ergreifen. Das Verlöbnis ward zernichtet.

Nun eilte Krahe zu dem kranken Schmitz und eröfnete ihm alles, was geschehen war. „Henriette, setzte er hinzu, ist wieder frey, und bereit, Sie glücklich zu machen.“ Voll Entzücken hub sich der Glückliche von seinem Lager, wankte an dem Arme seines Wohlthäters in seine Wohnung, und das geliebte Mädchen war sein.

Aber unvermuthet verschwand der neue Bräutigam, und niemand, selbst Henriette wußte nicht, wo er hingekommen war. Man glaubte, der plötzliche Uebergang von der tiefsten Traurigkeit zur höchsten Freude möchte ihn in eine Raserey gestürzt haben. Alle Nachfragen waren vergeblich. Doch nach einem kurzen Verweilen erschien er wieder. „Nun ist der letzte Anstand vollends gehoben, sprach er. Ich bin nach München gereißt, habe mich dem Churfürsten zu Füssen geworfen, ihm mein ganzes Schicksal erzählt, meine Zeugnisse und

meine beßten Stücke vorgewiesen, und ein Dekret auf 600 Gulden Besoldung ausgewirkt. — Nun bin ich erst Henriettens ganz würdig. Ich besitze auch etwas Einkünfte."

Meta bey Klitons Grabe.

Theokles, einer der weisesten und rechtschaffensten Männer seiner Zeit, zog, nachdem er sich durch eine nützliche und vielseitige Thätigkeit die größten Verdienste um seine Mitbürger erworben hatte, auf das Land, um den Abend seines Lebens in harmloser Stille, ferne von den Zerstreuungen und dem Geräusche der Stadt, hinzubringen. Er kaufte sich ein kleines Gütchen auf einem lustigen, fruchtbaren Hügel, das er mit eigener Hand baute, und das groß genug war, um alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Um ihn her lag die schönste Gegend, geschmückt mit allem Reize der Natur, und am Fuße der wonniglichen Anhöhe schlich im fetten Thale ein schiffreicher Strom dahin, an dessen Ufern sich lachende Weinberge erhuben.

Als Theokles diese stille Wohnung bezogen hatte, kam er wenig mehr unter Menschen.

Die Stunden, die ihm von dem Bau seines kleinen Gütchens übrig blieben, widmete er theils dem Unterrichte seines Enkels, theils dem Nachdenken über anziehende Gegenstände aus der Philosophie des Lebens, und freute sich bey dieser ruhigen Geschäftigkeit des Glücks, das ihm der Rückblick auf die nützliche Anwendung seiner frühern Tage, und auf das viele Gute, das er gestiftet hatte, gewährte.

Seiner kleinen Hütte gegen über, auf einer niedrigern Landspitze, um die sich der Strom in einem Bogen herum wand, wohnte Thea, eine alte, fromme Wittwe mit ihrer schönen und geistvollen Tochter Meta, — eben so einsam und stille wie Theokles, und mit eben diesem Sinne, der die Ruhe des Landes dem Geräusche der Stadt vorzieht, und in friedlicher Entfernung, durch Unschuld und Tugend, das Glück des Lebens genießt. Diese Aehnlichkeit der Gesinnungen erzeugte bald Freundschaft zwischen beyden. Wenn Theokles den Tag mit Arbeit und Nachdenken zugebracht hatte, ließ er sich gewöhnlich Abends durch seinen Knaben zur stillen Wohnung der frommen Thea hinüber schiffen. Sie saßen dann zu-

sammen unter die Thüre ihres Hauses, prießen den Himmel über das Glück, womit er ihre alten Tage krönte, verbanden sich zum Eifer im Streben nach sittlicher Vollkommenheit und sprachen oft bis um Mitternacht über die Pflichten und Erwartungen des Menschen. In Theas Hause lebte ein edler, vortreflicher Jüngling, Namens Kliton, der Bräutigam ihrer Tochter. Er fieng gierig alles Wahre und Gute auf, was Theokles sprach, und hieng im Gefühle der höchsten Behaglichkeit an den Lippen des weisen Mannes, wenn er ihnen die Bemerkungen mittheilte, die er in seinen einsamen Stunden seit der letzten Zusammenkunft gemacht, oder aus seinem frühern Leben zurück gerufen hatte.

Stürme und Ungewitter hielten einst den Theokles zehen Tage von der Wohnung seiner Nachbarin zurücke. Der Strom schäumte so gewaltig, und die Wogen wälzten sich so ungestümm über einander, daß er sich ihm in seinem schwachen Fahrzeuge nicht anvertrauen konnte. Er blieb die trüben Tage hindurch in seinem Zimmer eingeschlossen, und philosophirte

nach

nach seiner Weise über das, was dem Menschen noth ist.

Der Himmel klärte sich wieder auf, die Winde legten sich, der Strom schlich ruhig durchs Thal und die Strahlen der Sonne versilberten seine weite Oberfläche. „Knabe, sprach Theokles, komm und stoße den Kahn ab; wir wollen hinüber fahren und Thea besuchen, und ihre gute Tochter und den tugendhaften Kliton." — Sie saßen ein, und der Junge führte das Ruder. Es war so stille und erquickend kühl. Die Natur war nie in einem gefälligern Gewande erschienen. Die Weinberge und die Wiesen glänzten mit erhöhter Farbe, und die Bäche von den benachbarten Hügeln rollten plätschernd in den Strom. Die Vögel trillerten in den nahen Gebüschen ihren lustigen Gesang, und das Blöcken des weidenden Viehes ertönte von dem Anger. — „Sieh, Knabe, sprach der gerührte Greis, sieh, wie schön alles ist. Sieh, in der Natur ist keine Zerstöhrung. Stürme und Ungewitter erhöhen ihren Pracht, und verstärken die Triebe der Fruchtbarkeit. Das Land lag dürre und lechzend, wie der durstige Wanderer in Lybiens

Wü-

Wüste. Aber nun ist es erquickt, und pranget in neuem Schmucke." — Dem Knaben rollten die Thränen von den Augen. „Nicht wahr, Vater Theokles, sprach er, wir haben einen guten Gott? Er verwundet nie, ohne wieder zu heilen." — Ja, Knabe, erwiederte der Alte, er verwundet nie, ohne wieder zu heilen. Es entstehet keine Umwälzung in seinem Reiche, die die Ordnung des Ganzen stöhrte. Er hat die Dinge so ineinander gekettet, daß Schmerz und Stürme, und Erdbeben Quellen seines Segens werden müssen. — Der Knabe fuhr fort, zu weinen.

Sie hatten das Ufer erreicht, und eilten, voll der Freude des Wiedersehens, dem Hause ihrer Freundinnen zu. Thea saß vor der Thüre, das Gesicht auf die Hände gestützt.

Wie, Thea? Warum so schwermüthig? — sprach der Alte. — Hat dir etwa das Wasser den Acker zerrissen?

Ach, Theokles, warum kamest du nicht? — jammerte sie entgegen. Wir haben deiner nie so sehr bedurft. Kliton, o Theokles! Kliton, dein Freund, ist todt! —

Kliton todt? — stammelte der Greis. — War er doch nicht krank, als ich euch verließ.

Thea. Ach, er starb nicht auf dem Bette, und es war uns nicht gegönnt, dem Edlen die Augen zuzudrücken. Er wollte dem Wasser den Ausgang aus dem Flachslande öfnen, glitschte aus und fiel in den Strom. Gestern Abends hat das Wasser seinen Leichnam ausgeworfen, und heute haben wir ihn begraben. Ach, Theokles, mir droht noch ein größerer Verlust. Meine Tochter wird unter diesem harten Schlage des Schicksals erliegen.

Theokl. Wo ist deine Tochter, Thea?

Thea. Sie ist droben bey seinem Grabe. An dem Saume des Hains haben sie ihn eingescharrt.

Theokl. Ich will hingehen, Thea, sie zu trösten. — — Ach, das gute Kind! Wo werde ich einen Balsam finden für diese Wunde?

Der Knabe wälzte sich schluchzend auf der Erde, und Theokles stieg weinend den Hügel hinan. Meta saß auf dem Grabe des guten Jünglings, und hüllte ihr Gesicht in ein weißes Tuch. Zu ihren Füßen lag eine Spate und ein

ein Grabscheit, und auf ihrem Schoose Klitons Gewand.

„Ach, Theokles! rief sie, indem sie die Hände gegen den Greis ausstreckte, ach, warum kamst du nicht früher, daß du uns seinen Leichnam hättest helfen begraben können! Komm, und weine mit mir! Ach, ich werde auch bald an seiner Seite modern. O, der Himmel hat mich grausam gezüchtiget!“

„Du hast einen großen Verlust erlitten, sprach der Alte, und ich mit dir. Wer sollte an dem Grabe dieses Edlen die Thränen der Wehmuth unterdrücken können? Aber, Meta! wer darf wider die Rathschlüsse des Allmächtigen murren? Der Weise schweigt, und betet an, wenn die Wege, auf denen er geführt wird, auch noch so dunkel sind.“ Er reichte dem weinenden Mädchen seine Hand. „Komm, fuhr er fort, stehe auf, wir wollen in dem Haine umher gehen. Vielleicht, daß es Dir leichter um das Herz wird?“

Meta schwankte an Theokles Seite dem Haine zu. „Ach Kliton! Kliton! — rief sie laut aus — wie oft wandelten wir in dieser Abendstunde durch diesen Hain, und freuten uns

unsres

unsres Glückes. Ach! — nun ist mir die ganze Erde leer und traurig. Kliton, Kliton, hole mich zu dir in dein stilles Grab. Mir ist auf der Erde keine Ruhe mehr bereitet!"

Theokles. Sey zufrieden, Mädchen! Dein Verlust ist groß; aber er ist erträglich, so bald du nur willst. Wußtest du doch, daß Kliton sterblich war.

Meta. Ach, ich wollte nicht so bitter klagen, wenn er nur auf seinem Bette, — in meinen Armen verschieden wäre. Aber warum mußten ihn die Wellen des Strohmes verschlingen? — Ich harrte voll Sehnsucht seiner Wiederkunft, — hatt' ihm schon unter der Linde seinen Tisch gedeckt, und wollt' ihn mit den ersten Erdbeeren, die unser Hain erzeugt hatte, erfreuen; da stürzten die Leute ins Haus und schrieen ängstlich; Kliton ist ertrunken! — Denke, Theokles, wie mich das niederschlug!

Theokl. Je unerwarteter ein Unglück ist, desto tiefer schlägt es uns in den ersten Augenblicken nieder. Aber dieß Unerwartete ist gemeiniglich gerade das Aergste. Oft bemerken wir, wenn wir uns von dem ersten Schrecken erholt haben, daß durch dasselbe das Unglück selbst

vermindert worden ist. Ich denke, Meta, das ist auch der Fall bey dir.

Meta. O Theokles, wie könnte mein Unglück größer seyn?

Theokl. Du hast doch Kliton geliebt, Meta! nicht wahr?

Meta. Wie mein Theokles mich das fragen kann?

Theokl. Was hätte also für dein Herz schmerzender seyn können, als wenn du ihn lange leiden gesehen hättest auf dem Siechbette, ohne seine Leiden lindern zu können? Ja deine Liebe würde wohl selbst in dir den Wunsch geweckt haben, daß er durch den Tod von seinen Leiden erlößt werden möchte.

Meta. Aber dann hätte mich doch die Nachricht von seinem Tode uicht so erschüttert, — Sie traf mich, wie den sorglosen Wanderer der plötzliche Wetterstrahl.

Theokl. Du hättest weniger gelitten, aber er destomehr. Kann das dein zärtlich liebendes Herz im Ernste wünschen?

Meta. Ach, er starb so unvorbereitet. Der Tod rafte ihn in einer Zeit hinweg, wo er ihn am wenigsten ahndete. Hätte ihm eine

Krank=

Krankheit sein Herannahen verkündiget, so hätte er sein Herz würdiger zubereiten können, daß er reiner erschienen wäre vor dem Richter, der das Urtheil über die Menschen spricht.

Theokl. Quäle dich nicht mit diesem Vorurtheile, Meta! Meynest du, die Gesinnung, die gerade in dem Augenblicke des Todes in uns herrscht, könne unser Schicksal in jenen höhern Regionen bestimmen? — Wäre Kliton ein böser Mensch gewesen, ein Krankenlager von einigen Wochen hätte ihn nicht umgebildet. Denn nur durch Uebung und standhafte Festhaltung guter Grundsätze, im Kampfe mit der Sinnlichkeit, wird die Tugend unser Eigenthum. Bey aller Reue und Angst über seine Verirrungen hätte er doch kein anderes Loos erlangt, als gerade das, dessen ihn der ganze Zustand seines Charakters fähig gemacht haben würde. Aber Klitons ganzes Leben war Vorbereitung auf den Tod, oder vielmehr auf die höhere Bestimmung, zu der er durch denselben eingehen sollte; war ein stetes Streben, an Geistes- und Herzenswerth immer mehr zu wachsen. Er fand ihn daher gewiß nirgends anders, als auf dem Pfade zur Vollkommenheit

und auf diesem Pfade schreitet er nun weit leichter und schneller fort, als es ihm hienieden möglich gewesen wäre.

Meta. Aber warum mußte er dies Glück mit meinem größten Unglücke erkaufen?

Theokl. Sprich nicht in diesem zürnenden Tone, meine Meta! Er ziemt dir nicht, und du vergrößerst dadurch nur dein Leiden. Der Preis seines Glückes ist nicht dein Unglück, sondern seine Tugend. Nur die Nothwendigkeit, die Früchte seiner schönen Thaten in einem Wohnorte zu erndten, der so weit von dem Deinigen entfernt ist, ist der Gruud deiner Thränen. Aber deine Liebe, o Meta! sey großmüthig, und reisse sich los von dem eigennützigen Verlangen, nur zu geniessen. Diese Großmuth opfert gerne den Freund auf, wenn sie das Bewußtseyn lohnet, daß er in der Ferne weit glücklicher sey, als er in ihrer Nähe nie hätte werden können. O alle Freude dieser Erde ist kein Schatten der Herrlichkeit, die ihn nun umstrahlet.

Meta. Du forderst zu viel Verläugnung von mir, guter Greis! Ich bin jung, — und ein Mädchen, in dem die Vernunft diese Ueberlegen-

genheit über das Gefühl lange noch nicht erreicht hat, von der du sprichst.

Theokl. Stelle dir, Meta, die Seeligkeit und die Wonne vor, die Kliton nun genießt; erinnere dich der Einschränkungen und der Leiden, von denen er sich losgewunden hat; denke dir die Vollkommenheit, zu der sein Geist heranwächst. Und sollte dieß, wenn du dir es recht lebhaft zu vergegenwärtigen suchest, nicht die trüben Vorstellungen aufhellen, die nun dein Herz drücken? — O, Mädchen! wäre dir ein Blick vergönnt in jene bessere Periode unsrer Existenz, wie würdest du, statt deiner itzigen Thränen des Kummers, die Thränen der Freude weinen über Klitons Glück?

Meta. Auch diese Thränen mischen sich in die Ergiessungen meines Schmerzens. Aber, ach! das Kleinod ist gar zu kostbar, das ich verlohren habe!

Theokl. Du hast das Kleinod nicht verlohren. Ein treuer Hüter hat es in Verwahrung genommen.

Meta. Ja wahrlich! er hat es genommen!

Theokl. Mädchen, Mädchen! mäßige

deinen Ton, und sprich nicht mit dieser Vermessenheit. Wie kannst du dir, du, die du Staub und Asche bist, eine solche Unbilligkeit und einen solchen Trotz erlauben gegen den Allmächtigen? — Höre, Meta! es gab mir einst einer meiner Freunde einen kostbaren Diamant in Verwahrung. „Du darfst ihn gebrauchen, wenn du willst, sagte er, nur daß ich ihn wieder erhalte, wenn ich ihn verlange.“ Nach einem Verlaufe von mehrern Jahren kam mein Freund, und forderte den Diamant zurücke. Wie, Meta, hätte ich ihn behalten sollen?

Meta. Das wäre des rechtschaffenen Theokles unwürdig gewesen.

Theokl. Ich gab ihm den Stein; denn er war sein Eigenthum. Er freute sich meiner Redlichkeit und der Bereitwilligkeit, mit der ich ihm denselben gab. Ich will nun, sagte er, den Stein schleifen, und ihm eine geschmackvolle Fassung geben, und dann mache ich dir ihn zum Geschenke. Er hielt Wort, und ich besitze ihn noch. Die Anwendung dieser Erzählung wird Meta wohl selbst machen können.

Meta. Du hast recht, Theokles! Ich bin nicht befugt, über die Vorsehung zu klagen,

die Kliton aus seinem bisherigen Standpunkte in einen andern rief. Denn er hieng ja, wie wir alle, ganz von ihr ab. Auch bin ich es gewiß, daß ich ihn bey allen den schönen Eigenschaften, die mir ihn hier schon so liebenswürdig gemacht haben, dort noch viel edler und vollkommener finden werde. Und diese Hofnung war seit seinem Tode mir noch nie mit dieser lebhaften, tröstenden Stärke gegenwärtig, als eben itzt. Aber wäre ihm der höhere Werth, den wir im Himmel erreichen, entgangen, wenn er noch länger in unsrer Mitte gelebt hätte?

Theokl. Ich fühle das ganze Gewicht, das du auf diese Frage legst. Ich kannte Kliton, und ich habe ihn stets aufmerksam beobachtet, besonders in solchen Verhältnissen, in denen der Mensch die Grundzüge und die verborgensten Seiten seines Charakters am sichtbarsten ausbietet. Ich habe aber jedesmal das sanfteste, redlichste, truglosesie Herz und die muthvollste Entschlossenheit in der Befolgung des Gesetzes an ihm bemerkt. Aber wer bürgt uns für das Herz eines Menschen? — eines Menschen von seinem Alter, der die Reize des Lasters nicht kennt und die Gleichgültigkeit,

womit die Welt über den Werth der höchsten Tugend urtheilt, nie erfahren hat? Ich kenne Menschen, die in der Jugend alles Gute versprachen, und als Männer im Kreise des bürgerlichen Lebens und der Geschäfte vor keiner Lasterthat errötheten.

Meta. Ein solcher Verfall wäre bey Kliton nicht möglich gewesen. Die Tugend war bey ihm Natur. O, wir hätten im Frieden unser Gütchen gebaut, und wären, sicher vor den Schlingen der Verführung, gut und fromm geblieben in unsrer glücklichen Einsamkeit.

Theokl. Wahrscheinlich wäre Kliton der edle Mann geworden, den er versprach; aber Wahrscheinlichkeit räumt die Möglichkeit des Gegentheils einer Sache bey weitem noch nicht auf die Seite. Nun aber hast du von seiner Veredlung und von seinem fortschreitenden Wachsthum an Weisheit und Tugend die höchste Gewißheit. Solltest du diese nicht jener Wahrscheinlichkeit vorziehen?

Meta. Ich fühle die Wahrheit deiner Worte, Theokles; und ich fühle die Beruhigung, die sie mir geben. Der Himmel hat mir ein Kleinod aus der Hand gewunden, damit

mit es nicht verdorben werde, und damit ich es glänzender und veredelter einst wieder erlange. — Aber ach, hätt ich es schon!

Theokl. Du wirst es wieder erlangen, Meta, denn die Bande, welche Geistesharmonie und Tugend geknüpft haben, bleiben ewig unzertrennlich. — Und dann, wenn du wieder im Besitze deines Kleinodes bist, wirst du die weislich bestimmten Zwecke der Vorsehung auch in dieser harten Schickung im hellsten Lichte erkennen, und anbetend und dankbar bewundern.

Meta. Es bleibt mir aber noch so Vieles in den Wegen dieser Vorsehung dunkel, wenn mein Blick auf dieses Grab hinfällt.

Theokl. Laß dich das nicht irren, o Meta! Wie sollte der kurzsichtige Mensch die Plane des Allmächtigen überschauen können? Es greifen in seinem unendlichen Reiche so viele tausend Triebwerke und Räder in einander, daß es uns unmöglich ist, alle ihre Zwecke und Verhältnisse zum Ganzen zu berechnen. Wir sehen nur die Theile des Letztern, und was uns in diesen Unvollkommenheit und Zerrüttung scheint, kann für jenes die höchste Vollkommenheit und Harmonie erzeugen. Genug, daß wir wissen,

daß in der Welt nichts geschieht, ohne unter der Aufsicht der höchsten Weisheit und Güte, und daß uns nie ein Leiden zugemessen wird, das nicht in ihrem Rathe zu unserm wahren Besten bestimmt wäre.

Meta. Aber nichts desto weniger ist uns das Leiden schmerzhaft.

Theokl. Es soll uns schmerzhaft seyn nach der Absicht des Weltbeherrschers. Denn eben durch die Empfindung seines Stachels muß das Gute bewerkstelliget werden, das sie uns bezielt. Aber indem wir unsre Trübsale aus diesem Gesichtspunkte betrachten, werden sie leichter und erträglicher, erschüttern unsre Ruhe weniger und befestigen die sittlich gute Gesinnung desto sicherer in uns, welche Gott durch sie zu erwecken sucht.

Meta. Bey alle dem liegt mir aber das Gute noch ganz im Schatten, das durch den Tod des tugendhaften Klitons bewerkstelliget werden sollte. Wenigstens ist es eine Null gegen den Kummer, den ich fühle, — gegen die Beklemmung, die die Brust meiner guten Mutter zusammen preßt, — gegen den Verlust, den die Welt durch seine rechtschaffene Thätig-

keit

keit leidet, — und, warum sollt ich es nicht sagen — vielleicht auch gegen den Verlust der guten Menschen, die er einst dem Vaterlande erzogen hätte.

Theokl. Meta, sage mirs aufrichtig, wenn du in die Jahre deiner Kindheit zurücke denkst, erinnerst du dich nicht, daß du dich manchmal für berechtigt hieltest, die Grundsätze, nach denen dein Vater gegen dich handelte, tadeln zu dürfen?

Meta. Warum sollte ich dir diese kindische Schwäche nicht gestehen?

Theokl. Du nennst deinen Tadel selbst kindische Schwäche. Damit erklärest du, daß du ihn nun für ungegründet hältst. Warum stehet aber deine itzige Meynung deiner damaligen so gerade entgegen, Meta?

Meta. Warum? — Weil ich nun überzeugt bin, daß das Herz meines Vaters nur der besten Absichten mit mir fähig war, — und daß jeder weise Erzieher genau so handeln muß, wie er gehandelt hat.

Theokl. Aber warum siehest du das itzt erst ein?

Meta. Weil ich damals noch ein Kind

war, unfähig seine Maasregeln zu beurtheilen. Nun haben mich Unterricht und Erfahrung gelehrt, daß ich irrte.

Theokl. Prüfe dich, Meta, ob deine Zweifel gegen die Wege der Vorsehung, die hier auf dem Grabe deines Lieblings dein Herz beunruhigen, nicht aus der nämlichen Quelle entspringen? Ich denke, du bist nun gerade wieder in demselben Falle. — Ueber die gütigen Absichten der Vorsehung bey allem, was uns widerfährt, wirst du wohl bey dir entschieden haben?

Meta. Wer könnte sie bezweifeln? Ich habe den Glauben an sie nie mehr bedurft, als eben itzt.

Theokl. Und daß dein Verstand von der Weisheit Gottes Millionenmal weiter abstehe, als deine kindischen Begriffe von der geprüften Einsicht deines Vaters? —

Meta. Ich gestehe, Theokles, ich gestehe meine Uebereilung; aber der Schlag, der mich traf, war so betäubend, daß mein Auge nichts sahe als den nächsten Gegenstand, der vor ihm lag, und der hätte kaum trauriger und schmerzender seyn können.

Theokl. Wie du itzt die Weisheit deines Erziehers erkennst, so wirst du auch einst, wenn du ein höheres Maas von Einsicht erlangt hast, die Weisheit des Allvaters anerkennen, und eben so mißfällig auf den Tadel seiner Fügungen zurücke blicken, den du dir erlaubt hast. Dann wird die Finsterniß verschwinden vor deinem Auge; und was du hienieden dunkel sahest, wirst du im hellsten Lichte erkennen. Dann werden dir alle Räthsel aufgelößt, die du nicht zu entwickeln vermochtest. Dann wird die Weisheit und die Güte des höchsten Wesens gerechtfertiget vor dir erscheinen, und deiner Vernunft durch die Darlegung ihrer Plane den anziehendsten Stoff anbieten. Dann, Meta, dann wird es überall hell um dich werden, und du wirst leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß hienieden nirgends eine Unordnung, nirgends eine Zerrüttung, nirgends ein eigentliches Uebel war, und daß alle diese Schreckgestalten im Grunde nicht viel mehr sind, als Geschöpfe der trüben menschlichen Phantasie.

Meta. Und, Theokles!

Was in der Dinge Lauf hier mißklang,
Tönt dann in ewigen Harmonien!

Herzenserleichterung eines Kammermädchens.

Was ich nicht für ein unglückliches Geschöpf bin! — Es muß doch, wahrlich, mit dem Menschen weit kommen, wenn er ein vernunftloses Thier beneidet. Und o! schon tausendmal preßte der Druck und die Ungerechtigkeit, die ich unaufhörlich leide, den Wunsch aus mir heraus: Wenn es mir doch einst so wohl würde, wie diesem Möpschen da, das von dem Teller meiner Gebieterin ißt und aus ihrem Becher trinket! — Ja mein Neid gehet, nach seinem gewöhnlichen Gange, in Haß über, und ich gebe, unbemerkt, dem Möpschen manchen Tritt, oder stupfe es tüchtig mit der Nadel, um das Schicksal, das mir so übel mitspielt, an seinem Günstling zu bestrafen. Ich weiß wohl, daß dieß Thorheit ist. Aber beweißt diese Thorheit nicht die Größe meines Unglücks? —

O du gute, selige Mutter, — und du weiser, edler Vater, wie oft sagtet ihr zusammen in frommer, redlicher Meynung: Wir können unsern Kindern nichts geben, als eine vernünftige Erziehung, und wenn sie diese erlangen, so

wer=

werden sie weit glücklicher seyn, als wenn wir ihnen aller Welt Schätze hinterließen. — Ach, ihr habt euch sehr getäuscht. Gerade diese vernünftige Erziehung und die guten Grundsätze, die ihr mir einprägtet, sind die Ursache aller meiner Leiden. Wäre ich unter Menschen von eurer Denkungsart gekommen, so dürfte es vielleicht mit jener frommen Hofnung seine Richtigkeit haben. Aber so stoße ich mit meinem Glauben und mit meinen Gesinnungen überall an. Wie sollte es auch dem Gerechten wohl seyn können unter den Ungerechten, dem Redlichen unter den Treulosen, dem Wahrheitsfreunde unter den Lügnern, dem Weisen unter den Narren?

Jedoch soll der Weg, auf den ihr mich geleitet habt, nie aus meinem Gesichte verschwinden. Mag er auch dornicht seyn; er ist doch der Weg der Wahrheit und der Vernunft. — Wie sollte ich auch je die Straße betreten können, auf der ich diese Leute wandeln sehe, die mir so verächtlich sind?

Verächtlich? — Einige meiner Freundinnen, oder vielmehr ein Paar Mädchen, mit denen ich täglich umgehe, — und das heißt

man

man hier Freundschaft — würden zurücke beben bey diesem Ausdrucke, wie bey einer Gotteslästerung, — und wehe mir, daß ich auch nicht, so wie sie, die Menschen achten kann um des Gewandes willen, das der Zufall über sie hergeworfen hat. Ich glaube, wenn von Achtung und Verachtung die Rede ist, mögen sich die Menschen alle so ziemlich gleich seyn, weil jene und diese immer nur von solchen Eigenschaften abhängt, die man nicht empfangen, sondern erworben, nicht verlohren, sondern hinweg geworfen hat. „Du mußt deiner gnä„digen Frau schon etwas vergeben können; eine „so vornehme Person muß man mit Ehrfurcht „betrachten; ein so alter Adel verdient Respekt; „du mußt wissen, daß du viel weniger bist als „sie.“ — Das predigen mir jene gute Freundinnen täglich vor. Aber, lieber Gott, daß ich ärmer, verachteter, unbedeutender bin als sie, weiß ich längst; allein, daß ich weniger werth seyn soll — wahrlich, wenn ich das glauben müßte, heute noch stürzte ich mich in den Bronnen. Und dann dieser vornehme Stand, und dieser alte Adel, wie kann ich für das eine oder für das andere Achtung haben,

wenn sie die Menschen nicht verdienen, denen sie zu Theil geworden sind? Ich kann vor jedem mein Haupt neigen, und vor jedem einen Knigs machen, und mich eines jeden unterthänige Dienerin nennen, — aber wer zwingt mein Herz, Hochachtung und Ehrfurcht zu empfinden, wo mein Verstand kein Verdienst bemerkt, das ihrer werth wäre? —

Ach wenn ich nur so dumm, oder so gedankenlos wäre, wie mancher andere ehrliche Mann, oder manches andere eben so ehrliche Mädchen. — Die Leute, welche die Dinge überall nehmen, wie sie sind, welche sich in allem nach Sitte und Gewohnheit richten, alles mit machen und über nichts nachdenken — o was sind das für glückliche Leute! Sie stoßen nirgends an, und wenn man an ihnen anstoßt, so krümmen sie höchstens den Mund, bedecken die schmerzhafte Stelle mit der Hand und springen flugs vom Wege auf die Seite. Aber ich kann mir die Unart durchaus nicht abgewöhnen, daß ich gleich jeden frage: was er für ein Recht habe, mir meinen Standpunkt streitig zu machen?

Ueberhaupt bin ich zu nichts weniger berufen, als zu einem Kammermädchen. Sie haben neu-

neulich auf dem hiesigen Liebhabertheater meine gnädige Frau, in den Indianern in England die Rolle der Gurli spielen lassen. Gerade so wie sich das stolze, ausfordernde, überall um Beyfall buhlende, gezierte Weib für diese Rolle schickte, so schicke ich mich für die meinige.

Meine Gebieterin hat mir schon tausendmal gesagt: Amalie, du wirst in Ewigkeit keine fille de chambre comme il faut. Sie hat recht, und ich habe es ihr bey Gelegenheit gestanden, daß ich längst an mir selbst verzweifelt bin. Niederträchtig kriechen und schmeicheln, — niemals nein, und immer ja sagen, — lachen und heiter thun, wenn einem vor Kummer das Herz zerspringen möchte, — staunen und bewundern, wenn die Dinge auch noch so gemein und alltäglich sind, — nie beleidiget werden, wenn man auch noch so sehr mishandelt ist, — in Aeusern treu und gerecht scheinen, und den Schalk im Herzen haben, — viel von Zucht und Tugend sprechen, und im Stillen Unzucht treiben und zur Unzucht helfen, — Stadgeschwätze, Lügen und Verläumdungen umher tragen, — an allen Thüren lauschen, — an allen Menschen zum Verräther wer-

werden, — und Religion und Gewissen dem Pöbel überlassen, — dieß wären die schönen Züge, womit ich das Wohlgefallen meiner gnädigen Frau erwerben könnte. Aber Gott behüte mich vor diesem Wohlgefallen, wenn es nur auf diesem Wege zugänglich ist. Lieber will ich in Ewigkeit die alte — Gans, das dumme Ding, die alberne Schwätzerin, die Kopfhängerin, die fade Landdirne, und was mir noch weiter für Ehrentittel ertheilt werden mögen, — bleiben, als ein Kammermädchen werden, comme il faut.

Unter diesen Umständen kann ich freilich meiner Gebieterin nie gefallen, so wenig als sie mir gefallen wird. Ich stehe so tief unter ihrem Ideale, als sie unter dem meinigen. Indeß kommt es doch darauf an, welches von beyden das richtigere ist, und welches den Forderungen der Vernunft am genauesten zusagt. Ich verlange, sie soll vernünftig, gerecht, weniger leidenschaftlich, weniger geizig, weniger stolz und weniger leichtsinnig seyn, um auf meine herzliche Achtung Anspruch zu haben. Und ich glaube nicht, daß ein billiger Richter meine Forderung verwerflich finden wird. Aber

wer kann ihr Beyfall geben, wenn sie schlechterdings darauf besteht, daß ich eine Schmeichlerin, eine Lügnerin, eine Kupplerin, eine Verläumderin, — und weiß der Himmel, was noch weiter, werden soll? — O es ist ein hartes Gesetz, das Lohn und Billigung an die Verläugnung der Tugend knüpfet!

Was mich am tiefsten schmerzt, ist die schnöde, hinwegwerfende, demüthigende Art, womit sie mich, und alles, was mir angehöret, und was ich hervor bringe, ansieht und behandelt. Ich kenne das Verhältniß wohl, in das Dienstbarkeit die Menschen gegen einander setzt, und ich bin weit entfernt, Liebe oder Vertraulichkeit zu erwarten, wo die Umstände Abhängigkeit, unbedingten Gehorsam und Zurückhaltung erheischen. Aber man müßte entweder ein Mensch ohne allen Werth seyn, oder aus schändlichem Eigennutz sich jede Herabwürdigung gefallen lassen können, wenn man gleichgültig zu bleiben vermöchte unter dem Drucke eines solchen Uebermuths und einer solchen Tyranney. Meine Gebieterin hat es mir zwar noch nie ausdrücklich gesagt, aber schon Millionenmal durch ihre Handlungen erklärt, daß

sie mich für ein Geschöpf halte, das in Ansehung seines Stoffes und seiner Form von ganz anderer, und zwar von sehr viel schlechterer Art sey, als sie selbst. Sie setzt voraus, ich soll von ihr durch nichts beleidigt werden können, — sie habe gegen mich keine Pflicht, — alles, was sie mir zur Belohnung meiner Dienste gebe, sey blose Gnade, — ich müßte es eigentlich für ein Glück halten, daß ich ihr das Hemd umwerfen und die Fliegen vom Gesichte jagen dürfe, — eine freundliche Miene von ihr müßte meine größte Seeligkeit seyn, — ich verdiene in nichts Rücksicht, Aufmerksamkeit oder Schonung, — mein Daseyn habe keinen andern Zweck, als die Befriedigung ihres Willens, — — und wehe dem, gegen den sein Nachbar nach solchen Voraussetzungen handeln darf. Ist es ein Wunder, daß ich unter dem Joche der unerträglichsten Sklaverey seufze? O, eine solche Herabwürdigung zu empfinden, ohne das Vermögen zu haben, seinen Werth geltend zu machen, erregt Gefühle vom unaussprechlichsten Schmerze, und sollte es mir nicht bald gelingen, von meinen Ketten frey zu werden, so wird sie mich früh oder spät entweder

in Verzweiflung, — oder, was doch noch schrecklicher wäre, in eine unempfindliche Lähmung aller meiner itzigen widerstrebenden Geistesanlagen hinstürzen.

Noch größere Beweise von Verachtung hat mir aber der ehrenwerthe Gemahl meiner gnädigen Frau bey einigen Gelegenheiten gegeben, und ich gestehe es, daß ich dadurch weit mehr beleidigt worden bin, als durch alles Unrecht zusammen genommen, was sie je sich gegen mich erlaubt hat. Erst spielte er mir gegen über die Rolle des braven, gefälligen, wohlmeinenden Mannes, und, ich läugne es nicht, ich ward durch seine Freundlichkeit bestochen, ihn eine Weile von ganzem Herzen hochzuschätzen. Aber er trug kein Bedenken, frühe genug seine Larve abzuwerfen, und sich mir in seiner natürlichen Gestalt mit einer Unverschämtheit zu zeigen, die mich aufs äuserste empörte. Ich gerieth in Wuth und Verzweiflung. O ihr guten Aeltern, solltet ihr es je geglaubt haben, daß ein vornehmer Bösewicht eure Tochter für seines Gleichen halten könnte? — Ich habe nun seinen Haß auf mich gezogen, und ich

empfinde ihn täglich. Ich kann mich durch nichts rächen, als daß ich ihn verabscheue.

Ja, — es bleibt dabey, die Tugend kostet hohe Preise, wenn ihr Freund in den Cirkel von lauter Lasterhaften verbannt ist. Doch mögen sie mich hassen und kränken und verfolgen, sie können mir doch die Freudigkeit des Geistes, die aus meinem ruhigen Gewissen entspringt, und die tröstliche Ueberzeugung nicht nehmen, daß ich tausendmal besser bin, als sie.

Eben dieser vornehme Herr hat aber mehr, als beynahe sonst irgend ein Mensch dazu beygetragen, meinen Glauben an die Tugend zu stärken, indem er mich lehrte, in welche Widersprüche das Laster seine Sklaven verwickelt, und zu welchen Thorheiten es sie verleitet. Man sieht, daß er ein treuloser Ehegatte ist, und was in Rücksicht auf mich blos Begierde blieb, wird bey hundert andern That und Handlung. Und doch giebt es keinen eifersüchtigern Ehemann, als ihn! — Daß er Ursache hat, die Tugend seines Weibes zu bezweifeln, das ist im Reinen. Aber daß er von ihr eine Tugend erwartet, die er selbst verhöhnt, daß er sich Ausschweifungen überläßt, die er an ihr

mit Feuer und Schwerdt rächen würde, daß er sich für berechtigt hält, Treue von ihr zu fordern, ohne sie ihr selbst zu leisten, — wer siehet hieraus nicht, daß auch der Verbrecher die Heiligkeit des Sittengesetzes anerkennt, und indem er die Erfüllung desselben von andern erwartet, während er es selbst vernachlässigt, sich in die Klasse der Unsinnigen herabsetzt. — Ich war noch keine acht Tage im Hause, als er mir mit einem fürchterlich drohenden Ernst das Gesetz gab, keine Aufträge und keine Briefe von seiner Frau an Mannsleute zu besorgen, ohne ihm erst Notitz davon gegeben zu haben, — und seit dem thäte es Noth, ich müßte alle ihre Tritte und Schritte verantworten. Sie nimmt es mit ihm in diesem Punkte nicht so genau; vielleicht zum Beweise, daß sie noch verdorbener ist, als er. Wahrlich! ich hätte es vor einem Jahre noch nicht geglaubt, daß es so schlechte Leute in der Welt geben könnte; viel weniger, daß ich unter ihnen leben, und wohl gar ihre Schlechtigkeiten manchmal zudecken helfen müßte.

Es ist mir ein unerträglicher Anblick, wenn ich dann doch den Herrn und die Frau einander

so schön thun, so schmeicheln und so liebkosen sehe, als ob nie ein Mißklang in die Harmonie ihrer Herzen getönt hätte. — O! wollt ihr die Schande der Menschheit sehen, so suchet sie in den Pallästen!

Ich habe vielleicht jenen so oft wiederholten Befehl des Herrn Hofmarschalls zu gewissenhaft befolgt, und dadurch den Strohm von Mißhandlungen selbst auf mich hingeleitet, den seine Gemahlin täglich über mich auszugiessen beliebt. Wenn ich ihr doch auch nur etwas recht machen könnte! Ich bin nie im Stande, ihr ihren Putz so anzulegen, daß er gefällt. Strebe ich nach Natur, so ist er gemein; strebe ich nach Kunst, so ist er geziert. Und so verhält es sich in allen andern Dingen. Bin ich dem Gesinde gegen über freundlich und gesprächig, so heiße ich niederträchtig und pöbelhaft; bin ich ernst und verschlossen, so heiße ich stolz. Komme ich nach Hause, ohne eine Neuigkeit mitzubringen, so bin ich ein dummes Ding, und noch unredlich oben drein; — und erzähle ich, was ich gehört habe, so sind es lauter Alletagssachen, ohne Interesse. Gebe ich die Speisen an die Köchin ab, wie es sich gebührt, so verschwende ich auf

Kosten der Herrschaft; — suche ich zu erspahren, so mache ich dem Hause Schande. Erscheine ich in einem guten, modischen Anzuge, so bin ich eine eitle Närrin, die sich über ihren Stand kleidet; — erscheine ich einfach und schmucklos, so schände ich die Ehre der Herrschaft. — Und das alles um einen elenden Lohn von zehn Reichsthalern, denen noch aus Gnaden ein paar zerfetzte Halstücher, oder ein zerlumpter Rock beygelegt wird.

„Man muß sich, wenn man dient, in alle „Fugen schicken, alles thun, und alles leiden „können,“ sagte mir neulich die Gouvernante, und sie mag Recht haben. Auch ist diese Maxime einer so verkrüppelten und verdorbenen Seele ganz würdig, als sie eine ist. Sie für ihren Theil übt sie redlich aus, und spielt zum Lohne dafür den Meister im Hause; was auch nicht anders seyn kann, da sie an sittlichem Unwerthe den andern vollkommen gleich, an List und Schlauheit ihnen aber unendlich überlegen ist. Doch, Gott behüte mich! daß ich nie nach ihrer Regel handle. Denn wer ist der verächtlichste Mensch? wahrlich, kein anderer, als

der im Stande ist, alles zu thun und alles zu leiden.

Ich hoffe das Ziel meiner Peinigungen dürfte nahe seyn. Da es mir meine Verhältnisse nicht erlauben, von den Thoren und Lasterhaften wieder zu den Weisen und Rechtschaffenen zurückzukehren, so muß ich es erwarten, bis es den erstern gefällt, mich aus ihrem Kreise hinauszustoßen. Dieß thaten sie aber bisher nicht, weil sie sahen, daß ich ihnen doch nützlich war, und weil sie eben um des Zwanges willen, der mich an sie fesselt, mich um so dreister mißhandeln konnten. Aber ein neuer Auftritt scheint meine Plagegeister meiner müde gemacht zu haben.

Der junge Graf von Z * * ein alberner Laffe, wie es ihrer in dieser Stadt zu Hunderten giebt, der kein Verdienst hat, als die genaueste Kenntnis der Etikette und der Moden, und keine Tugend, als die strengste Beobachtung derselben, machte meiner gnädigen Gebieterin seit einiger Zeit den Hof. Da man dem eifersüchtigen Scharfblicke des Herrn Gemahls nicht traute, so wurden die tete à tete in einem dritten Orte veranstaltet, und die geheime Korrespondenz durch den Friseur der Französin

besorgt. Der gnädige Herr fieng aber bald an, den Handel zu wittern, und der bisherigen Art von Mittheilung Hindernisse entgegen zu setzen. Dem Friseur wurde das Haus verboten, und die treue Gattin durfte ohne Zeugen nicht weiter über die Schwelle hinaustreten. Sie gerieth dadurch in die bejammernswürdigste Lage. Sie hatte alle Tage eine andere Krankheit. Sie lag beständig zu Bette. Sie beseufzte unaufhörlich bald die Bosheit der Menschen, bald die Grausamkeit des Geschicks, bald die pöbelhafte Unartigkeit ihres Gatten. Dabey hielt sie viele geheime Konferenzen mit der Französin und peinigte die Dienstboten, und besonders meine Wenigkeit bis aufs Blut. Man hat oft gesagt, es gleiche nichts der Wuth eines Mannes, der in Liebesangelegenheiten gestöhrt werde. Aber ich habe gefunden, daß die Wuth eines Weibes in demselben Falle sie noch weit übertreffe.

Vor wenigen Tagen gieng ich Abends auf dem Schloßplatze spatzieren. Hier begegnete mir der Günstling meiner Gebieterin, der einsam und in sich vertieft, ganz in der Gestalt eines verunglückten Liebhabers die Lindenallee hergeschlichen kam. Was die Herren von Stande

so selten vor den Mädchen aus der Bürgerklasse ohne besondere Absicht thun, thaten seine Excellenz; sie nahmen den Hut ab, machten eine tiefe Verbeugung, und fragten mich mit einem Blicke so voll Holdseligkeit, daß er meiner liebekranken Despotin wohl mehr als einer Krone werth gewesen wäre:

„Sind Sie wohl nicht, mein schönes Mamselchen, in den Diensten der Frau Hofmarschallin?“

Ihnen aufzuwarten.

„Dürfte ich Sie mit einem kleinen Auftrage belästigen?

Ich erwarte Ihre Befehle mit Vergnügen. Aber — setzte ich schalkhaft hinzu — wollen sich der Herr Graf nicht bedecken?

„Möchten Sie wohl die gnädige Frau meines Respektes versichern, und ihr zugleich sagen, daß mich mein Dienst hindere, sie heute an dem bestimmten Orte zu sehen; daß ich sie aber morgen Abends an demselben Orte gewiß sprechen werde?“

Ich — schwieg stille.

„Also — Sie haben die Güte, meine Bitte zu erfüllen?“

Sie werden mich dispensiren, mein Herr

Graf!

Graf! Ich lebe mit meiner gnädigen Frau auf keinem so vertrauten Fuße, daß ich Aufträge dieser Art an sie annehmen könnte.

„Sie werden sich ihr dadurch sehr empfehlen.“

Und gerade auf diesem Wege will ich nicht empfohlen seyn.

„Ein eigensinniges Mädchen!“

Sehen Sie, dort kommt unsre Gouvernante herein. Die wird sich Ihres Geschäftes mit Vergnügen unterziehen.

„Tant mieux!“ sagte der Hasenfuß, und flog der alten Kupplerin entgegen.

Seit diesem Auftritte wird meine Lage immer unerträglicher. Das abscheuliche Weib hat sich schon so weit vergessen, daß sie mir in allem Ernst Ohrfeigen zusicherte, und ihr Anerbieten wenigstens bis zu Kniffen und Rippstößen erfüllte. Ja, als ich gestern durch ein schreckliches Donnerwetter von Schimpfworten und Flüchen, dergleichen man sonst nur auf Wachtstuben zu hören glaubt, — betäubt, ihr eine Stecknadel verkehrt hinreichte, so stieß sie mir dieselbe bis an den Knopf in die Hand. — Ein schönes Gegenstück zu den erkünstelten Thränen, die sie, je nachdem Menschen um sie sind, über

eine

Mücke weinen kann, die das Unglück hat, in ihrer Theetasse zu ersaufen!

„Ich werde dich nun deinem Schicksale überlassen! Meine Gedult ist endlich müde!" — hat sie mir seit gestern und heute schon etlichemal in einem Tone gesagt, der mich hoffen läßt, daß es ihr Ernst damit seyn dürfte. — O Gott! lasse mir diese seeligste meiner Hofnungen — und lasse sie erfüllt werden!

Bin ich frey, — ja dann beneide ich freylich in der Welt keinen Menschen mehr, ob ich sie itzt gleich alle beneide. Schicket eine gute, edle Seele, von gesundem Verstande in das Zuchthaus, oder in den Kerker, oder auf eine wüste Insel, oder unter Barbaren, — sie wird sich vielleicht über ihr Schicksal erheben, und ihren eigenen Werth behaupten; aber jochet ihr die Dienstbarkeit auf, unter der ich seufze, und sie wird erliegen!

Zum Andenken der frommen Gräfin Sophie Eleonore von Limpurg.

Religiosität, worunter wir eine stete Achtsamkeit auf unsre Verhältnisse gegen Gott, ein unver-

verwandtes Hinblicken auf unsre Erwartungen in der Zukunft und eine feste Anhänglichkeit an die Tugend, in so ferne sie durch ein Gesetz des höchsten Wesens geboten ist, — verstehen, galt von jeher in dem Urtheile aller weisen Männer für einen der schönsten Züge in dem Charakter des Menschen, weil sie dieselbe als ein wirksames Hülfsmittel erkannt haben, unsre Gesinnungen zu bessern und zu veredlen, und unsre Herzen auf den dunklen Pfaden, die uns die Vorsehung hienieden gehen heißt, zu stärken und zu beruhigen. Wer sollte es auch im Ernste bezweifeln können, daß das fortdaurende, aufmerksame Anschauen der Größe, der Güte und der Weisheit des Weltschöpfers uns vorsichtiger, reiner, edler und getroster mache, und daß das Andenken an unsere Bestimmung für ein künftiges Leben uns mit den Leiden des itzigen aussöhnen und zum weisen Gebrauche desselben ermuntern? — Wird uns doch die Tugend erst eigentlich interessant, wenn wir Gott als den Gesetzgeber und den Vergelter derselben kennen lernen; und bliebe uns doch kein Mittel mehr übrig, unsre Kräfte zur Ertragung der Lebensbürden zu stärken, wenn man uns die Ueber-

zeugung hinweg nähme, daß wir uns hier in einem Zustande der Erziehung befinden, in dem wir zu einer größern künftigen Vollkommenheit gebildet werden sollen.

Schade, daß der leichtsinnige, trunkene, üppige Geist unsers Zeitalters diese Gesinnung immer mehr verdrängt, so daß in vielen Zirkeln Religiosität lächerlich und verächtlich macht, und als gleichgeltend mit Heucheley, Pharisäismus und Schwärmerey verhöhnt wird. — Als ob man die Würde der Religion nicht anerkennen, für Gott und seinen Willen keine Ehrfurcht empfinden, sich nicht seiner Vorsehung über die Handlungen und Leiden der Menschen freuen, nicht mit seinen Blicken auf den Gräbern und der Zukunft weilen könnte, ohne in diejenigen Verirrungen zu fallen, deren Quellen Aberglauben, Verstandesschwäche und Uebermaas der Einbildungskraft sind? — Wie oft man doch die Menschen an den alltäglichsten aller alltäglichen Gemeinsätze erinnern muß, daß unter der Sonne nichts so schön und gut sey, was nicht durch Misverstand und Misbrauch häßlich und schlecht werden könnte?

Der Charakter unsrer Voreltern hat in dieser

ser Rücksicht vor uns einen Vorzug, den wir, wenn es uns nicht gelingt, denselben auf uns überzutragen, mit all' unsrer Aufklärung, Verfeinerung und Humanität bey weitem nicht aufwägen. Unter ihnen galt Religiosität für die höchste Zierde des Mannes und des Weibes, und die Religion wohnte eben sowohl in den Pallästen, als in den Hütten. Zwar ward sie oft durch Aberglauben, durch schwärmerische Begriffe und Erwartungen und durch eine allzugroße Anhänglichkeit an den Buchstaben verdunkelt. Allein, abgerechnet, daß dieß eine unvermeidliche Folge des sparsamen Lichtes der Erkenntniß war, das ihnen leuchtete, so konnten dadurch doch die guten Wirkungen des religiösen Sinnes nicht geradezu erstickt werden, vielmehr bemerken wir unter ihnen im Durchschnitte eine Achtung für die höchsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens, eine Pünktlichkeit in den Uebungen der Religion, eine Zartheit des moralischen Gefühls, eine Gottesfurcht, eine stete Empfindung der Allgegenwart unsers Gesetzgebers und Richters, ein fortdaurendes Hinblicken des Geistes auf Gott, Vorsehung und künftiges Leben, — welches

alles

alles die Herzen weit mehr zum Gutseyn antreiben und erwärmen mußte, als die hohe, eiskalte Weisheit, mit der wir uns brüsten, und die uns oft die wichtigsten Lehren und Verheißungen der Religion, als unbrauchbar für uns, dem Pöbel zur Puppe oder zum Zaume überlassen heißt.

Unsre Zeitgenossinnen könnten kaum einen unfehlbarern Weg, um zur wahren Würde des Weibes zu gelangen, einschlagen, als wenn sie, ohne die geläuterte und richtigere Erkenntniß unserer Tage zu verläugnen, wieder zu dem Geiste der Frömmigkeit, der ihren Müttern eigen war, zurücke kehrten, den hohen Werth der Religion schätzen lernten, ihre Uebungen mit der alten Wärme betrieben, und ihren schönsten Schmuck in die durch sie gepflanzten Gesinnungen setzten. Sollten sie es wenigstens nicht anfangen einzusehen, daß es fast keinen widrigern Anblick giebt, als ein Weib, das den starken Geist zu spielen sucht, und, um einen Anspruch auf die Ehre eines über die Vorurtheile des großen Haufens empor gewachsenen Kopfes zu erlangen, im Tone des Spötters, oder des prüfenden Kenners über die heiligsten Wahr-

heiten abzusprechen wagt? Denn diese giebt damit deutlich genug zu erkennen, daß sie sich einen Ruhm anmasse, der für sie kein würdiger Zweck des Bestrebens ist, und daß sie, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, kein Bedenken trägt, den Charakter der Weiblichkeit auszuziehen. Doch dieses Widrige ist noch ein kleines Uebel in Vergleichung mit den schlimmen sittlichen Folgen, welche die Gleichgültigkeit gegen die Religion, und noch vielmehr die Verachtung derselben, für unsre Töchter nach sich zieht. Sie sind durch die Natur und durch unsre moralischen Begriffe vorzüglich zu den Tugenden der Sanftmuth, der Bescheidenheit, der Mässigung, der Menschenliebe, der Geduld, der Sittsamkeit und der häuslichen Thätigkeit berufen. Wie schön und wie leicht gedeihen aber diese Tugenden unter der Pflege der Religion? Lasset hingegen eure Töchter gegen diese kaltsinnig werden, und ihr werdet bald genug sehen, wie Leichtsinn, Eitelkeit, Modesucht und Uebermacht der Sinnlichkeit alle jene schönen Züge aus ihrem Charakter verwischen. Wissen wir es doch aus dem Zeugnisse der Geschichte, daß die besagten Tugenden in demselben Verhältnisse

seltener geworden sind, in dem die Achtung für die Religion aus den Zirkeln der Weiberwelt verschwand. —

Ich erneure hier das Andenken einer edlen, vortreflichen Frau, welche besonders durch ihre Religiosität, durch ihre auf dieselbe gepflanzten Tugenden, und durch ein in ihrem Zeitalter seltenes Maas von Verstandesbildung ein viel zu schönes und nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hat, als daß man es der Vergessenheit überlassen sollte.

Sophie Eleonore, eine Tochter des Grafen Johann Wilhelm von Limpurg *) ward am 29. Novemb. 1655 auf dem Schlosse

*) Die Grafschaft Limpurg ist ein gebürgichtes, holzreiches und fruchtbares Ländchen, das sich an der nördlichen Gränze von Schwaben, zu beyden Seiten des Kochers ausbreitet, und auf einem Flächenraume von 6 Quadratmeilen ungefähr 16000 Inwohner nährt. Seit dem Absterben des Limpurgischen Mannsstammes ist das Land unter mehrere Besitzer vertheilt.

Schmiedelfeld gebohren. Sie vermählte sich im Jahre 1673 mit dem Grafen Vollrath von Limpurg zu Ober-Sontheim, ward Mutter von 11 Kindern, wovon aber nur fünf Töchter sie überlebten, und starb 1722 in ihrem sieben und sechzigsten Jahre zu Spekfeld in Franken.

Sophien ward von der Vorsehung ein mühsamer, dornichter Weg durchs Leben vorgezeichnet, und nichts bestätiget die so oft gepredigte und so oft vergessene Wahrheit, daß ein glänzender Stand und große Reichthümer bey weitem keine sichere Schutzwehre gegen das menschliche Elend seyen, so laut, als ihr Beyspiel. Von diesem Elende, sagt sie selbst, sey ihr ein volles, gerütteltes und überflüßiges Maas zu Theil geworden, und es habe gleichsam schon in den ersten Augenblicken ihrer Existenz begonnen. Drey Wochen vor ihrer Geburt starb ihr Vater, und sterbend legte er seine Hand auf den Leib ihrer Mutter, und sprach Segen und Trost über die in demselben reifende Frucht aus. Die Muttermilch, fährt sie fort, die ich trank, war mit tausend bittern Thränen der Säugerin vermengt. Ich mußte vor allen

an-

andern meines Standes und Hauses auf das väterliche Land und Erbe Verzicht thun; unter vielem Elende des Waisenstandes wuchs ich empor, und mehr als männlichen Glauben und männliche Kraft forderten die Trübsale und die Verfolgungen, die während meines ehelichen Lebens über mich hereinbrachen. — Und als sie dieses schrieb, war der gefährlichste Sturm noch nicht überstanden. Noch lebte ihr Gatte, und die Anschläge ihrer Widersacher, die nichts geringeres bezielten, als ihren Kindern das ganze väterliche Gut zu entziehen, waren zur Zeit blos vorbereitend.

Diese widrigen Schicksale scheinen zur Befestigung des frommen Sinnes, den ihre Mutter, die Gräfin Marie Juliane, eine gebohrne von Hohenlohe, in ihrer frühsten Jugend schon in ihr Herz legte, am meisten beygetragen zu haben. Bey einem steten, ungestöhrten Genusse der Freuden des Lebens, und bey einem Schicksale, das unsre Hofnungen und Wünsche nie auf eine schmerzhafte Weise vereitelt, ist nichts gewöhnlicher, als daß uns die Lehren der Religion allmählich fremde, ihre Verheissungen gleichgültig, und ihre Forderungen un-

interessant werden. Auch sind wir mit unserm Zustande und mit uns selbst so ganz zufrieden, daß uns unsre künftige Bestimmung sehr wenig kümmert, und jeder gute Eindruck, der durch eine religiöse Erziehung auf uns gemacht worden ist, nach und nach verlischt. Aber wenn es uns kümmerlich geht, wenn es uns um Trost bange zu werden beginnt, so suchen wir diesen Trost in den Begriffen von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, und wir eilen, uns der Religion in die Arme zu werfen, die uns von der Wahrheit dieser Begriffe überzeugt. Je häufiger die Stürme des Lebens uns treffen, desto länger verweilen wir gewöhnlich in ihren Armen; wir werden mit ihr allmählich so vertraut, und sie verschlingt sich so innig in unsre ganze Denk- und Handlungsweise, daß sich endlich alle Züge unsres Charakters in die Form umwandeln, welche das uns von ihr aufgestellte Ideal fordert.

Dieß war auch der Fall bey der frommen Sophie. Ihre Religiosität war nicht, was sie durch Mißverstand, Schwärmerey und Heuchelsinn bey so manchen andern ist, ein bloßer, der Gottheit aus Eigennutz geleisteter Hofdienst.

dienst, ein eitles Werk der Phantasie, ein verächtliches Spiel mit dem höchsten Heiligthum, oder eine Maske des Lasters. Nein, sie war bey ihr eine feste Ueberzeugung von der Größe, Güte und Allgegenwart Gottes, ein lebhaftes Gefühl unsrer Abhängigkeit von Gott, ein unverwandtes Hinsehen auf unsre Bestimmung, und eine strenge Achtung für das Gesetz der Sittlichkeit, erweckt und erhalten durch die Erinnerung, daß dieses Gesetz der Ausdruck des göttlichen Willens ist. Daher ihre redliche und herzliche Liebe gegen alle Menschen, ihre sorgfältige Geschäftigkeit, wenn es auf Unterstützung der Nothleidenden ankam; ihre Nachsicht gegen die Schwächen anderer; ihre mütterliche Güte gegen ihre Unterthanen; ihre in den höhern Klassen so seltene Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit; ihre gewissenhafte Strenge in der Uebung ihrer besondern Pflichten; daher diese ausdaurende, unerschütterliche Geduld im Leiden. — „Der Glaube, sagt sie, bringt den Menschen nicht zur Seeligkeit, er erweise sich denn durch Werke. Was ist euer Körper ohne die Seele? — Was ist der Glaube ohne Werke?" — Und ihr ganzes Leben war ein Aus-

druck dieser gesunden, ganz im Geiste des Christenthums aufgefaßten Ueberzeugung.

Sie bewies es besonders durch die Treue und den Fleiß, die sie auf die Erziehung ihrer Töchter verwendete, zu welch' einem thätigen Eifer sie sich in der Ausübung alles Guten durch die Religion angespornt fühlte. Sie arbeitete in diesem Geschäfte unverrückt auf den moralischen Endzweck hin, und glaubte ihren Kindern keinen größern Reichthum, und kein sichereres Verwahrungsmittel ihrer Würde und ihrer Glückseeligkeit hinterlassen zu können, als ein tugendhaftes, durch das Evangelium geheiligtes Herz. Sie leuchtete in der Mitte ihrer Familie als ein schönes Bild der Frömmigkeit und des vernünftigen Glaubens, und kein unreiner Gedanke konnte ihr gegen über in der Seele des andern wurzeln. Denn ihr Anstand, ihre Gebehrde und jedes ihrer Worte athmeten den Geist der höchsten Tugend. Wie viel mußten ihre Kinder gewinnen, indem sie einem solchen Muster nachwandelten? Und wie wirksam mußte aus einem solchen Munde jedes Wort der Warnung und der Ermunterung seyn? — Noch ist eine ihrer Reden an ihre Töchter vorhanden,

in der Zuschrift eines ihrer Bücher, das sie ihnen gewidmet hat. Man kann kaum eine herzlichere, wärmere und naivere Ergiessung der Empfindungen einer für das geistige Wohl ihrer Kinder ängstlich besorgten Mutter lesen. Zärtliche Liebe gegen sie, lebendiges Interesse für das Eine, was dem Menschen Noth ist, standhafte Resignation auf allen Tand der Welt, fester Muth im Leiden, und froher Hinblick auf das Glück der Zukunft, ausgedrückt durch das sehnliche Streben, dieselben Gesinnungen in den Herzen derjenigen zu erwecken, mit denen sie spricht, — wehen durchaus in dieser mütterlichen Ermahnung. Und wie rührend ist die erste und größte ihrer Bitten an sie: „Unter vielen Trübsalen und in großer Betrübnis habe ich euch unter meinem Herzen getragen; mit Schmerzen und Lebensgefahr habe ich euch gebohren; gönnet mir nach so vielem Elende nur die Freude, die Früchte eurer Gottseeligkeit einzuerndten!"

Sophie war eine Mutter der Armen ihres Landes. Haufenweise sahe man sie vor ihrer Thüre zusammenströhmen, und getröstet, erquickt, und ihre Wohlthäterin segnend, kehrten

sie in ihre Hütten zurück. Täglich ließ sie für dürftige Kranke Speise zubereiten, arme Kinder ließ sie kleiden und unterrichten; verlassene Wittwen unterstützte sie reichlich; und wo es auf eine gute Anstalt zur Linderung des menschlichen Elendes ankam, war niemand bereitwilliger und eifriger mitzuwirken, als sie. Das erprobte sie besonders bey der Errichtung des Waisenhauses zu Ober-Sontheim, welches ein würdiger und frommer Prediger, der selige Superintendent Müller, durch große Aufopferungen von seinem eigenen Vermögen und durch die Beyhülfe edler Menschenfreunde in allen protestantischen Ländern gründete, und so sehr in Aufnahme brachte, daß in der Zeit seiner schönsten Blüthe 40 Pfleglinge darinn unterhalten werden konnten. Aber ohne Sophiens Mitwirkung wäre die Anstalt nie zu dieser Größe gelangt, und wahrscheinlich itzt ganz zerfallen. Sie ermunterte ihren Gemahl, daß er für dasselbe Hofraum und Garten, wie auch das nöthige Holz zu den Gebäuden herschenkte, das Haus mit großen Privilegien begünstigte und ihm im Umfange des Landes einige beständige Gefälle anwies. Sie unterstützte den

den Unternehmer mit beträchtlichen Summen aus ihrer Chatoulle. Sie brachte durch ihre Verbindungen und durch ihr Ansehen große Unterstützungen von dem Auslande herbey. Sie besuchte das Haus öfters, und kam nie leer; und vor ihrem Tode bedachte sie dasselbe noch mit einem ansehnlichen Legate. — In spätern Zeiten kam die Anstalt um vieles von dem Flore herunter, den sie in Sophiens Periode erlangt hatte; indeß ist sie doch im Stande, immer 10 bis 12 Pfleglinge zu unterhalten.

Bey der großen, gespannten Sorgfalt, mit der sie für die Reinigkeit ihres Herzens wachte, und den steten Fortgang ihres moralischen Wachsthums betrieb, verschmähte sie auch sinnliche Mittel nicht, welche dazu dienen konnten, die Richtung ihres Geistes auf Gegenstände der Religion zu erhalten, und die Aufmerksamkeit auf die Forderungen des Gewissens fortdaurend zu spannen. Sie hatte ihr Zimmer mit einer Menge Gemälden verschönert, welche theils die Verheissungen, theils die Pflichten des Christenthums allegorisch darstellten, oder Scenen aus der heiligen Geschichte schilderten. Unter alle diese Gemälde hatte sie von ihr selbst verfertigte

tigte Verse gesetzt, welche den moralischen Sinn derselben erklärten. Ein Stück z. B. stellte eine vom Blitze angezündete, brennende Stadt vor; auser derselben sitzt eine Person mit ihren wenigen geretteten Habseligkeiten, und sieht in den Brand hinein. Dazu schrieb sie die Worte:

Der Himmel blitzt und kracht, der Donner schlägt und zündet
Ein großes Feuer an. Wer den Verlust empfindet,
Der ruf' in solcher Noth den besten Helfer an,
Weil seine Allmachtshand es alles wenden kann.

Auf einem andern Stücke blickt eine Person in den offen stehenden Himmel, mit der Hand reichet sie nach der über ihr schwebenden Krone, und mit den Füßen tritt sie die Lüge und die Lästerung. Dazu die Verse:

Mein Zeug ist in der Höh, und der mich kennt, im Himmel,
Nach solchem seh ich auf, und trete das Getümmel
Der Lästrung unter mich, erwartend jene Kron,
Der Unschuld besten Trost und reichen Gnalohn.

Die Hochzeit von Kana erhielt folgende Unterschrift:

Es sind auch meine Krüg von Thränen voll
geflossen,
Die ich in meinem Kreuz und Jammer schon
vergossen.
Komm, Jesu, wandle es einmal in Freuden-
wein,
So wird bey mir der Dank und dir die Ehre
seyn.

So fand sie, indem sie in dieser moralischen Gemäldegallerie umher wandelte, in ihr Erinnerungen an die Gründe des Trostes im Leiden, der Standhaftigkeit im Guten und der Hofnung im Tode, und was der Wahrheit an sich an Kraft entgehen mochte, das ersetzte ihr die Stärke des sinnlichen Eindrucks.

Sophie besaß eine ausgebreitete Belesenheit, besonders in solchen Schriften, welche religiöse Gegenstände behandeln, und übertraf an theologischen Kenntnissen und gesunder Beurtheilung des Stoffes derselben wahrscheinlich alle Prediger ihres Landes. Sie begnügte sich aber nicht damit, blos zu lesen, sondern sie überdachte und prüfte auch das Gelesene, und

schrieb

schrieb, schon seit dem vierzehnten Jahre ihres Alters, die Resultate ihres Nachdenkens erst nur in einzelnen, unzusammenhängen Sätzen, dann aber in längern, ausgearbeiteten Betrachtungen nieder, und so entstanden die theologischen Schriften, die sie herausgegeben hat. Sie ward eine so fruchtbare Schriftstellerin, daß die beyden von ihr herrührenden Werke gegen 16 Alphabete in Quart betragen.

Das eine ist betittelt „Geistliches Kleeblatt“ *) und beantwortet mit großer Umständlichkeit in drey Theilen die Fragen, in welche man nach dem damaligen Gang in der Darstellung der Religionslehren das ganze System derselben zusammen zog, wie der Christ recht glauben, — christlich leben — und sich christlich zum Tode bereiten soll. Dieses Buch enthält also eine vollständige Abhandlung des religiösen Lehrbegriffes, mit Einschluß der darauf gebauten Moral, — und da die beyden erstern Fragen diesen Gegenstand schon völlig erschöpfen, so beschäftiget sich die dritte ausschließlich mit Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit. —

Ein

*) Es erschien zu Frankfurt und Leipz. 1709.

Ein 102 Seiten starker Anhang enthält eine Sammlung der geistlichen Lieder, die sie gedichtet hat. Man kann den Geist derselben durch die oben angeführten Proben ihrer von Dichtkunst zum Theile beurtheilen. Sie verläugnen den Geschmack ihres Zeitalters nicht. Aber sie zeichnen sich durch fromme Gesinnung, Leichtigkeit und Natur, und oft auch durch einen kühnen Schwung der Phantasie aus, und gehören deshalb sicher unter die beßten Produkte, welche in der frühern Periode der deutschen lyrischen Poesie hervorgekommen sind. Sie fanden auch so vielen Beyfall, daß mehrere in die bey den protestantischen Gemeinden eingeführten Gesangbücher aufgenommen wurden.

Die zweyte Schrift, *) „der Weisen Tugendleuchte," ist ein Lehrgebäude der christlichen Sittenlehre, in deren Ausübung sie den Charakter der „Weisheit" setzt. Sie geht hier von der Darstellung der Natur des Menschen aus, schildert die Züge im Charakter des Weisen, stellt den Charakter des Lasterhaften damit in Kontrast, zählt die besten Hülfsmittel zur Erlan-

*) Sie erschien zu Hall in Schwaben. 1714.

langung der Weisheit auf, und malt die daraus entspringenden Tugenden ab. Diese Schrift ist insbesondere ein schätzbares Denkmahl ihres ausgereiften Verstandes, ihrer mannigfaltigen Kenntnisse, ihrer Uebung im Forschen, ihrer vorurtheilsfreyen Denkungsart und ihres gebildeten Charakters.

Es hieße eine unbillige Erwartung, wenn man in den Schriften der frommen Gräfin schon das hellere Licht suchen wollte, das erst später über die Gefilde der Religion aufgegangen ist. So scharf der Blick war, mit dem sie die Gegenstände ihres Nachdenkens betrachtete, und so weit sie sich auch an Lauterkeit der Gesinnung und an Festhaltung des Geistes der Religion über die meisten theologischen Schriftsteller ihrer Zeit emporhub, so hiengen ihrem Systeme doch noch immer sehr viele von jenen Flecken an, die dazumal kaum hie und da ein tiefforschender Weiser hinweg zu wischen wagte. Zwar war sie nicht von der Parthey der strengen Orthodoxen, welche nur an dem Buchstaben klebten, und über dem Wissen und Glauben das Handeln vernachläßigten, sondern näherte sich mehr derjenigen Vorstellungsart, welche durch Arndt

und

und Spener in Deutschland eingeführt ward, und wie man weiß, bey allem Dringen auf Heiligung, doch der Einbildungskraft und dem Gefühle zu viel einräumte, als daß die höhern Ansprüche der Vernunft nicht hätten Abbruch leiden sollen. Daher fiel sie nicht selten in das kraftlose Bilderspiel, in die sinnliche Herabwürdigung der erhabensten Gegenstände, und in die inkonsequente Wundersucht, die man an dieser Schule, bey aller Achtung für ihr letztes Ziel, und für die Verdienste, die sie sich in der That um die religiöse Kultur erworben hat, von jeher tadelt. Doch hielt sie, geleitet durch eine gebildete Vernunft, in allen diesen Stücken weit mehr Maaße, als ihre meisten andern theologischen Zeitgenossen, und faßte den wahren Zweck der Religion zu fest ins Auge, als daß er ihr durch irgend eine menschliche Lehrform hätte entrückt werden können. Gottseliger Wandel, auf rechten Glauben gebaut, war der Geist *ihrer* Religion, — folglich kam sie in der Hauptsache mit allen Weisen und mit den aufgeklärtesten Denkern der alten und neuen Zeit überein, und hatte vor einem großen Theile derselben noch den Vorzug, daß sie dieses ihr

Hauptresultat in ihrer ganzen Denk- und Handlungsweise redlich übte.

Sie war Denkerin im strengen Verstande, und von Schwärmerey und Mysticismus unendlich weit entfernt. In ihren Schriften weht ein philosophischer Geist, den man in den Werken ihrer theologischen Zeitgenossen so selten findet. Ueberall ringt sie nach Deutlichkeit und nach Gründen, und in ihrer ganzen Gedankenreihe herrscht Lichtfülle, Bündigkeit und Zusammenhang. In dem angeführten moralischen Handbuche stellt sie Betrachtungen über die geistige Natur des Menschen an, welche die vertrauteste Bekanntschaft mit den Untersuchungen der Philosophen ihrer Zeit und eine bey ihrem Geschlechte sehr ungewöhnliche Uebung im Denken verrathen. Dabey würzt sie ihre Aufsätze mit einer Menge Anekdoten und Excerpten, die sie bey ihrer Lektüre gesammelt hatte. Sogar die Schriften der Griechen und der Römer, wie auch der Kirchenväter hatte sie gelesen, und dasjenige, was ihrer eigenen Denkungsart zusagte, daraus ausgezogen. Wenige Gelehrte unsrer Nation schrieben im Anfange dieses Jahrhunderts ein so reines Deutsch, als Sophie.

Ihren

Ihren Geist, ihren hellen Blick, ihre gesunde und reife Beurtheilungskraft werden meine Leserinnen am besten kennen lernen, wenn ich aus ihrer Tugendleuchte ihre Schilderung eines weisen Edelmanns aushebe. Zwar nehme ich mir die Freyheit, das Gewand ihrer Gedanken etwas zu modernisiren, — weil ein altmodisches Gewand oft so sehr gegen die Person einnimmt, daß man all' ihr Gutes darüber übersieht; — hingegen ihre Gedanken selbst sollen sowohl in Absicht auf ihren Gehalt, als ihren Gang, ohne den mindesten fremden Beyschlag erscheinen.

„Der weise Edelmann, sagt sie, ergötzt sich nicht an den Säulen oder Bildern, welche zur Ehre seiner Voreltern aufgestellt worden sind. Er will nichts entlehnen von ihrem Glanze; er stützet sich nicht auf ihr Ansehen, sondern auf seine eigene Tugend. Er betrachtet seinen Rang nicht als ein ererbtes, sondern als ein erworbenes Gut. Er wird nicht stolz bey dem Anblicke desselben, es macht ihn schamroth bey dem Gefühle seiner Fehler. Die Vorzüge ihres Geistes sind ihm wichtiger, als die Schönheit ihrer Abbildungen. Nicht

 durch

durch Herrschen und Befehlen zeigt er seine Hoheit; er ist den Fixsternen gleich, je höher sie stehen, desto kleiner erscheinen sie. Höflichkeit und Gefälligkeit sind unzertrennlich vereint in seinem Charakter; und sie sind nicht entsprungen aus einer niedrigen Denkungsart, sondern aus einer richtigen Selbstkenntniß. Seine Börse und seine Hand stehen allezeit offen; nicht aus Ehrsucht, sondern aus Streben, die Würde seines Standes zu behaupten. Er unterscheidet die Schmeichler von Freunden, und die Wohlthaten, die man hingiebt, von denen, die man umtauscht. Sein Haus ist keine Wohnung der Schwelger und keine Freystätte der Lasterhaften. Wegen seiner Reichthümer und Aemter schätzt er sich nie höher als andere; sein Maasstab ist nur das Verdienst. Er weiß, daß er von jedermann beobachtet wird; um so mehr hütet er sich, irgend ein böses Beyspiel zu geben. Jede Tugend ist sein Schmuck; jedes Laster verdammt und verabscheut er."

„Die Lektüre ist eine seiner größten Beschäftigungen. Ein Mensch ohne Wissenschaft ist in seiner Ueberzeugung, auch ohne

Ehre; Unwissenheit erhebt niemals zur Ehre; der Wegweiser und die Staffel zu ihr ist die Wissenschaft. Nicht Kinderspiele, sondern die Uebungen, die den tapfern, vernünftigen Mann bilden, sind die Geschäfte seiner Jugend. Nie verderbt er thöricht die Zeit; auch bey seinen Vergnügungen sucht er sie weislich zu nützen. Zwingt ihn der Wohlstand zum Spiele, so ist er nie gierig aus Gewinnsucht, und nie erzürnt bey dem Verluste."

„Nicht als Sklaven, sondern als freye Menschen, die in der Dienstbarkeit und in dem Beyfalle ihrer Herrschaft ihr größtes Glück finden, betrachtet er sein Gesinde und seine Hausgenossen. Er fordert nicht mehr von ihnen, als sie leisten können. Er lohnt sie nicht nach seinem Versprechen, sondern nach dem Werthe ihres Dienstes. Freygebigkeit und Gütigkeit leiten ihn stets ihnen gegen über."

„Stilleschweigen gilt ihm oft mehr als Beredsamkeit. Kein Dienst ist bey ihm verlohren. Durch die Verwendung seines Reichthums befestigt er sein Ansehen. Er hält kein Register der Menschen, die ihm verpflichtet sind; und hat er auf ein unfruchtbares

Erdreich gesät, so ist er zu liebreich, als daß er dem andern seine Wohlthaten vorrücken, und zu großmüthig, als daß er sie zurückfordern sollte. Niemand mischt so bald seine Thränen mit den Thränen der Unglücklichen; niemand ist so bereitwillig, — ungebeten und unbemerkt — ihnen zu helfen. Er ist im Krieg und Frieden stets derselbe; dort weiß er die Streiter in den Kampf zu führen, hier nicht minder dem Vaterlande zu dienen. Es ist ihm mehr darum zu thun, daß er seinen Schöpfer ehre, als daß er Ehre von den Geschöpfen empfange. Das Streben nach Menschengunst ist ihm Thorheit, wenn er nicht des göttlichen Beyfalls gewiß ist. Seine Dienste sind beständig tapfer, zwanglos. Nie vergißt er es, daß das Geblüt dem Edlen den Leib giebt; daß aber der wahre Adel allein durch Tugend erworben und erhalten wird."

Sophie war, wie gesagt, die Gemahlin des Grafen Vollraths von Limpurg. Da die sämtlichen männlichen Glieder dieses Hauses abgestorben waren, oder doch keine männlichen Erben mehr erwarten durften, so lag die Erhal-

tung

tung des Mannesstammes einzig an ihrer Ehe. Sie gebahr drey Söhne. Alle schieden aber in der Blüthe ihres Lebens dahin. Vollraths Bruder starb im Jahre 1705 und er wurde durch diesen Tod Besitzer von dem größten Theile des Landes; aber er war der letzte seines Geschlechts, und alle Hofnung war verschwunden, es nicht zu seyn.

Wie es nicht Sophien schmerzen mußte, einem ihrer Söhne nach dem andern in das Grab zu sehen, zumal, da die politischen Folgen dieses immer wiederkehrenden Verlustes für sie und ihre Familie so äuserst drohend schienen! — An dem kaiserlichen Hofe betrachtete man nämlich beynahe die sämtlichen limpurgischen Besitzungen als ein Reichslehn, das heißt, als ein solches Gut, das der Kaiser nach Erlöschung des Mannsstammes derjenigen Familie, die es besitzt, einer andern übergeben kann. Man war auch zu Wien so fest davon überzeugt, daß der Kaiser Leopold schon im Jahre 1693 dem damaligen Churfürsten von Brandenburg, und nachherigen ersten König von Preussen, Friedrich zur Belohnung der ihm von demselben geleisteten Dienste, die

Anwartschaft auf die såmtlichen limpurgischen Reichslehn einräumte. Graf Vollrath verwahrte sich zwar gegen dieses Verfahren aufs feyerlichste; er bewies in umständlichen Proceßschriften, wie beynahe alle Stücke seines Landes von seinen Voråltern erworben worden, und folglich in keinem lehnbaren Verbande mit dem deutschen Reiche stehen; er trat mit preussischen Geschäftsführern zusammen, um die Sache zu vergleichen. Aber wie wenig konnten Vollrath und Sophie von alle dem erwarten? — Man hatte es mit einem furchtbaren Gegner zu thun, der durch seine Macht die einleuchtendsten Gründe vereiteln konnte. Dieser besaß die Gunst des Richters, der die Streitfrage entschied. Vollraths Bruder, der Graf Georg Eberhard, hatte die preussischen Ansprüche für gültig erklärt. Es schien nichts gewisser, als daß nach seinem Tode seine hülflose Wittwe mit ihren Töchtern unter der Gewalt solcher mächtigen Widersacher erliegen müßten.

Endlich starb der Graf Vollrath am 19. August 1713 — und allgemeine, tiefe Trauer breitete sich über das ganze Land aus. Die

gräfliche Wittwe hatte ihren Gemahl, und für ihre Kinder den Vater verlohren, und der Verlust des ganzen väterlichen Erbes schien dazu unvermeidlich. Die Unterthanen aber waren ihres Schicksals ungewiß, und die sanfte, milde Regierung, die sie bisher unter ihrer geliebten Landesherrschaft genossen hatten, war ihrem Ende nahe. Zwar nahm ihnen Sophie im Namen ihrer Töchter die Huldigung ab; aber wenige Tage später erschienen preussische Gesandte zu Gailldorf, hefteten die königlichen Wappen an und erklärten, daß sie gekommen seyen, die Rechte ihres Hofes geltend zu machen. Im Winter desselbigen Jahres folgten ihnen 600 Mann preussische Truppen nach, welche von dem Lande förmlich Besitz nahmen, und die Unterthanen zwangen, dem Könige zu huldigen.

Sophiens Besorgnisse hatten sich auf die traurigste Weise bestätigt. Ihren Kindern war das väterliche Erbe entzogen; und ihr ganzes Schicksal lag in der Hand eines mächtigen Widersachers, von dem um so weniger Schonung zu erwarten war, da er seinen ersten Schritt, in ihrer Ueberzeugung, mit einem gewaltsamen

Raube gemacht hatte. Sie hat ihre damalige Gemüthslage selbst geschildert, und ihre eigenen Worte stellen das treuste Gemälde derselben dar. „Der Limpurgische Mannsstamm, sagt sie, ist erloschen, und sein Name ausgetilgt von der Erde. Unser Vater, Gatte und alles, auser Gott, liegt im Grabe. — Ein bitterer Trank ist uns eingeschenkt, von dem wir taumeln und in Unmacht sinken. — O süßer Tod, wann wirst du mich befreyen von meinen Trübsalen, und mich wieder zu dem Geliebten bringen, um nie mehr getrennt zu werden? Ist doch jeder Augenblick eines solchen Lebens schmerzlicher, denn der Tod selbst. — Schon lange stand ich mit meiner Familie am Abgrunde dieses Elends. Lange machten grausame, heftige, rachgierige Feinde, und falsche, eigennützige, treulose Freunde ihre Anschläge gegen uns; nun aber sind wir mit einemmale in die Tiefe hineingestürzt, und schwer liegt auf uns die Macht der Verfolgung, der Gefahr, des Verlusts, der Verläumdung, der Empörung, schwieriger Processe, des Betrugs, der Verwirrung und aller Trübsale; wir sehen uns ohne Rettung verlohren, und wir müßten das bittere

Elend

Elend bauen, hätten wir nicht einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode rettet."

Doch ihr Vertrauen auf Gott, ihre richtigen Begriffe von dem Werthe der irdischen Güter und von dem Zwecke der göttlichen Züchtigungen, und ihr durch eine lange Uebung erworbener, fester, standhafter Sinn, der unter keiner Widerwärtigkeit erlag, sondern immer die Kraft behauptete, ihr entgegen zu wirken, — erhielt sie muthig in allen diesen Gefahren, und es gelang ihrer Entschlossenheit und dem treuen Eifer ihrer Räthe, in Kurzem dieselben großentheils abzuwenden. Durch ihre Bitten und die gründlichen Darstellungen ihrer gerechten Sache am kaiserlichen Hofe wurde ihren Kindern wenigstens der größte Theil des Landes bald gerettet. Die Preussen zogen ab, die Huldigung ward für ungültig erklärt, und eine kaiserliche Kommission setzte die Landesherrschaft wieder in ihre bestrittenen Rechte ein.

Sie erlebte aber das Ende des Processes nicht; denn erst nach dem Regierungsantritte des großen Friedrichs ward der ganze

Handel durch einen Vergleich geschlichtet. Doch konnte sie mit der beruhigenden Gewißheit sterben, daß Limpurg als ein unstreitiges Eigenthum in den Händen ihrer Kinder und Nachkommen bleiben würde; und nach so großen Stürmen und Gefahren waren die Anmassungen, die sich Preussen noch darinn erlaubte, ein erträgliches Uebel, da man doch die Hauptsache gerettet sahe.

Sophie starb am 18. May 1722. heiter und ruhig zurücke blickend auf ihr frommes Leben, und in freudiger Hofnung des Lohns ihrer Leiden und ihrer Tugenden. Ihr folgten der Dank ihrer Kinder, das Lob ihrer Unterthanen, die Thränen der Armen, der Beyfall der Weisen und der Segen der Rechtschaffenen.

Weibliche Schönheit.

(Ein Fragment.)

„Dieß weiße Band, Mama, steht nicht am besten zu Ihrem übrigen Anzuge,“ — sprach Agathe zu ihrer sechzigjährigen Mutter, indem sich beyde anschickten, eine große Gesellschaft zu besuchen.

„Was

„Was liegt daran, erwiederte die Alte; in meinen Jahren muß man auf alle Approbation Verzicht thun können.“ Indeß gieng sie in ihr Kabinet und vertauschte das weiße Band mit einem blauen.

Ich saß zur Seite auf dem Kanapée, und sahe dem Handel schweigend zu, und dachte bey mir selbst: Es bleibt dabey, die Weiber sind alle eitel, von der Wiege bis ins Grab, — und alle wollen gefallen, — und keine verschmäht auch nur das kleinste Mittel, um das durch die Kunst zu ersetzen oder zu verschönern, was die Natur verweigert oder gegeben hat.

Ja, dieses Streben nach Schönheit ist in der Weiberwelt allgemein, und man findet es sowohl bey der nackten Negerin in Afrika, sollte sie auch ihren Leib nur mit einer Schärpe von Baumrinde umgürten, als bey der Europäerin am geschmackvollsten und glänzendsten Hofe.

Die Sineserin malt ihre Wangen roth, und hemmt das Wachsthum ihrer Füße, indem sie dieselben in kleine kupferne Schuhe preßt; die Japanerin färbt ihre Lippen violet; die

Siamerin setzt an die langen Nägel ihrer Finger noch einen Vorschuß von Kupfer; das russische Mädchen erbettelt um Gottes willen eine kleine Gabe, um sich Schminke kaufen zu können; die Gallaerin flicht Ochsendärme in die Haare, und salbt ihren Leib mit Fett; die Floridanerin bestreicht ihre olivenfarbe Haut mit Pflanzensaft; die Indianerin in Amerika umhängt sich mit Perlen- und Korallenschnüren, und zwingt einen Ring in die Scheidewand ihrer Nase; die Otahaiterin äzt tausend Figuren mit schwarzer Farbe in ihre Haut; das deutsche Mädchen und das deutsche Weib lassen sich rouge a la Reine und rouge de Portugall aus Paris kommen; — und das thun sie alle, weil sie alle schön seyn wollen.

Schönheit — ein so allgemeiner Zweck, und durch eine so große und sich oft so widersprechende Verschiedenheit der Begriffe von derselben! Bey dem einen Volke gilt die rothe, bey dem andern die weiße Farbe dafür; bey dem einen ein runder, bey dem andern ein spitzer Kopf; bey dem einen ein großer, bey dem andern ein kleiner Mund; bey dem einen gefallen

sogar

sogar Kröpfe und Höcker, und Ohren, die bis auf die Schultern herabhängen. Scheint es nicht, als ob unsre Mädchen nach etwas streben, was nicht an sich vortreflich ist, sondern es erst in den Begriffen der Menschen wird? Doch ist das letzte Ziel bey allen dasselbe, unter dem Nordpole wie am Nil, und am Rhein wie an der Themse, — sie wollen gefallen.

Schönheit, die blos in Haut und Farbe liegt, scheint aber wahrlich, — so laut auch die allgemeine Meynung für sie sprechen, und so thätig auch die Erfinderinnen und die Nachbeterinnen für ihre Erhebung arbeiten mögen, — so vieler Sorgen und so vielen Bemühens nicht werth zu seyn. Denn diese Schönheit ist doch blos eingebildet, und das Gefallen an derselben beruht auf keinem Vernunftbegriffe, sondern auf einer blosen Gewohnheit. Oder sind nicht alle Farben schön? — Und ist die Kraft und Derbheit der Natur verächtlich neben dem zarten, papiernen, marcipanenen Schmucke der Kunst? — Und doch wollen alle Mädchen und alle Weiber roth und weiß und glatt und zart seyn, und wenn sie merken, daß sie es nicht

sind, so kommen sie mit Karmin, Eyerweiß, Rosenwasser, Venetianischer Seife, Zuckerkandis und wie diese schönen Sachen weiter heißen, und machen die Schnitzer der stümperhaften Natur wieder gut.

Arme Mädchen, daß ihr so viele Mühe anwendet, und so viel aufopfert für eine Sache, die ihr auf einem leichtern Wege viel besser haben könnt, und die sich bey eurer Weise am Ende selbst zerstöhrt! Seyd arbeitsam und geschäftig, genießet die freye Luft, macht eurem Körper Bewegung, gebt euren erkünstelten Bedürfnissen gute Nacht, verbannt die Laster der Mode, denen ihr fröhnt, badet euch in frischem Wasser, sorget weislich für die Erhaltung eurer Gesundheit und eurer Gemüthsruhe, und die Natur wird euch alles das, was ihr wollt, in einer weit größern Vollkommenheit geben, als die Kunst. Vielleicht wird sie euch das Zarte und Feine, das euch die Letztere verschaft, versagen; aber sie wird euch dafür mit wahrhafter Schönheit schmücken, ihr werdet euch mit keinem trügerischen Scheine brüsten, und eure daurenden Reize lange noch erhalten, wenn eure Swestern unter der künstlichen Decke, womit sie ihre

Wan=

Wangen überschleyern, in der Blüthe des Lebens die Runzeln des Alters und die Farbe des Todes verbergen.

Doch so sehr ich alle künstliche Schönheitsmittel verdamme, so weit bin ich davon entfernt, dasselbe Urtheil über die Schönheit selbst zu fällen. Aber ich verstehe unter Schönheit blos die im Bau des Körpers und in der Bildung des Gesichts ausgedrückten Züge von Geist und Tugend, und nur das halte ich für einen würdigen Zweck des Bestrebens. Er ist auch ohne künstliche Mittel und ohne Betrug erreichbar. Bemühet euch, einen gebildeten Verstand und ein tugendhaftes, edles, reines Herz zu erringen, so werden euch auch die äusern Zeichen desselben nicht fehlen.

Was man weiter Schönheit heißen mag, ist ein Geschenk des Zufalls, und so wie jedes andere Geschenk nicht hinweg zu werfen. Aber wer es nicht empfangen hat, thut thöricht, wenn er sich über diesen Verlust grämt, und noch thörichter, wenn er denselben durch armselige Nachäffungen zu ersetzen sucht. — Und wozu hilft es dir auch, in diesem Sinne schön zu seyn, dir und deinem Gatten und deinen

 Kin=

Kindern? Und wie viele Gefahren bereitet es dir? Und wie bald welkt diese Schönheit dahin? — — Traue der Farbe nicht so viel, schöner Knabe, die weißen Waiden läßt man verdorren, die schwarzen Brombeere werden aufgelesen.

Ich möchte das Mädchen sehen, die ihre Hand einem Manne bieten könnte, von dem sie wüßte, daß er in der Wahl seiner Lebensgenossin jene Schönheit zu seinem ersten Bestimmungsgrunde mache. Nur allzu oft ist die Natur betrügerischen Künstlern gleich, welche die schlechteste Waare am reichlichsten verzieren. Werden aber diese Betrüger einen aufmerksamen und prüfenden Kenner täuschen?

Seyd ihr erst stolz auf diese Verzierung der Natur, — welche Thorheit! Wie könnt ihr stolz seyn auf etwas, was ihr doch nur empfangen habt, und was dabey vor der Vernunft so wenig gilt? — Man zeigt den Reisenden zu Bologna das Gerippe einer der ersten Schönheiten Italiens. Sie hat es sterbend ihren Mitschwestern zur Lektion vermacht, damit sie sich bey dem Anblicke desselben erinnern, was am

Ende

Ende von all ihrer Herrlichkeit übrig bleibt. Ach wie oft fällt einem aufmerksamen Beobachter des weiblichen Geschlechts das Gerippe zu Bologna ein?

Das Streben nach Schönheit ist die Mutter der Putzsucht, und diese nur allzu oft die Mörderin des guten Geschmacks, der Gesundheit, der Tugend und des Familienwohls. Man will im Aeusern gefallen, und wirft darüber das Innere hinweg. Um das Lob der Thoren und der Gecken bietet man seinen Herzenswerth und seine Ruhe feil.

Schönheit kann wohl Bewunderung erregen, aber nie Achtung. Macht euren Weibern begreiflich, sagt der alte Weise aus Zeno's Schule, daß nicht Zierde und Schmuck, sondern allein Bescheidenheit, Züchtigkeit und Mässigung ihnen ein Recht auf unsre Achtung geben.

Man kann die Aussteuer der Natur erhöhen; aber nicht durch Schminke, nicht durch Geschmeide, noch weniger durch ein Gewand, das die Lust der Männer reizet; — sondern durch Anstand, Sanftmuth, Freundlichkeit und milden Ernst.

Wenn

Wenn du, meine Tochter, mit einem richtigen Ebenmaaße des körperlichen Baues, und mit einer Bildung, die den Charakter der Herzensgüte und der Humanität ausdrückt, einen gesunden Verstand und einen tugendhaften Willen verbindest, und deinem Aeusern Anmuth und Geschmack zu geben suchst, so bist du mehr als schön, und das Lob aller derjenigen ist dir gewiß, die deiner Aufmerksamkeit allein werth sind, — das Lob der Weisen.

Ende des zweyten Bandes.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	16	bleibt weg: davon.
—	33	—	11	statt heurigen — heutigen.
—	39	—	20	— Soupee — Souper.
—	71	—	4	— haben — holen.
—	102	—	18	— Illniesen — Illenesen.
—	212	—	21	— Brancha — Bramha.
—	225	—	21	bleibt weg: von.
—	229	—	5	statt Feyer — Freyer.

Mehrere unbedeutende Fehler werden die Leserinnen selbst verbessern.

L.D.
Pahl
2

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pahl, Johann Gottfried <<von>>,

Lesebuch für das schöne Geschlecht in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen

Bd.: 2.

Nördlingen 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5206 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261339-2
VD18 80284205-001